Joachim Söder-Mahlmann

# Imperien der Träume

*Die Transformation der europäischen Gesellschaften im Zeitalter der Entdeckungen, ca. 1420–1780*

*Institut für Soziologie*

*Leibniz Universität Hannover*

Überarbeitete Fassung, Oktober 2019

»Ich habe noch keine Daten. Es ist ein kapitaler Fehler zu theoretisieren, ehe man Daten hat. Unvernünftigerweise verdreht man dann die Fakten, damit sie zu den Theorien passen, anstatt seine Theorien den Fakten anzupassen«

(Sherlock Holmes, "A Scandal in Bohemia")

*Titelillustration: Willem van de Velde der Jüngere, "The Resolution in a Gale"(1678)*

**INHALT**


| | | |
|---|---|---|
| | Vorwort | 5 |
| 1. | Thematische Einführung: "Entwicklung" und "Unterentwicklung" | 13 |
| 2. | Kohle und Kolonien – die große Wegscheide? | 20 |
| 3. | Der lange Schatten des Schwarzen Todes | 35 |
| 4. | Entdecker, Händler und Soldaten | 55 |
| 5. | Amerikanisches Silber und chinesische Seide | 72 |
| 6. | Das goldene Zeitalter der Niederlande | 82 |
| 7. | Der lange Weg nach Plassey | 99 |
| 8. | Zwei hundertjährige Kriege | 122 |
| 9. | Handel, Macht und Reichtum | 142 |
| 10. | Kohle, Dampf und Baumwolle | 158 |
| 11. | Eine Revolution des Fleißes | 177 |
| 12. | *In Pursuit of Happiness* | 201 |
| | Resümee | 218 |

Appendix A:
*Die vormodernen Volkswirtschaften in der "ökologischen Sackgasse"* 227

Appendix B:
*Interregionaler Handel um ca. 1000 u.Z.* 228

Appendix C:
*Entwicklung des globalen Handels zwischen ca. 1300 und 1800* 229

Appendix D:
*Übersicht der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung in Nordwesteuropa vom Hochmittelalter bis zur Neuzeit* 233

Appendix E:
*Idealtypische Strukturen der mittelalterlichen englischen Landwirtschaft* 234

Literatur 235

## Vorwort

»Nicht in den kühnsten Träumen der Jugend hätte er die verlockenden Ausmaße eines so außerordentlichen Triumphs erahnen können. Denn es mag sehr wohl sein, daß er in dem kurzen Moment seines letzten stolzen und unerschrockenen Blicks das Antlitz jener großartigen Gelegenheit sah, die, wie eine Braut des Ostens, verschleiert an seine Seite getreten war« (Joseph Conrad, *Lord Jim*)

Beinahe tausend Jahre träumte Europa von Ländern jenseits des Meeres. Bereits die Kreuzfahrer suchten in Palästina – das sie *Outremer* nannten, "Übersee" – nach Ruhm, Reichtum und Erlösung. Zwar gingen die christlichen Reiche an der Levanteküste bald wieder verloren, doch ab dem 16. Jahrhundert setzte ein scheinbar unaufhaltsamer globaler Siegeszug des Abendlandes ein, das schließlich nicht nur Amerika erobert, sondern auch Indien und China, das einstmals so mächtige "Reich der Mitte", unterworfen hatte. Was die Entdecker, Händler und Soldaten aus Portugal, Spanien, den Niederlanden, Frankreich und England in weit entfernte Weltgegenden lockte, waren die Reichtümer, die ihrer dort vermeintlich harrten. Aber wenngleich sie ursprünglich aufgebrochen waren, um Edelmetalle und Gewürze zu finden, hielten die fernen Küsten schließlich noch gänzlich andere Dinge bereit, Produkte, deren Wert schon bald die Gold- und Silberladungen der spanischen Schatzflotten und die Gewürzfracht der Karacken des portugiesischen *Estado da Índia* weit in den Schatten stellte. Während in Brasilien und der Karibik aus Afrika verschleppte Sklaven auf Plantagen Zuckerrohr anbauten, luden am anderen Ende der Welt, an den Gestaden des Indischen Ozeans und des Südchinesischen Meers, portugiesische, niederländische und englische Schiffe Seiden– und Baumwollstoffe, Tee und Porzellan – Güter, welche die europäische Alltagskultur grundlegend veränderten. Der stetig anwachsende Konsum dieser "Kolonialwaren" ging einher mit einer tiefgreifenden Transformation der gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse in Nordwesteuropa, die schließlich in zwei für die Prägung des modernen Europa entscheidenden Entwicklungen mündete: der Industrialisierung und Demokratisierung des Kontinents.

Welcher Zusammenhang bestand zwischen der überseeischen Expansion Europas und dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel? Dieser Frage will ich mich im folgenden widmen, ohne allerdings behaupten zu können, sie einer finalen Antwort zuzuführen. Ein derartiges Unterfangen wäre nicht nur angesichts des betrachteten Zeitraums, der notwendig einzunehmenden globalen Perspektive und der Komplexität des Gegenstands allzu vermessen; da die jeweiligen Phänomene Teil eines umfassenden Ganzen waren bzw. sind verbietet sich zudem eine simplifizierende Konstruktion von Kausalitäten. Mein Ziel besteht vielmehr primär darin, ein Bild der historischen Entwicklung nachzuzeichnen, welches der Leserin und dem Leser nahebringt, wie wir zu dem wurden, was wir sind – und welchen Beitrag jene wagemutigen Seeleute dabei leisteten, die von England nach Indien oder China und zurück segelten, damit ihre Landsleute Tee aus einer Porzellantasse trinken und ihren Tisch mit einem Tuch aus Baumwolle decken konnten. Ich werde mithin die ökonomische und soziokulturelle Entwicklung Europas sozusagen durch die "Linse" der mit der maritimen Expansion einhergehenden veränderten Konsumgewohnheiten beschreiben, um schließlich jene Triebkräfte zu analysieren, welche für die anhaltende Dynamik der modernen Industrie- und Konsumgesellschaft verantwortlich sind.

Den Kern dieser Studie bildet zwar die historische Rekonstruktion, da aber die vorstehenden Sätze als Problemskizze bei weitem zu knapp geraten sein dürften, werde ich in einem *ersten einführenden Kapitel* zunächst kurz erläutern, welche Faktoren üblicherweise als entscheidend für wirtschaftliche Entwicklung respektive Wachstum betrachtet werden. Der Gegenpol von "Entwicklung" ist "Unterentwicklung", und tatsächlich entstammen weite Teile des entwicklungstheoretischen Diskurses der Debatte über Entwicklungshemmnisse, d.h. die Frage, warum die Länder der sog. "Dritten Welt" auch nach Erlangung bzw. Gewährung der politischen Unabhängigkeit derart gravierende ökonomische Defizite aufweisen.

Eine aktuelle Facette dieser bis in die 1950er Jahre zurückreichenden Diskussion ist jüngeren Ursprungs und zielt auf die Frage ab, warum in China im 18. Jahrhundert im Unterschied zu England kein Prozeß der Industrialisierung einsetzte. Die Reflexion darüber, was England damals vom "Reich der Mitte" unterschied mag auf den ersten Blick als recht "akademisch" anmuten, tatsächlich aber illustrieren die von unterschiedlichen Autoren, allen voran Kenneth Pomeranz, diesbezüglich angeführten Argumente exemplarisch die Kernproblematik, mit der ich mich im vorliegenden Text auseinandersetze, weshalb ich im *zweiten Kapitel* in Fortführung der thematischen Einführung ausführlicher die Debatte über Ursachen und Rahmenbedingungen der Industriellen Revolution nachzeichnen werde. Letztendlich dürfte England sich bereits um 1750 auf einem gänzlich anderen Entwicklungspfad befunden haben als China, mit dieser Feststellung ist aber noch nichts darüber gesagt, *warum* und *wann* das Land einen Weg beschritt, der letztendlich in ökonomischer Stagnation und politischem Chaos endete.

Um den Wurzeln dieser "großen Divergenz" nachzuspüren, werde ich mich im *dritten Kapitel* weit in der Zeit zurückbewegen und auf die gesellschaftlichen und ökonomischen Transformationsprozesse fokussieren, welche im Europa des ausgehenden Mittelalters einsetzten – möglicherweise als Konsequenz der großen Pestepidemie Mitte des 14. Jahrhundert. Die Rekonstruktion einerseits der historischen Entwicklungen und andererseits der diesbezüglichen Debatte bildet das Scharnier zwischen dem systematischen und dem historisch-empirischen Teil dieser Studie und liefert den Bezugsrahmen für die nachfolgende Rekonstruktion der überseeischen Expansion Europas.

Während der Aufbau des portugiesischen Handelsimperiums im Osten und die Eroberung Amerikas durch spanische Konquistadoren (Gegenstand des vierten und fünften Kapitels) noch weitgehend von mittelalterlichen Strukturen und Mentalitäten geprägt sind, markiert die Gründung der niederländischen und englischen Ostindienkompanien einen deutlichen diesbezüglichen Wandel, den Beginn des modernen Welthandels. Während allerdings die im sechsten Kapitel beschriebene ökonomische Blüte der Niederlande ein in historischen Maßstäben kurzlebiges Phänomen blieb, markiert der Aufbau des Handelsimperiums der *East India Company* (*siebtes Kapitel*) in vielfältiger Hinsicht den Beginn eines neuen Zeitalters – für England, für Europa, aber auch für Indien, China und Amerika. Gegenstand der *Kapitel 8 bis 11* ist deshalb eine dezidierte Bestandsaufnahme der ökonomischen, gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Entwicklung in England, welche einerseits in der Herausbildung einer neuen, um "Kolonialwaren" zentrierten Konsumkultur und andererseits in der beginnenden Industrialisierung gipfelt. Das 18. Jahrhundert war nicht allein von ökonomischen, politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen geprägt, sondern nicht zuletzt auch von einer Bewegung, die einige Autoren, meines Erachtens sehr zu Recht, als "Konsumrevolution" etikettiert haben.

Die Entwicklung Sphären der Herstellung (Industrie) und Verteilung (Märkte) von Gütern wurden in der Vergangenheit ausführlichst rekonstruiert und analysiert, für den Bereich des Konsums ist dies nicht näherungsweise zu konstatieren. Dies ist um so erstaunlicher angesichts der Tatsache, daß das Verlangen der Konsumenten die primäre Triebkraft des ökonomischen Prozesses ist. Die abschließende Reflexion des Zusammenhangs zwischen expansiver Produktion und Konsumption, mithin die Frage nach den Wurzeln unseres scheinbar grenzenlosen Verlangens, kann mangels belastbarer empirischer Studien nur kursorisch und explorativ sein, sollte aber dennoch die Leserin und den Leser in die Lage versetzen, Ökonomie, Kultur und Gesellschaft in einem neuen Licht zu betrachten. Ich habe mich zumindest bemüht, meine Ausführungen so zu gestalten, daß die Argumentation auch für ein interessiertes Publikum ohne fundierte Vorkenntnisse verständlich ist; da aber der Text aber annähernd den gesamten Globus und annährend sieben Jahrhunderte umspannt (und ich mich zudem mit diversen Theoriekonstrukten auseinandersetze), ist wahrscheinlich unvermeidlich, daß ich den einen oder anderen Punkt nicht derart ausführlich darstellen konnte, wie vielleicht zu wünschen wäre. Ich hoffe, daß sich dennoch meine eigene Begeisterung für das Thema (bzw. die Themen) auf die Leserinnen und Leser überträgt.

An dieser Stelle erscheint es mir notwendig, noch einige klärende Anmerkungen zu machen, um mögliche Mißverständnisse bei der Lektüre zu vermeiden. Zunächst sollte insbesondere der fachkundige Teil des Publikums dem Sachverhalt Rechnung tragen, daß ich mit den verwendeten Begriffen pragmatisch umgehe und ihnen nicht allzuviel (eigenes) Gewicht beimesse. Man kann sich, um das vielleicht sinnfälligste Beispiel herauszugreifen, schwerlich mit der gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklung Europas befassen, ohne auf die Herausbildung der kapitalistischen Wirtschaftsweise einzugehen. Mit dem Begriff "Kapitalismus" wurden und werden allerdings gänzlich unterschiedliche Phänomene bezeichnet, deren Zusammenhang erst noch zu klären wäre, weshalb ich bereits an dieser Stelle eine klärende Anmerkung machen will. Rodney Hilton zufolge bezeichnet "Kapitalismus" in der marxistischen Tradition lediglich ein bestimmtes gesellschaftliches Verhältnis, und zwar dasjenige zwischen dem Kapitalisten, dessen Eigentum die Produktionsmittel sind, und des "doppelt freien" Lohnarbeiters, der einerseits außer seiner Arbeitskraft über keine eigenen Mittel zur Sicherung seines Lebensunterhalts verfügt, und andererseits nicht persönlich an seinen Arbeitsgeber gebunden ist. Der Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus manifestiert sich aus Perspektive der arbeitenden Bevölkerung durch die Auflösung der personalen Bindungen ("Knechtschaft") und den Entzug der Subsistenzmittel (Hilton 1952: 195). Mittlerweile übersteigen aber die Konnotationen des Begriffs diese Definition bei weitem, sowohl in deskriptiver als auch in wertender Hinsicht. Ob das im Einzelfall gerechtfertigt ist oder nicht, vermag ich nicht zu entscheiden (sicher scheint mir lediglich zu sein, daß Habgier und Ausbeutung kein Resultat, sondern eher Existenzbedingungen des Kapitalismus sind); da ich aber der Auffassung bin, daß neben dem von Hilton beschriebenen Merkmal für die modernen Volkswirtschaften auch die Ablösung personaler Tauschbeziehungen durch Markttransaktionen ist, werde ich im folgenden von "kapitalistischer Marktwirtschaft" sprechen solange ich nicht die Positionen anderer Autorinnen und Autoren wiedergebe. Wenn es um eine bestimmte Form der Organisation der Produktion geht, verwende ich hingegen den Terminus "Industriegesellschaft". Ein weiterer möglicherweise mißverständlicher und problematischer Begriff ist "modern" (vgl. z.B. Goody 2004: 6f.). Ich verwende dieses Etikett rein deskriptiv, es soll lediglich si-

gnalisieren, daß die so bezeichneten Verhältnisse den heutigen weitgehend ähneln, und nicht im Sinne des im folgenden ersten Kapital dargestellten "modernisierungstheoretischen" Diskurses. Man sollte aber wie gerade erwähnt Begriffen ohnehin nicht zu viel Gewicht beimessen, alle von mir beschriebenen Sachverhalte sollten aus dem Kontext heraus deutlich werden.[1]

Die folgende Rekonstruktion gesellschaftlicher Transformationsprozesse umfaßt nicht nur unterschiedliche historische Epochen und geographische Regionen, sondern bezieht sich auch auf unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen. Aber auch diesbezüglich sollten keine Mißverständnisse aufkommen, wenngleich ich mich schwerpunktmäßig auf historiographisches Material stütze, ist dies *keine* geschichtswissenschaftliche sondern eine soziologische Ausarbeitung. Ich beziehe mich zwar zu weiten Teilen auf Arbeiten, die im Kontext der neueren Welt- bzw. Globalgeschichtsschreibung entstanden sind, folge diesem Paradigma, welches den Blick auf historische Prozesse "dezentrieren" will, aber nicht. Der Vergleich zwischen England auf der einen und China oder Indien auf der anderen Seite hat vor allem den Zweck, die sehr spezifische Entwicklungslogik der nordwesteuropäischen Gesellschaften und Volkswirtschaften vor dieser Negativfolie herauszuarbeiten. Wie bereits erwähnt verfolge ich letztlich das Ziel, die Verfaßtheit des Menschen in der Konsumgesellschaft zu klären, und zu diesem Zweck nehme ich hier den Begriff tatsächlich wörtlich. Mir geht es auf den folgenden Seiten nicht zuletzt um die gesellschaftliche Bedingtheit neuzeitlicher respektive "moderner" Konsummuster, und diese sind historisch in den Niederlanden und vor allem England entstanden – nicht zuletzt auch infolge der maritimen Expansion der Europas.

Soviel zu Programm und Perspektive der vorliegenden Studie. Die Arbeit hat eine lange Vorgeschichte, auf die ich im folgenden noch etwas ausführlicher eingehen will, da sie vor allem für das fachkundige Publikum von Interesse sein dürfte. Schon während meines Studiums an der Universität Hannover in den 1980er Jahren besuchte ich wann immer mir das möglich war ein interdisziplinäres Colloquium, das den Namen "*Peripherie und Zentrum*" trug. Dort trafen sich Lehrende und Studierende aus den Bereichen Geschichtswissenschaft, Soziologie, Politik- und Religionswissenschaft, um die Ursachen des Phänomens "Unterentwicklung" zu diskutieren. Angesichts des programmatischen Namens der Veranstaltung war es fast unvermeidlich, daß ich spätestens in den frühen 1990er Jahren Immanuel Wallersteins "*Das moderne Weltsystem*" las. Dieses Buch, in dem der Autor die These einer systematischen Beziehung zwischen "Entwicklung" und "Unterentwicklung" vertritt beeindruckte mich damals allerdings nicht übermäßig. Einerseits war mir der Reduktionismus des Autors suspekt, sein Versuch der Rückführung eines komplexen Phänomens auf den ungleichen Austausch zwischen "entwickelten" und "unterentwickelten" Weltteilen einzige wirkende Ursache erschien mir als wenig galubwürdig; andererseits störte mich der starre Determinismus, den Wallerstein bezüglich der Herausbildung jenes "Weltsystems" unterstellte. Anstatt mich zur Welt-Systemtheorie zu bekehren und mich dem Studium der Geschichte zuzuwenden, untersuchte ich im Anschluß an meine Promotion auf Grundlage des verfügbaren ethnographischen Materials die Art und Weise, wie in unterschiedlichen Kulturen wirtschaftliche Beziehungen konzipiert sind auf der rein systematischen Ebene – vor dem Hintergrund

[1] Mir geht es um die Rekonstruktion von Sachverhalten und *nicht* um die adäquate Definition oder Rezeption von Begriffen. In sog. "primitiven" Kulturen glauben die Menschen beizeiten, den Namen einer Person oder Sache zu kennen hieße Macht über sie zu haben; da ich diesen Glauben nicht teile, verzichte ich auf die allzuoft recht fruchtlose "Arbeit am Begriff".

der Art und Weise, wie diese Differenzen aus Perspektive der "entwickelten" Industriegesellschaften wahrgenommen werden, der Selbstwahrnehmung und –Mystifizierung der eigenen Kultur.

Die vergleichende Bestandsaufnahme von ökonomischen Beziehungen und Weltauffassungen mündete schließlich in meiner Habilitationsschrift, die den Titel "Soziale Tatsachen und kollektive Vorstellungen" trägt und in gewisser Hinsicht den Blickwinkel auf die europäische Wirtschaftsgeschichte vorgibt, den ich im folgenden einnehme. Ich hatte diesen Text gerade fertiggestellt und war auf der Suche nach passenden Themen für den Vortrag vor der Fakultät, als erneut die Welt-Systemtheorie Gegenstand des (mittlerweile in "*Transformation Studies*" umbenannten) Colloquiums wurde; das Programm des Wintersemesters 2004/2005 trug den Titel "*Wallerstein und die Folgen*". Mich interessierten allerdings weniger die zwischenzeitlichen Entwicklungen innerhalb des Theoriegebäudes, als das, was in einer der Sitzungen als Teil der "Folgen" verhandelt wurde: ein Buch des bereits erwähnten amerikanischen Historikers Kenneth Pomeranz mit dem Titel "*The Great Divergence*" (auf deutsch etwas "*Die große Wegscheide*"). Die Frage, warum in England im 19. Jahrhundert ein Prozeß sich selbst verstärkenden industriellen Wachstums einsetzte, während zeitgleich die chinesische Ökonomie kollabierte und das "Reich der Mitte" im Chaos versank, hat mich seitdem nicht mehr losgelassen. Zwar hatte Pomeranz im Grunde lediglich einmal mehr die alte Frage nach den Ursachen und Wurzeln der Industriellen Revolution gestellt; die Art und Weise, wie er sie stellte, war aber durchaus originell – ebenso wie die von ihm vertretenen Thesen.

Die positive Resonanz, die mein Habilitations-Vortrag erfuhr, bestärkte mich, an dem Gegenstandsbereich weiter zu arbeiten; zwischenzeitlich konnte ich die Ergebnisse der Recherchen sowie meine vorläufigen Schlußfolgerungen in zwei Seminaren mit einer sehr engagierten Gruppe von Studierenden diskutieren. Das Interesse am Thema könnte nicht zuletzt auch daraus resultieren, daß die Relevanz der von Pomeranz angestoßenen Debatte unmittelbar einsichtig ist. Indem er die These vertritt, der Niedergang Chinas resultiere daraus, daß das Land in eine ökologische Sackgasse geriet, aus der es sich nicht zu befreien vermochte, weil die Nutzung des verfügbaren Landes nicht weiter intensiviert werden und fossile Brennstoffe (in Gestalt von Kohle) nicht erschlossen werden konnten, impliziert er die Frage, ob wir uns heute – am vermeintlichen Ende des Zeitalters der fossilen Energien – global nicht in einer ganz ähnlichen Situation befinden wie das "Reich der Mitte" um ca. 1830. Ich will und muß mich hier allerdings mit dieser Erwähnung begnügen, für eine adäquate diesbezügliche Einschätzung mangelt es mir an der nötigen Sachkenntnis.

Mein Interesse gilt denn auch weniger den "Grenzen des Wachstums" als jenen Kräften, welche die wirtschaftliche Entwicklung vorantreiben (diesbezüglich knüpfe ich erneut an die Fragestellung meiner Habilitationsschrift auf). Es wäre völlig unangemessen, diesbezüglich die Herausbildung der modernen Industriegesellschaft in ihrer konkreten Ausprägung als Triumph einer universellen Rationalität beziehungsweise "natürliches" Ergebnis "natürlicher" Bedingungen begreifen zu wollen. Bereits im Rahmen des gerade erwähnten typologischen Vergleichs von ökonomischen Beziehungen und Weltauffassungen in unterschiedlichen Gesellschaften hatte ich erkannt, daß sich sog. "primitive" Stammeskulturen von der modernen Industriegesellschaft nicht nur hinsichtlich der Sozialstruktur, der Vergesellschaftungsformen und der technologischen Mittel unterschieden, sondern daß die Menschen auch jeweils sehr verschiedenen Handlungsimperativen folgen. Insofern Rationalität sich immer an der Relation von Zwecken und

Mitteln bemißt – menschliches Handeln ist dann rational, wenn gegebene Zwecke auf möglichst effiziente Art und Weise erreicht werden – ist es denn auch nur sehr begrenzt möglich, das Denken und Handeln von Menschen in fremden Kulturen (oder diese Kulturen per se) als "Irrational" zu etikettieren, weil diese unter Umständen gänzlich andere Ziele verfolgen als der westliche Beobachter, der ihre Handlungen aufzeichnet.
Am Ende dieser Ausführungen steht die Auseinandersetzung mit Rationalitätsdefiziten, mithin der Frage, warum die Menschen in unserer Gesellschaft immer mehr konsumieren, obwohl die Erfahrung ihnen sagen müßte, daß ein mehr an Konsum sie nicht glücklicher macht – und sie erkennen sollten, daß das Ausmaß an Verschwendung die ökologische Basis der Ökonomie untergräbt. Um diese Frage zu beantworten wäre zunächst das zu rekonstruieren, was der französische Psychoanalytiker André Green einmal als "psychische Ökonomie von Zivilisationen" bezeichnete. Davon sind die Gesellschaftswissenschaften nach wie bedauerlicherweise weit entfernt; als ich Anfang der 1990er Jahre im Fach Sozialpsychologie promovierte hegte ich die Hoffnung, zu diesbezüglichen Einsichten zu gelangen, das Ergebnis war allerdings ausgesprochen ernüchternd – und es dürfte heute kaum anders ausfallen.

Die vorliegende Ausarbeitung ist mithin bezüglich der Frage nach den Triebkräften, welche die dynamisch expandierenden Ökonomie der Industrie- respektive Konsumgesellschaft zugrunde liegen, lediglich eine vorläufige Bestandsaufnahme, ein Schritt auf einem weiteren Weg.

Für Diskussionen und wertvolle Hinweise danke ich vor allem Nélia Alves Bergano, Helmut Bley, Ted Fischer, Jan Hendrik Lübben, Sebastian Matthes, Anna Schulze-Holste, Torsten Siegmeier und Alexa Stiller. Besonderen Dank schulde ich Mario Daniels und Philipp Schaumann, die eine erste Fassung des Manuskripts gelesen und kritisch kommentiert haben. Für alle inhaltlichen Fehler bin selbstverständlich allein ich verantwortlich.

Hannover, Mai 2014

**Anmerkung zur überarbeiten Fassung von 2018**

Nach intensiven Diskussionen des vorliegenden Skripts (bzw. von Teilen) in unterschiedlichen Kontexten schien es mir angebracht, den Text nochmals geringfügig zu überarbeiten. Ich danke diesbezüglich insbesondere Finn Beckmann, Rebecca Hausig, Christoph Kollrodt, Insa Kriwall, Christina Lokk, Lisa Ruben, Rasmus Bonde Schmidt und Jannik Schnare für ihre vielfältigen Anregungen.

Einige der Fragestellungen, die insbesondere in zwei Seminaren zu "Entwicklung" und "Unterentwicklung" aufgeworfen wurden, konnte ich allerdings nicht in angemessener Weise aufgreifen. Insbesondere die dezidierte Diskussion "nachholender Modernisierung" (nicht nur in Bezug auf Afrika oder Lateinamerika, sondern auch auf die weiterhin bestehende Kluft zwischen West- und Osteuropa) hätte den Rahmen dieser Untersuchung nicht allein im Hinblick auf den Untersuchungszeitraum gesprengt. Ich hoffe, in absehbarer Zeit eine eigenständige diesbezügliche Abhandlung vorlegen zu können. Gleiches gilt für die Analyse der Dynamik der modernen "Konsumgesellschaft", auch zu diesem Topos wäre vielleicht etliches nachzutragen, was über die Rekonstruktion in diesem Text (und die zusammenfassende Darstellung in einem daraus hervorgegangenen Buchbeitrag, vgl. Söder-Mahlmann 2015) hinausgeht; da die entsprechenden Recherchen und Überlegungen aber noch längst nicht abgeschlossen sind, habe ich ebenfalls darauf verzichtet.

Wenn die Lektüre mithin zwar vielleicht nach wie vor mehr Fragen aufwirft als sie zu beantworten vermag, aber zumindest ein nachhaltiges Interesse weckt, sich intensiver mit diesen Fragen zu befassen, sollte das letzten Endes sowohl für die Leserinnen und Leser als auch für den Autor nichtsdestotrotz durchaus zufriedenstellend sein.

1

## Thematische Einführung: "Entwicklung" und "Unterentwicklung"

Länger als ein Menschenalter hatten sie auf diesen Tag hingearbeitet. Auf Geheiß Prinz Heinrichs, der unter dem Beinamen "der Seefahrer" in die Geschichte einging, begannen portugiesische Schiffe 1418, die afrikanische Küste auf der Suche nach einer Passage in den Indischen Ozean zu erkunden. Nachdem es Bartolomeu Dias im Januar 1488 gelungen war, das Kap der Guten Hoffnung zu umrunden, ging am 20. Mai 1498 schließlich eine von Vasco da Gama befehligte Flotte vor der an der südwestindischen Malabarküste gelegenen Stadt Kalikut vor Anker. Auch wenn der große schottische Moralphilosoph und Ökonom Adam Smith nahezu drei Jahrhunderte später die Entdekkung Amerikas und der Route nach dem Fernen Osten um das Kap der Guten Hoffnung zu den beiden größten und wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit erklären sollte, fiel für den Augenblick der Empfang, welcher dem großen Entdecker und seinen Männern zuteil wurde, nicht eben berauschend aus. Die Portugiesen waren in den Augen der Inder wenig mehr als schmutzige und unkultivierte Abenteurer, sie verfügten zudem über praktisch keine Handelsgüter, die im Osten konkurrenzfähig gewesen wären (vgl. Parry 1966: 259). Dennoch handelte es sich bei da Gamas Schiffen um die Vorboten eines Weltteils, der sich Mitte des 18. Jahrhundert anschicken würde, den gesamten indischen Subkontinent gewaltsam zu unterwerfen.

Während in Europa zu diesem Zeitpunkt eine außerordentlich dynamische gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung eingesetzt hatte, versank Indien – zumindest relativ gesehen – in Armut und Stagnation. Adam Smith konstatierte bereits 1776 in seinem Hauptwerk "*The Wealth of Nations*", daß »für die Bewohner sowohl West- als auch Ostindiens … der mögliche wirtschaftliche Nutzen [der Entdeckungsfahrten] in dem schrecklichen Unglück verloren [ging], das ihnen widerfuhr« (Smith 1776: 452). Aber hätten die Bewohner der Malabarküste das Schicksal ihrer Nachkommen vorausahnen können, als die Segel der portugiesischen Flotte am Horizont erschienen? War das 19. bereits im 15. Jahrhundert vorgezeichnet – und folglich die Antriebskräfte, welche hinter Portugals Ausbreitung nach Osten (und Westen) standen eben jene wirkenden Ursachen, die für die bis heute anhaltende expansive Dynamik der "entwickelten" Marktwirtschaft verantwortlich sind? Oder stellte die Umrundung des Kaps der Guten Hoffnung vielmehr so etwas wie eine historische Wegscheide dar, welche den späteren Aufstieg des "Westens" und den Niedergang des "Ostens" mehr oder weniger determinierte? War da Gamas Reise mithin Konsequenz oder Ausgangspunkt einer fundamentalen Diskrepanz der ökonomischen Entwicklung zwischen Europa und Südasien?

Die Frage nach den Ursachen dafür, daß die einen Nationen reich (und in der Regel mächtig), andere hingegen arm (und allzu oft ohnmächtig) sind, beschäftigt die Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaften seit den Tagen eines Adam Smith, und dennoch ist die Debatte bis heute nicht entschieden. Wahrscheinlich ist sie auch gar nicht pauschal entscheidbar, weil der Gegenstand bei weitem zu uneinheitlich, vielschichtig und bisweilen auch widersprüchlich ist, um eine einfache und allgemeingültige Antwort zuzulassen. Ich will nichtsdestotrotz zunächst eine grobe Skizze der gängigen Argumente liefern, die angeführt werden, wenn es um die Frage nach den Ursachen des Wohlstand und der Armut von Nationen geht. Man kann die diesbezüglichen Ansätze grob anhand von drei großen Grundmotiven unterscheiden, die jeweils als *ultima ratio* der Wurzeln der Differenz zwischen arm und reich angeführt werden: erstens "Rationalität",

lität", zweitens "Ausbeutung" und drittens "Kontingenz", d.h. geographische Gegebenheiten und Wechselfälle der Geschichte.

(a) Der erste Argumentationsstrang rekurriert auf die überlegene Rationalität sowohl der Akteure als auch der Institutionen des "Westens". Nach der von Max Weber (1922) vorgenommenen systematischen Unterscheidung zwischen "Zweckrationalität" und "Wertrationalität" verhalten sich die Menschen in der modernen kapitalistischen Gesellschaft rationaler als ihre Vorfahren oder Zeitgenossen in Kulturen, welche eher an "traditionellen" Werten orientiert sind. Zwar ist für Weber das an (restriktiven) gesellschaftlichen und vor allem religiösen Normen orientierte *wertrationale* Handeln nicht *per se* "unvernünftig", es ist aber weniger "vernünftig" als das auf die Steigerung des materiellen Wohlstands gerichtete *zweckrationale* Handeln. Im Zuge der "Entzauberung der Welt", der Ablösung einer religiös durch eine säkular fundierte Weltauffassung setzt sich demzufolge in den Individuen das durch, was Weber als "rationale Lebensführung" bezeichnet. Als deren Keimzelle identifiziert er eine spezifische ("protestantische") Ethik, welche die Menschen zur Sparsamkeit, Investition und Akkumulation anhält – mithin den "Geist des Kapitalismus" befördert, der sich schließlich im Westen durchsetzt (Weber 1904/05).

Der Unterschied zwischen "vormodernen" und kapitalistischen Handlungsorientierungen manifestiert sich diesbezüglich in der Differenz von unproduktiver Verausgabung und produktiver Investition: Im Kapitalismus wendet der Mensch sein Vermögen nicht für mildtätige Gaben an die Bedürftigen oder die demonstrative Zurschaustellung politischer und ökonomischer Macht auf, sondern investiert die ihm zur Verfügung stehenden Mittel – mit dem Ziel, diese zu mehren. Aus einer derartigen Perspektive resultiert die global ungleiche Verteilung des Reichtums primär aus einer jeweils unterschiedlichen Mentalität, die wiederum auf unterschiedlichen Niveaus von Rationalität verweist.

Diese (nordwesteuropäische) Ethik der Akkumulation und Investition konnte aber nur in einem ihr zuträglichen politisch-gesellschaftlichen Umfeld zur Entfaltung kommen. Joel Mokyr zufolge war das größte Hindernis, welches historisch das Wirtschaftswachstum begrenzte, die Existenz parasitärer Gruppen oder Klassen, die es vorzogen, auf Kosten anderer zu leben anstatt selbst produktiv tätig zu werden. Die fortwährenden Versuche, sich an der Arbeit anderer zu bereichern – »ob es sich um des Königs oder des Bischofs Steuereintreiber handelte, um Straßenräuber, korrupte Amtsträger, gierige lokale Monopolisten, um Zünfte, welche Mitgliedschaft und Produktion restriktiv kontrollierten, oder um feindliche Invasionsarmeen« – führten demnach immer wieder dazu, daß produktive Aktivitäten unterbunden wurden (Mokyr 2009: 7). Der Schutz der Gewerbetreibenden durch die Errichtung und Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols, die gesetzliche Absicherung von materiellem und geistigem Eigentum (Patentrecht) sowie ausstehenden Forderungen (Gläubigerschutz), und die Abschaffung von Privilegien und Zunftzwängen bildete den normativen Rahmen, welcher im frühneuzeitlichen Europa das wirtschaftliche Wachstum begünstigte. Darüber hinaus entstanden Institutionen, welche halfen, die sog. "Transaktionskosten" entscheidend zu senken – der Begriff bezeichnet all jene Aufwendungen, die dem Produktionsprozeß vor- oder nachgelagert sind, also Kosten für die Beschaffung von Informationen über Preise und Verfügbarkeit von Rohstoffen (Informationskosten), Kosten für den Transport und die Vermarktung der erzeugten Waren, sowie diejenigen Kosten die für die Finanzierung der Geschäftstätigkeit und die Abwicklung des Zahlungsverkehrs anfallen.

Während die Flotten Englands und der Niederlande auf den Weltmeeren die Handelsschiffe dieser Länder vor Seeräubern und feindlichen Kriegsschiffen schützten, trieb ab dem 18. Jahrhundert auch die Verbesserung der Transportwege auch im Landesinneren (Straßen und Kanäle) die Integration der Märkte für Waren, Arbeitskräfte und Kapital voran. Zahlungsmittel wie Wechsel und Papiergeld erleichterten die Abwicklung der Transaktionen erheblich, während die Gründung von Aktiengesellschaften ermöglichte, Kapitalmengen zu konzentrieren, welche die Finanzkraft einer einzelnen Person weit überstiegen. Diese Innovationen senkten nicht nur die Kosten im Umfeld der eigentlichen Produktion signifikant – für die weitere wirtschaftliche Entwicklung zentrale Aktivitäten wie die Gründung der Ostindienkompanien und (zwei Jahrhunderte danach) der Bau der Eisenbahnen wurden durch sie überhaupt erst ermöglicht. Die Neuordnung der gesellschaftlichen und ökonomischen Beziehungen in den "modernen" Gesellschaften ist auch Ausdruck eines weitgehenden politischen Konsensus. Die institutionelle Basis der Ökonomie gründet in einem Set von Normen und Regeln, welche die Akteure nicht zuletzt auch deshalb befolgen, weil sie von deren *Zweckmäßigkeit* überzeugt sind (vgl. Mokyr 2009: 7). Ich will mich an dieser Stelle nicht an der Diskussion beteiligen, ob diesbezüglich Demokratie und Kapitalismus eine notwendige Einheit bilden; historisch war in England zumindest tendenziell der wirtschaftliche Aufstieg mit einer politischen und gesellschaftlichen "Öffnung" verbunden.

Daron Acemoglu, Simon Johnson und James A. Robinson stellen in Anlehnung an Douglass C. North zudem fest, daß bestimmte Formen der Institutionalisierung deutliche mehr Anreize als andere schaffen, zum Beispiel Investitionen zu tätigen und Innovationen vorzunehmen (Acemoglu, Johnson und Robinson 2008: 73; 108). Der Begriff "Institution" meint dergestalt nicht allein "äußere" Formen der Regulierung, North zufolge strukturieren Institutionen »die Anreize im menschlichen Miteinander, seien sie politischer, sozialer oder ökonomischer Natur« (North 1990: 3), oder anders formuliert: in einem rationalen Umfeld verhalten sich auch die Akteure "vernünftig", womit der Kreis zu Weber geschlossen wäre – die gerade dargestellten Ansätze ergänzen sich und stehen keineswegs im Widerspruch zueinander.

Schließlich ging das wirtschaftliche Wachstum spätestens seit dem 18. Jahrhundert mit einem kontinuierlichen technologischen Fortschritt einher, Joel Mokyr (2009) spricht in diesem Zusammenhang von einer "industriellen Aufklärung". Zwar hatten die Chinesen einst das Papier, den Buchdruck und das Schießpulver erfunden, aber das lag zu diesem Zeitpunkt bereits Jahrhunderte zurück. All jene Erfindungen, die das Substrat der Industriegesellschaft bilden, vom automatischen Webstuhl über Eisenbahn, Dampfmaschine, Rotationspresse, Telefon, Kunstdünger, Kunststoff, Automobil, Flugzeug, Fernseher und Transistor bis hin zum Computer wurden in Europa oder Nordamerika gemacht. Die von Weber unterstellte überlegene Rationalität des Okzident scheint sich mithin auch auf der kognitiven Ebene zu manifestieren, die "Kultur des Kapitalismus" wäre folglich eine Kultur nicht nur der Investition, sondern auch der wissenschaftlich-technologischen Innovation.[2]

[2] An der Vorstellung eines durch die überlegene Rationalität der Institutionen und Akteure gekennzeichneten europäischen "Sonderwegs" wurde immer wieder heftige Kritik geübt. Im vorliegenden Kontext von besonderem Interesse sind zwei Bücher von Jack Goody, "*The East in the West*" (1996) und "*The Theft of History*" (2006), in denen der Autor dezidiert herausarbeitet, in welchem Ausmaß Ideen und Erfindungen zwischen "Westen" und "Osten" ausgetauscht wurden. Im Unterschied zu dem was John M. Hobson kürzlich (2004) behauptete, dürften aber schwerlich bis in die frühe Neuzeit hinein alle wesentlichen technologischen Errungenschaften Europa aus China stammen. Eine gute Kritik an Hobsons Buch liefert Ricardo Duchesne (2006).

Folgt man dieser Lesart, waren primär inhärente Faktoren für den wirtschaftlichen und politischen Aufstieg des Westens verantwortlich – das Vorherrschen eines rationalen Geistes und überlegener Institutionen und Technologie. Die Armut der Menschen in Lateinamerika, Afrika und Asien wäre im Umkehrschluß das Resultat von Korruption und Mißwirtschaft, inadäquater Institutionen, stagnierender technischer Entwicklung und einer Mentalität, die Verschwendung und Müßiggang harter Arbeit und Sparsamkeit vorzieht.[3] Die ab Mitte des 20. Jahrhunderts von unterschiedlichen Autoren formulierten modernisierungstheoretischen Ansätze behaupten auf Grundlage einer derartigen Diagnose, daß es angesichts des von den fortgeschritteneren Gesellschaften ausgehenden "Modernisierungsdrucks" im Zuge eines "Wettbewerbs der Nationen" zu einer zwangsläufigen Konvergenz der Entwicklungsniveaus komme – wenn in einer Gesellschaft die entsprechenden institutionellen Voraussetzungen wie freie Märkte, Rechtsstaatlichkeit und "*good governance*" gegeben seien, d.h. die Entwicklung nicht behindert werde. Einen wichtigen Beitrag zum wirtschaftlichen Wachstum leistet aus dieser Perspektive der "Freihandel", da er den einzelnen Nationen und Regionen einerseits ermöglicht, sich auf die Herstellung bestimmter Produkte zu konzentrieren,[4] und andererseits die internationale Konkurrenz die "Modernisierung" der einheimischen Produktion (d.h. die Steigerung der Produktivität) erzwingt.

(b) Die modernisierungstheoretische Perspektive, vor allem deren Betonung der Notwendigkeit des Abbaus von Handelshemmnissen zur Ermöglichung eines ungehinderten Warenaustauschs, wurde schon früh heftig kritisiert. Insbesondere die Tatsache, daß die ehemaligen Kolonien in Mittel- und Südamerika trotz intensiver Anstrengungen die Kluft zu den westlichen Industrienationen nicht schließen konnten, geriet in den Fokus der Debatte über Entwicklung und Unterentwicklung. Während liberale Ökonomen vor allem die inneren Verhältnisse dieser Länder anprangerten, legte Raúl Prebisch bereits 1949 ein Modell der asymmetrischen Beziehungen zwischen einem industrialisierten "Zentrum" und einer agrarischen "Peripherie" vor,[5] um die andauernden (und z.T. fortschreitenden) Entwicklungsdefizite der lateinamerikanischen Staaten zu erklären. Im Kern besagt Prebischs These vom "ungleichen Austausch", daß zu gleichen Kosten produzierte Produkte zu unterschiedlichen Preisen gehandelt werden, d.h. daß die Preise für Industrieprodukte "über Wert" und diejenigen für Rohstoffe "unter Wert" liegen, was eine permanente Abschöpfung von in der Peripherie geschaffenen Werten durch das Zentrum und einen anhaltenden Kapitalmangel in den "Entwicklungsländern" zur Folge hat.

Prebischs Ansatz wurde insbesondere von Immanuel Wallerstein weiterentwickelt, dessen Buch *"Das moderne Weltsystem"* (1974) so etwas wie den Kulminationspunkt

---

[3] Diese Auflistung lehnt sich an Johannes Bergers Darstellung modernisierungstheoretischer Paradigmen an (vgl. Berger 1997: Ibid.: 51f.). Eine einheitliche "Modernisierungstheorie" existiert zwar nicht, von daher spricht man besser im Plural von "Modernisierungstheorien"; die diesen Ansätzen zugrundeliegenden Annahmen und die aus ihnen resultierenden Prämissen ähneln sich aber weitgehend, so daß es mir im Rahmen dieser knappen Darstellung gerechtfertigt erscheint, sie pauschal unter einem Etikett zu subsumieren. Eine wesentlich differenziertere Darstellung der einzelnen Behauptungen und Positionen als ich sie hier liefern kann und will findet sich in dem gerade erwähnten Text Bergers.

[4] Spezialisierung und wechselseitiger Austausch generieren Adam Smith zufolge "komparative Kostenvorteile", von denen beide am Austausch beteiligte Seiten profitieren.

[5] In einem Bericht der CEPAL, der "Comisión Económica para América Latina", welcher Prebisch von 1950 bis 1962 vorstand. Einen Überblick über die von Prebisch ausgearbeiteten Konzepte gibt Nohlen (1999).

des Diskurses über ungleichen Austausch darstellte.[6] Wallerstein zielte primär darauf ab den *systematischen* Zusammenhang zwischen "Entwicklung" und "Unterentwicklung" herauszuarbeiten.[7] Im Gegensatz zu dem, was die liberalen Ökonomen im Anschluß an Adam Smith und David Ricardo behaupten, nützt arbeitsteilige Spezialisierung demnach mitnichten aufgrund der wechselseitig erzielten "komparativen Kostenvorteile" (zumindest auf lange Sicht) allen Beteiligten; "Unterentwicklung" ist kein nur vorübergehendes Phänomen, welches nach dem Abbau institutioneller Hemmnisse in den "Entwicklungsländern" verschwindet. Der Reichtum des Zentrums wird sich Wallerstein zufolge *nicht* mittels "Welthandel" ausbreiten, er *entspringt* vielmehr zum großen Teil der institutionalisierten Ungleichheit innerhalb der internationalen Handelsbeziehungen – die mit einem ausgeprägten Machtgefälle zwischen "Erster" und "Dritter" Welt korrespondiert, welches die Staaten des Zentrums befähigt, die ungleichen *terms of trade* politisch durchzusetzen und zu perpetuieren. Die "Entwicklung" Europas (und Nordamerikas) ist folglich keine rein endogene Leistung, sondern zu einem wesentlichen Teil der Aneignung der Reichtümer anderer Weltgegenden geschuldet; die anhaltende Dynamik der Ökonomien des Westens resultiert in Wallersteins Lesart vor allem daraus, daß die Peripherien das Wachstum und den Wohlstand des Zentrums finanzieren. "Entwicklung" und "Unterentwicklung" bedingen sich (vermittelt durch "ungleichen Austausch") folglich wechselseitig.[8]

Diese systematischen Implikationen wurden von Wallerstein primär historisch begründet. Grob gesprochen stellte er die These auf, daß die ökonomische Entwicklung Westeuropas nur möglich war, weil die Staaten im "Zentrum" sich ab dem 16. Jahrhundert eine "Peripherie" schufen, welche sie mit (billigen) Nahrungsmitteln und Rohstoffen versorgte, um im Gegenzug mit hochpreisigen Handwerkserzeugnissen beliefert zu werden. Afrikanische Sklaven produzierten auf brasilianischen und karibischen Plantagen Zucker, indianische Zwangsarbeiter gruben in Potosí nach Silber, und leibeigene Bauern bauten östlich der Elbe Getreide für das nordwesteuropäische "Zentrum" an,[9] welches im Gegenzug Textilien, Metallwaren, Geschirr und andere Fertigwaren in diese Regionen exportierte – das ist in den Grundzügen jene internationale Arbeitsteilung, die Wallersteins "Weltsystem" ausmacht.[10]

---

[6] In Deutschland erschien fast zeitgleich Ekkehart Krippendorfs "Internationales System als Geschichte" (1975). Krippendorf folgt der gleichen Fragestellung mit einem ebenfalls "systemischen" Ansatz.

[7] Wallerstein erweitere das von Prebisch und Andre Gunder Frank (vgl. hierzu Hein 2000) übernommene Modell zudem um den Bestandteil der sog. "Semiperipherie". Diese ist nach Wallerstein notwendiges Strukturelement einer Weltwirtschaft, sie fungiert systematisch als "Vermittler" zwischen Zentrum und Peripherie und ermöglicht historisch den "Aufstieg" oder "Abstieg" von Nationen (vgl. Wallerstein 1974: 520). Eine instruktiven Zusammenfassung des von Wallersteins vertretenen Paradigmas gibt Christoph Antweiler (1999).

[8] Wallerstein vertritt die Auffassung, daß jede soziologische Analyse vom diesem Weltsystem als "einzig wirklichen Sozialsystem" auszugehen habe, und »Entstehen, Konsolidierung und Funktion der Klassen und Standesgruppen als Elemente dieses Weltsystems bewertet werden müssen« (Wallerstein 1974: 522).

[9] Das Sinnbild dieser Peripherie ist Amerika, wo aus Afrika verschleppte Sklaven Zuckerrohr, Tabak und Baumwolle für das Zentrum anbauten. Aber auch die osteuropäischen Staaten (mit Ausnahme Rußlands) nahmen als Lieferanten von gleichfalls unter Einsatz abhängiger Arbeitskräfte erzeugten Waren wie Getreide und Holz gegenüber dem kommerziellen und industriellen Zentrum eine periphere Stellung ein, wie die polnische Frühneuzeitforschung (vor allem Marian Malowist) seit den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts herausarbeitete (vgl. Adamczyk 2001).

[10] Die Bedeutung des in der Peripherie angeeigneten Reichtums für die ökonomische Entwicklung Europas hob bereits Karl Marx hervor (der sich wiederum z.B. auf Adam Smith berief): »Die Entdeckung der Gold- und Silberländer in Amerika, die Ausrottung, Versklavung und Vergrabung der eingeborenen Bevölkerung in die Bergwerke, die beginnende Eroberung und Ausplünderung von Ostindien, die Verwandlung von Afrika in ein Gehege zur Handelsjagd auf Schwarzhäute bezeichnen die Morgenröte der kapitalistischen Produktions-

(c) Große Teile der Peripherie wurden mit Gewalt in das auf den Westen zentrierte System eingebunden. Aber was befähigte Europa, die Einwohner Amerikas, Afrikas, Asiens und Australiens zu unterwerfen? Für eine Reihe von Autoren, die sich mit dieser Frage beschäftigten, war weniger die überlegene okzidentale Rationalität als eine Reihe von nicht von Menschen beeinflußten oder beeinflußbaren Faktoren für Europas Aufstieg verantwortlich. Dies betrifft zunächst die geographischen Gegebenheiten. So erklärt z.B. Jared Diamond in seinem Buch "*Guns, Germs and Steel"* (1997) die erstaunlichen Triumphe der Spanier über die Reiche der Azteken und Inka mit der Verfügbarkeit bzw. Abwesenheit bestimmter Nutzpflanzen und Tierarten in Eurasien und Amerika. Während sich demnach eine Vielzahl von domestizierten Tieren und Pflanzen entlang der Ost-West-Achse über Europa und Asien ausbreiteten, war in Amerika nicht nur die Zahl der verfügbaren Arten sondern auch der Austausch zwischen den Regionen des Doppelkontinents beschränkt, was der agrarischen Entwicklung enge Grenzen setzte. Die Macht Europas gründete Diamond zufolge aber nicht nur in Weizen und Oliven, Rindern und Schafen, auf der großen, sich von Lusitanien bis Korea erstreckenden Ost-West-Achse wanderten auch Mikroben hin und her, was die weitgehende Immunisierung der Europäer und Asiaten gegen z.B. Masern und Pocken zur Folge hatte – Krankheiten, welche die Ureinwohner Amerikas nicht kannten und denen sie zu Millionen erlagen.[11]

Letztlich waren die amerikanischen Ureinwohner den Europäern in jeglicher Hinsicht, von den Technologien bis zu den Antikörpern in ihrem Blutkreislauf, hoffnungslos unterlegen. Im asiatischen Raum lagen die Verhältnisse gänzlich anders, die Portugiesen konnten weder in ökonomischer noch in kultureller Hinsicht mit Indien oder China konkurrieren – was sie mit militärischer Gewalt kompensierten. Für eine Reihe von Autoren machte folglich vor allem die militärtechnische Überlegenheit Europa zum Herrn der Welt – ein Resultat der permanenten Kriegen zwischen den europäischen Staaten und dem aus diesen resultierenden Innovationsdruck.[12] Um 1500 manifestierte sich diese Überlegenheit allerdings nur punktuell. Die europäischen Armeen waren denen der Reiche des Ostens zu diesem Zeitpunkt keinesfalls überlegen (eher im Gegenteil, die Osmanen hatten gerade erst begonnen den Balkan zu erobern und waren minde-

---

ära. Diese idyllischen Prozesse sind Hauptelemente der ursprünglichen Akkumulation. Auf dem Fuß folgt der Handelskrieg der europäischen Nationen, mit dem Erdenrund als Schauplatz« (Marx 1890: 779). »Es unterliegt keinem Zweifel ..., daß im 16. und 17. Jahrhundert die großen Revolutionen, die mit den geographischen Entdeckungen im Handel vorgingen und die Entwicklung des Kaufmannskapitals rasch steigerten, ein Hauptelement bilden in der Förderung des Übergangs der feudalen Produktionsweise in die kapitalistische. Die plötzliche Ausdehnung des Weltmarkts, die Vervielfältigung der umlaufenden Waren, der Wetteifer unter den europäischen Nationen, sich der asiatischen Produkte und der amerikanischen Schätze zu bemächtigen, das Kolonialsystem, trugen wesentlich bei zur Sprengung der feudalen Schranken der Produktion. [...] Und wenn im 16. und zum Teil noch im 17. Jahrhundert die plötzliche Ausdehnung des Handels und die Schöpfung eines neuen Weltmarkts einen überwiegenden Einfluß auf den Untergang der alten und den Aufschwung der kapitalistischen Produktionsweise ausübten, so geschah dies umgekehrt auf Basis der einmal geschaffenen kapitalistischen Produktionsweise. Der Weltmarkt bildet selbst die Basis dieser Produktionsweise« (Marx 1893: 345). Eric Williams, der später erster Premierminister von Trinidad und Tobago wurde, behauptete in seinem 1944 erschienenen Buch *Capitalism and Slavery*, daß der um Sklavenhandel und Plantagenwirtschaft gruppierte Komplex jenes Kapital angehäuft habe, welches es England ermöglichte, die Industrielle Revolution in Gang zu setzen. David Eltis und Stanley Engerman (2000) diskutieren diese These ausführlich.

[11] Ein weiterer Faktor, der die Eroberung der Reiche der Azteken und Inka begünstigte, war John Darwin (2007: 58) zufolge die Existenz der karibischen Inseln, die von den Spaniern als Experimentierfeld und Sprungbrett genutzt werden konnten. Eine direkte, unvermittelte Konfrontation mit dem Aztekenreich hätte demnach möglicherweise zu einer militärischen Niederlage der Spanier und mithin gänzlich andren historischen Resultaten geführt.

[12] Beispielhaft für diese Argumentation ist Parker (1987), vgl. auch Thompson (1999).

stens bis zur zweiten Belagerung Wiens 1683 ein ebenbürtiger Gegner); die portugiesischen Karacken trugen aber etwas, das im Raum des im Indischen Ozean bis dahin weitgehend unbekannt war: Schiffskanonen, und die portugiesischen Befehlshaber waren nur zu bereit, diese auch einzusetzen und ihren einzigen Trumpf in klingende Münze zu verwandeln.

Inwieweit auch die technologische Entwicklung geographische Wurzeln hatte, d.h. ob Mittelmeer und Atlantik in den Erklärungshorizont einzubeziehen sind,[13] sei einmal dahingestellt; jedenfalls spielte im Unterschied zu Europa, wo bereits seit Beginn der schriftlichen Überlieferung Seeschlachten ausgefochten wurden, die maritime Kriegführung in Asien eine nur untergeordnete Rolle, im Osten errichteten Sultane und Moguln ihre Imperien auf dem Rücken von Pferden oder Elefanten.

[13] Das Mittelmeer war so etwas wie die "Kinderstube" des Seekriegs, während der Atlantik hohe Anforderungen an die Seetüchtigkeit stellte und eine robuste Bauweise der portugiesischen Schiffe bedingte.

## 2

## Kohle und Kolonien – die große Wegscheide?

Nicht zuletzt mit Hilfe ihrer Schiffsgeschütze gelang es den Portugiesen im Indischen Ozean Fuß zu fassen und die Seewege zwischen dem Arabischen und dem Südchinesischen Meer weitgehend unter Kontrolle zu bringen. Die Imperien des Ostens konnten sie hingegen nicht unterwerfen, zu Land waren sie weder dem Osmanischen, noch dem Mogulreich, und schon gar nicht dem "Reich der Mitte" auch nur annähernd gewachsen. Dies galt auch für die später in den asiatischen Gewässern auftauchenden Niederländer, Engländer und Franzosen, für die gesamte Periode der frühen Neuzeit kann man schwerlich von einer europäischen "Hegemonie" in Asien sprechen.

Vor allem China war bis zum Ende des 18. Jahrhundert nicht nur in politischer, sondern auch in ökonomischer Hinsicht im wahrsten Sinn des Wortes eine Weltmacht. Die Europäer, die in China Handel treiben wollten verfügten über praktisch keine Fertigwaren, die in Guangzhou (Kanton) nachgefragt waren, sie mußten wohl oder übel das von ihnen so begehrte Porzellan, die kostbaren Seidenstoffe und später die Kisten mit Tee in Silber entgelten, die expandierende Volkswirtschaft des Reichs der Mitte benötigte Unmengen des als Zahlungsmittel verwendeten Edelmetalls. China war aber nicht nur in ökonomischer Hinsicht eine Weltmacht; mit dem wirtschaftlichen Wachstum einher ging die militärische Expansion. Die Herrscher der Mandschu-Dynastie, die im 17. Jahrhundert die Ming-Kaiser vertrieben hatten, entsandten ihre Armeen in die Mongolei, ins heutige Xinjiang und nach Tibet, um jede Bedrohung der Außengrenzen des Reichs im Keim zu ersticken. Noch 1793, als die Gesandtschaft von Lord George Macartney beim Kaiser vorsprach, um Handelsprivilegien zu erbitten, wurde dieses Ansinnen brüsk zurückgewiesen, aus Sicht des Hofes in Beijing befanden sich die Briten nicht annähernd in der Position Forderungen zu stellen. China hatte zu diesem Zeitpunkt allerdings den Scheitelpunkt seiner Machtentfaltung bereits überschritten, und der Absturz erfolgte atemberaubend schnell: Weniger als ein halbes Jahrhundert nach Macartneys Gesandtschaft demütigte im Opiumkrieg (1840–42) ein kleines britisches Expeditionskorps die einstmals so mächtige Mandschu-Armee; der Vertrag von Nanjing, der den Briten weitgehende Handelskonzessionen und exterritoriale Rechte zusprach, machte China zum Spielball der europäischen Mächte. Das Reich versank wenig später im Chaos des Taiping-Aufstands, der 1851 begann, 15 Jahre dauerte und schätzungsweise weit über 20 Millionen Chinesen das Leben kostete (vgl. Bayly 2003: 137f. und 148f.).

Wie konnte es zu diesem dramatischen Niedergang kommen? In einer intensiv geführten Debatte, die Ende der 1990er Jahre von Andre Gunder Frank, R. Bin Wong, Jack Goldstone und vor allem Kenneth Pomeranz angestoßen wurde, spielen geographische und historische Kontingenzen eine zentrale Rolle bei dem Versuch, den Niedergang des "Reichs der Mitte" zu erklären. Wegen der überragenden Bedeutung seines Ansatzes für die Diskussion des vergangenen Jahrzehnts, und weil er einen guten Ansatzpunkt bietet, die Auseinandersetzung mit den Ursachen von "Entwicklung" und "Unterentwicklung" einen Schritt weiter zu konkretisieren, will ich im folgenden zunächst Pomeranz' Prämissen und Argumente rekapitulieren und im Anschluß die unterschiedlichen Kritiken an seiner Auffassung darstellen. Pomeranz widerspricht in einem im Jahr 2000 erschienenen Buch mit dem programmatischen Titel "*The Great Divergence*" (dt. "*Die große Wegscheide*") zunächst der gängigen Lehrmeinung, wonach Europa China bereits im 14. Jahrhundert hinsichtlich der Produktivität seiner Ökonomie überflügelte und sich

dynamisch entwickelte, während die chinesische Wirtschaft stagnierte (vgl. Brenner/Isett 2002: 609). Für Pomeranz ist diese Auffassung einer Art optischer Täuschung geschuldet, die aus einem fehlerhaften Vergleich resultiert. Stellt man demnach lediglich England und die am weitesten fortgeschrittenen Regionen Chinas, insbesondere das Jangtse-Delta (d.h. die Region um Nanjing und Shanghai) gegenüber, so enthüllt sich eine erstaunliche Parallelität der institutionellen Rahmenbedingungen und der ökonomischen Entwicklung. Diese Parallelen manifestieren sich Pomeranz zufolge vor allem in einem dynamischen Prozeß vorindustriellen Wachstums, den der niederländische Wirtschaftshistoriker Jan de Vries (1994) mit als "*Industrious Revolution*" bezeichnete – ein Begriff, den erstmals der japanische Autore Akira Hayami benutzte, der damit in einer 1967 veröffentlichten Arbeit die Steigerung der Arbeitsintensität im vormodernen Japan etikettierte (vgl. de Vries 2008: 78).[14]

| Jahr | Europa (lbs.) | Europa ohne Britannien (lbs.) | Britannien (lbs.) | China gesamt[15] (lbs.) |
|---|---|---|---|---|
| 1680 | 1.0 | .85 | 4 | |
| 1750 | 2.2 | 1.90 | 10 | 4.3-5.0 |
| 1800 | 2.6 | 1.98 | 18 | |

Tabelle 1: Zuckerkonsum in Europa und China, pro Kopf p.a. (nach Pomeranz 2000b: 34)

| Jangtse-Delta ca. 1750 | China ca. 1750 | Verein. Königr. ca. 1800 | Frankreich ca. 1789 | Deutschland ca. 1830 |
|---|---|---|---|---|
| Baumwollstoffe: 14.5 lbs. Seidenstoffe: 2.0 lbs. | Baumwollstoffe: 5.7 – 7.6 lbs. Nessel (Ramie): > 4.0 lbs. | Baumwoll-, Leinen-, und Wollstoffe 12.9 lbs. | Baumwoll-, Leinen-, und Wollstoffe 8.4 lbs. | Baumwoll-, Leinen-, und Wollstoffe 5.0 lbs. |

Tabelle 2: Tuchproduktion in Europa und China, pro Kopf p.a. (nach Ibid.)

In Europa setzte diese Bewegung, die durch eine Steigerung der Produktion mittels intensiverer Ausnutzung der verfügbaren Arbeitskraft und Ressourcen, aber weitgehend *ohne* Einführung neuer Technologien gekennzeichnet ist, zunächst im späten 17. Jahrhundert in den Niederlanden ein und griff dann auf andere Regionen, namentlich England über. Diese Ausweitung der ökonomischen Aktivität war laut Pomeranz aber keineswegs auf Europa beschränkt, ein analoges Wachstumsmuster findet sich in dieser Epoche demnach ebenfalls in China, Japan und (allerdings eingeschränkt) Indien.[16]

[14] Man kann den Terminus mit "Revolution des Fleißes" übersetzen, oder mit "manuelle Revolution", um das Wortspiel beizubehalten. Ich komme weiter unten (vor allem im 10. Kapitel) noch ausführlich auf de Vries' Ansatz zurück.

[15] Im Bereich des Jangtse-Delta und in Lingnan betrug der Zuckerverbrauch 1750 laut Pomeranz wahrscheinlich ca. 10 lbs. pro Kopf (2000b: 34)

[16] Eine Revision des Blicks auf Indien hatte bereits deutlich vor der der Veröffentlichung von Pomeranz' Buch einsetzt. Christopher Bayly zeichnete bereits 1988 ein äußerst vielschichtiges Bild der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung des Subkontinent im 18. Jahrhundert, das wenig mit dem überkommenen Klischee einer in Hierarchien und Traditionen erstarrten und von einem räuberischen Staat erstickten Gesellschaft und Ökonomie zu tun hat. Das in Europa kommunizierte Bild des "traditionellen Indien" entsprach Bayly zufolge eher der Vorstellung der Inder von einer idealen gesellschaftlichen Ordnung als der Realität. Die indische Ökonomie war in der frühen Neuzeit effizient und hochgradig monetarisiert, die Bevölkerung mobil, und auch die durch die Kastenzugehörigkeit gezogenen Grenzen waren demnach flexibel genug, um die Anpassung an veränderte Gegebenheiten nicht zu behindern (Bayly 1988: 28ff.).

Während jedoch die wirtschaftliche Entwicklung Chinas in einer Sackgasse endete, beschleunigte sich das Wachstum der englischen Ökonomie in der fraglichen Epoche. Daß die Entwicklungslinien derart auseinander liefen, lag Pomeranz Auffassung nach *nicht* (und hierin besteht die Originalität seines Ansatzes) an systematischen Defiziten der Institutionen und/oder der Akteure und auch nicht an unvorteilhaften Handelsbeziehungen. China war in der fraglichen Epoche kein Bestandteil des auf Europa zentrierten "Weltsystems" (vgl. Wallerstein 1974: 475), der Abfluß von im Inland akkumuliertem Kapital in den Westen kann folglich die Divergenz nicht erklären. Die Wirtschaft des "Reichs der Mitte" geriet Pomeranz zufolge nach vielmehr in eine ökologische Sackgasse: Die Krise wurde dadurch ausgelöst, daß die Nachfrage schneller wuchs als die verfügbaren natürlichen Ressourcen. Eine Ursache der Überdehnung der ökologischen Basis war demnach das Wachstum der Bevölkerung, die Einwohnerzahl des Landes hatte sich zwischen 1700 und 1800 mehr als verdoppelt und umfaßte nunmehr annähernd 300 Millionen Menschen (vgl. Gray 2002: 2), welche ernährt, gekleidet und untergebracht werden wollten; gleichzeitig stieg die Nachfrage nach Tee, Zucker, Tabak und Baumwolle (vgl. Tabellen 1 und 2), der Anbau dieser Produkte geriet Pomeranz zufolge in Konkurrenz zum Reis- und Getreideanbau.[17]

Die landwirtschaftliche Produktion mußte folglich kontinuierlich gesteigert werden um mit dem Bedarf an agrarischen Erzeugnissen Schritt zu halten, einerseits durch Verbesserung der Erträge pro Flächeneinheit, andererseits durch Erschließung neuer Anbauflächen. Da der ersten Option unter vormodernen Bedingungen – d.h. ohne Verfügbarkeit von organischem (Guano) oder Kunstdünger und motorbetriebener Landmaschinen – enge Grenzen gesetzt sind, war die Situation im China der frühen Neuzeit auch durch eine "innere Kolonisation" gekennzeichnet; ein arbeitsteiliges System entstand zwischen den "Zentren" an der Küste, welche Fertigerzeugnisse und Luxusgüter lieferten, und den Gebieten im Landesinneren, die im Gegenzug Nahrungsmittel bereitstellten (vgl. Pomeranz 2000a: 201f.). Eine derartige Bewegung endet bei konstantem Bevölkerungswachstum jedoch zwangsläufig früher oder später in einer ökologischen Sackgasse: Irgendwann ist der vormals leere Raum besiedelt, die Berge sind abgeholzt und die Grenzen des Wachstums erreicht. Der steigende Bedarf an Lebensmitteln konkurriert zunehmend mit der Nachfrage nach Brennstoff, nach Genußmitteln und Bekleidung, und jede klimatische Störung kann in einer katastrophalen Hungersnot münden (die schematische Darstellung dieses Mechanismus findet sich in Anhang A).[18]

Ein derartiger Schematismus ist nun aber Pomeranz zufolge in historischen Maßstäben keinesfalls originär, er stellt vielmehr den Normalfall dar. Tatsächlich geht das sog. "neo-malthusianische" Paradigma[19] auf das er sich bezieht (ich werde weiter unten

---

[17] Bereits gegen Ende des 16. Jahrhundert wurden wegen des höheren Preises den die Pflanzenfaser erzielte landwirtschaftliche Flächen in erheblichem Ausmaß vom Getreide- auf den Baumwollanbau umgestellt. In anderen Gebieten bepflanzten Bauern ihr gesamtes Land mit Maulbeerbäumen für die Seidenraupenzucht, Nahrungsmittel wurden im Gegenzug importiert. Die sich herausbildende Arbeitsteilung zwischen einzelnen Regionen und die damit einhergehende Integration der Märkte veränderte Brook zufolge die Natur der chinesischen Ökonomie grundlegend (Brook 1998: 194ff.).

[18] Tabak z.B. stellt sehr hohe Anforderungen die Böden und laugt sie schnell aus. David R. Montgomery beschreibt recht ausführlich die Geschichte des Tabakanbaus in den nordamerikanischen Kolonien, insbesondere auch hinsichtlich dessen ökologischer Konsequenzen (2007: 161–174).

[19] Der englische Ökonom Reverend Thomas R. Malthus (1766–1834) ist der Nachwelt vor allem durch seinen 1798 erstmals erschienenen "*Essay on the Principle of Population*" bekannt, in welchem er vor einer Überbevölkerungskrise warnt und grob gesprochen die These vertritt, die Bevölkerung wachse schneller als die verfügbaren Ressourcen, was insbesondere die Nahrungsmittelproduktion meint. Teile des "neo-malthusianischen" Modells gehen allerdings auf David Ricardo (1772–1823) zurück. Beide Autoren reflektierten ebenso

ausführlicher darauf eingehen) davon aus, daß unter vormodernen Bedingungen Phasen der Expansion angesichts der Beschränkungen der technologischen Basis der Landwirtschaft notwendig in Subsistenzkrisen münden, die sich in Hungersnöten manifestieren. Der resultierenden Verluste an Menschenleben haben wiederum eine Verbesserung der materiellen Lage und einen erneuten Anstieg der Bevölkerung zur Folge – was schließlich erneut in die Krise führt. Da er davon ausgeht, daß dies historisch die Norm ist, ist für Pomeranz folglich weniger bemerkenswert, daß Chinas Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum zu Beginn des 19. Jahrhundert in einer malthusianischen Sackgasse endete, sondern daß dies in Nordwesteuropa zum gleichen Zeitpunkt nicht der Fall war (Pomeranz 2003: 18). Vor allem zwei Faktoren befähigten demnach England, den Teufelskreis der "alten biologischen Ordnung" zu durchbrechen und die industrielle Entwicklung in Gang zu setzen: Kolonien und Kohle.[20]

(a) Erstens konkurrierte demnach die wachsende Nachfrage nach Zuckerrohr, Tee, Tabak und Baumwolle in Europa *nicht* mit der Nahrungsmittelproduktion, denn in der neuen Welt stand reichlich (im Zuge der *Conquista* entvölkertes) Land zur Verfügung, welches mit Hilfe afrikanischer Sklaven zu geringen Kosten bewirtschaftet werden konnte. Nach Pomeranz entsprach im Jahr 1830 allein die nach Großbritannien importierte Baumwolle dem Äquivalent einer landwirtschaftlichen Fläche von ca. 93.000 $km^2$, was die Ausdehnung sämtlicher Felder und Weiden des Vereinigten Königreichs und Nordirlands übersteigt (Ibid.).[21] Diejenigen Regionen hingegen, welche China als agrarische Peripherie hätten dienen können, standen zu dem Zeitpunkt, als die Krise sich manifestierte (im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts), bereits seit langer Zeit unter Kontrolle der Europäer.[22]

(b) Zweitens waren die englischen Kohlereviere mit ihren aus damaliger Perspektive unerschöpflichen Brennstoffvorräten leicht zu erschließen, so daß einer Ausweitung der Eisen- und Stahlproduktion sowie der Mechanisierung der Industrie mittels des Ein-

---

wie vor ihnen Adam Smith die finalen Grenzen des Wachstums, die in der "organischen Ökonomie" durch den verfügbaren Grund und Boden gesetzt waren. Die Überzeugung, daß diese Limitationen nicht durchbrochen werden konnten bestimmte Tony Wrigley zufolge den Blickwinkel jener "klassischen Ökonomen": Mochten sich auch die verfügbare Arbeitskraft und das akkumulierte Kapital vervielfältigen und in Folge arbeitsteiliger Spezialisierung und technischer Innovation die Produktivität anwachsen – letztlich würden alle Fortschritte auf lange Sicht zunichte gemacht, da auch die effizientesten Technologien und der intensivste Güteraustausch keine zusätzlichen Flächen für Äcker, Weiden oder Wälder schaffen konnten. D.h. auch wenn momentan ein Anstieg des Wohlstands zu verzeichnen war, würde dieser sich im Zuge des anhaltenden Wachstums der Bevölkerung verflüchtigen, da wegen der Endlichkeit der Ressourcen der Produktivitätsanstieg nicht mit diesem Schritt halten konnte. Aufgrund dieser von Smith, Malthus und Ricardo geteilten pessimistischen Grundüberzeugung wurde die Wirtschaftswissenschaft im 19. Jahrhundert auch als "*dismal science*", als "traurige Wissenschaft" bezeichnet (vgl. Wrigley 2010: 9-15).

[20] Hinsichtlich der Hervorhebung der Bedeutung des Einsatzes fossiler Brennstoffe für die wirtschaftliche Entwicklung speist sich Pomeranz' Argumentation weitgehend aus den Arbeiten Tony Wrigleys. Wrigley wies bereits in den 1980er Jahren darauf hin, daß wirtschaftliches Wachstum innerhalb der alten "organischen" Ökonomie früher oder später zwangsläufig an Grenzen stoßen muß, welche nur in einer "mineral-basierten" Wirtschaft durchbrochen werden können. Siehe hierzu exemplarisch den bereits 1988 veröffentlichten Aufsatz "*Two kinds of capitalism, two kinds of growth*"(Wrigley 2004: Kap. 3).

[21] Pomeranz legt bei dieser Berechnung zugrunde, daß die Baumwollimporte auch in Übersee durch heimische Wollerzeugung substituiert werden müßte, von daher die hohe Zahl, die auf die relativ geringe Produktivität der Schafzucht pro Flächeneinheit im Vergleich zum Anbau von Baumwolle reflektiert. Tatsächlich produzierte die englische Landwirtschaft am Vorabend des Ersten Weltkriegs nur noch 1.650 Kalorien pro Kopf der Bevölkerung, während 2.250 Kalorien importiert wurden. (Meredith/Oxley 2014: 169f. und 212).

[22] Paul Warde weist in einem aktuellen Beitrag darauf hin, daß ab dem 17. Jh. ebenfalls große Mengen Pottasche (Kaliumkarbonat) für die Glas- und vor allem die Seifenherstellung aus dem Ostseeraum nach England importiert wurden (die Seife wiederum wurde primär für die Wollverarbeitung benötigt). In den 1790er Jahren entsprach das Volumen der Importe einer Fläche von drei Millionen Hektar Wald (bei nachhaltiger Bewirtschaftung), was etwa ein viertel der Landfläche Englands ausmacht (2018: 76f.).

satzes von Dampfmaschinen keine natürlichen Grenzen gesetzt waren. In England befanden sich die wichtigsten Kohlereviere zudem in der Nähe der Küste, so daß die Kohle leicht in die Ballungszentren verschifft werden konnte.[23] In China hingegen waren laut Pomeranz die Kohlevorkommen nur schwer zugänglich, und die Forstwirtschaft konkurrierte folglich mit der Landwirtschaft; Holzkohle blieb lange der wichtigste Energieträger. Selbst wenn die Krise rechtzeitig erkannt worden wäre, lagen demnach die Transportkosten im 18. Jahrhundert zu hoch, um den Aufwand der Erschließung der chinesischen Kohlereviere zu rechtfertigen. Zumindest was den Vergleich zwischen England und China betrifft, verschiebt Pomeranz also den Schwerpunkt der Erklärung von den gesellschaftlichen und technologischen Wurzeln historischen Wandels hin zu den geographischen Ursachen gesellschaftlichen und technologischen Wandels. Folgt man seiner Argumentation, so hätte mitnichten ein originärer Entwicklungspfad England befähigt dem "malthusianischen" Teufelskreis zu entrinnen; vielmehr ermöglichten allein Kohle und Kolonien dem Land, einen Weg anhaltenden Wachstums zu beschreiten ohne in eine folgenschwere Subsistenzkrise zu geraten.

Es ist unschwer zu erkennen, daß die Validität von Pomeranz' Argumentation gänzlich an der unterstellten Parallelität der Entwicklungslinien von "Westen" und "Osten" hängt. Auf den ersten Blick scheinen die Ergebnisse der neueren Forschung seine Auffassung von der (relativen) "Modernität" Chinas tatsächlich zu stützen (vgl. z.B. Deng 1999b und Perdue 2005). Die verfügbaren Technologien waren gemessen an frühneuzeitlichen Standards fortgeschritten, der Urbanisierungsgrad hoch und die Volkswirtschaft in hohem Maße kommerzialisiert, und es lag auch keineswegs an fehlenden Technologien oder Ressourcen, daß eine maritime Expansion des "Reichs der Mitte" ausblieb.[24] Tatsächlich begannen die Chinesen fast zeitgleich mit den Portugiesen, Flotten nach Übersee zu entsenden, die Expeditionen des Admiral Cheng-Ho (oder Zheng He) blieben aber folgenlos. Nicht etwa

»weil der Erfolg ausgeblieben wäre. Die sieben Reisen … Cheng Ho[s] zwischen 1405 und 1433 waren ein großer Erfolg. Er überquerte ... die Weiten des Indischen Ozeans von Java bis Ceylon und Ostafrika und brachte Tribut und Exotika zurück an den chinesischen Hof, was ihm große Anerkennung eintrug. Die Reisen endeten, als Cheng Ho 1434 starb. Als sich Wang Chin, … der zu einer militärischen Expedition nach Annam in See stechen wollte, an die Archive wandte, um die Aufzeichnungen Cheng Hos über Annam zu Rate zu ziehen, wurde ihm der Zugang verweigert. Die Papiere wurden unterdrückt, als ob man jede Erinnerung an Cheng Ho auslöschen wollte« (Wallerstein 1974: 61)

---

[23] Tony Wrigley zufolge wäre eine Industrialisierung Englands ohne die Erschließung der Kohlevorkommen niemals möglich gewesen (2010: 193). Das einzig gravierende Problem bestand darin, daß sich die Gruben mit Wasser füllten, sobald sie tiefer reichten. Stellte man aber Dampfmaschinen an den Schächten auf, war es möglich diese mit einem einfachen Mechanismus leer zu pumpen. Die geringe Energieeffizienz der frühen Dampfmaschinen spielte keine Rolle, Brennstoff war vor Ort in großen Mengen fast kostenlos verfügbar (Pomeranz 2000a: 67f.).

[24] Kent Deng zufolge verfügte China bereits zu Beginn der christlichen Zeitrechnung über seetüchtige Schiffe (ein Nachbau des damaligen Typs mit 25 Länge und 70 Tonnen Wasserverdrängung segelte in den frühen 1980er Jahren von China nach Frankreich), die im Lauf der Jahrhunderte weiterentwickelt wurden; um 1000 n.u.Z. waren die chinesischen Seefahrzeuge nach damaligen Maßstäben sehr groß und durch fortgeschrittene Konstruktionsmerkmale (wie z.B. die Unterteilung des Schiffskörpers durch Schotte und die Verwendung von axialen Steuerrudern) gekennzeichnet. Im 14. Jahrhundert war die technologische Entwicklung offenbar weitgehend abgeschlossen, und das Ergebnis laut Deng eine einzigartige Kombination aus einfacher Handhabung, Manövrierfähigkeit, Ladekapazität und Seetüchtigkeit. Erst 1774 erreichten demnach die Europäer das technologische Niveau des chinesischen Schiffbaus (1999a: 163f.; eine detaillierte Darstellung der technologischen Entwicklung findet sich in Deng 1997. Vgl. hierzu auch Levathes 1994: Kap. 1-2).

Über diese Abwendung der Chinesen von überseeischen Unternehmungen wurde viel spekuliert, einer der Gründe dürfte gewesen sein, daß die Expansionsrichtung zu dieser Zeit nach "innen" zielte, was sich z.B. in der Intensivierung des Reisanbaus und der Besiedlung bislang unerschlossener Gebiete am Oberlauf der großen Ströme manifestierte. Ressourcen waren Wallerstein zufolge innerhalb des eigenen Machtgebiets zunächst ausreichend verfügbar, es bestand keine Notwendigkeit, sich nach Übersee zu orientieren (ibid.). Hinzu kommt eine für mindestens die gesamte frühneuzeitliche Geschichte des Landes charakteristische Ambivalenz gegenüber Außenhandelsbeziehungen *per se*, der Warenaustausch mit Fremden wurde als potentiell bedrohliche Quelle der politischen und sozialen Unruhe, der Störung der "harmonischen Ordnung" angesehen.[25] Da die Chinesen zudem keine große Flotten benötigten, um die ausreichende Versorgung des Landes mit jenen Gütern sicherzustellen, die sie selbst nicht produzieren konnten (vgl. z.B. Deng 2000), ist vielleicht weniger zu fragen, warum die Seeexpeditionen eingestellt wurden, als aus welchem Grund sie damals hätten fortgeführt werden sollen.[26]

Aus Pomeranz' Perspektive hätten China fraglos besser daran getan, im 15. Jahrhundert die Philippinen und Indonesien zu erobern – aber abgesehen davon, daß damals wohl kaum jemand vorausahnen konnte, welche dramatischen Konsequenzen dieses Versäumnis nahezu vier Jahrhunderte später haben würde,[27] stellt sich die Frage, ob eine maritime Expansion des "Reichs der Mitte" die weitere Geschichte tatsächlich tiefgreifend beeinflußt hätte. Vielfältige Kritiken an Pomeranz' Postulat einer erst um 1800 einsetzenden Divergenz zwischen England und China bestreiten die unterstellte Parallelität der Entwicklung beider Länder – weder Kohle noch Kolonien hätten das Reich der Mitte demnach befähigt, dem ökonomischen und politischen Niedergang zu entrinnen. Diejenigen Autoren, welche die Gegenthese von der elementaren Nichtvergleichbarkeit der beiden Regionen vertreten, bestreiten gänzlich oder in Teilen jene "Modernität" (oder eben "Vor-Modernität"), die Autoren wie Kenneth Pomeranz oder Peter Perdue dem "Reich der Mitte" zugestehen, und führen zur Erklärung von Chinas Niedergang eben jene institutionellen Faktoren an, welche ich bereits oben darlegte: Verwurzelung der Akteure in erstarrten konfuzianistischen" Traditionen,[28] faktische Schwäche einer despotischen Fremdherrschaft,[29] ineffiziente und inflexible Bürokratie,[30] unzureichende In-

---

[25] So verbot Kaiser Kao-tsung bereits 1127 den Import von Luxusgütern, mußte sein Dekret aber schon zehn Jahre später im Hinblick auf die durch eine Besteuerung des Außenhandels zu erzielenden Einnahmen wieder zurücknehmen (Findlay/O'Rourke 2008: 64).

[26] Louise Levathes (1994) liefert eine ausführliche Beschreibung der Reisen Zheng Hes, für eine zusammenfassende Darstellung siehe Ptak 2007: 234–249.

[27] Man sollte sich in diesem Zusammenhang zudem darauf besinnen, daß es sich bei der Entdeckung Amerikas um einen keineswegs intendierten Zufall handelte, ökonomisch bedeutsam für Europa wurde der Doppelkontinent erst wesentlich später, zuerst als Lieferant von Silber als Zahlungsmittel für den Asienhandel, dann als Anbaugebiet von Zucker, Tabak und Baumwolle und noch später von Futtergetreide. Aber an derartige Perspektiven dachten weder Christoph Kolumbus noch Isabella von Kastilien.

[28] Max Webers Ansicht nach waren die Chinesen zwar geizig und habgierig, ansonsten aber in rückständigen gesellschaftlichen und mentalen Strukturen verhaftet (1915/19: insbes. 526f.)

[29] Letztlich handelte es sich laut John Darwin bei der Herrschaft der Mandschu-Dynastie um eine Fremdherrschaft, die allerdings weniger jener "orientalischen Despotie" ähnelte, die man in Europa mit dem "Reich der Mitte" assoziierte, als der "indirekten Herrschaft" welche die Briten in Indien ausübten. Die Fähigkeit der Mandschu-Kaiser, auf die sich Ende des 18. Jahrhundert abzeichnende Krise zu reagieren wurde demnach dadurch unterminiert, daß die politische Gewalt weitgehend an konservative lokale Eliten delegiert worden war, deren Interesse in erster Linie der Erhaltung ihrer Machtpositionen galt (Darwin 2007: 132).

[30] Nach Ansicht von Jack Gray stellte die inflexible und später auch korrupte Bürokratie ein Entwicklungs-

frastruktur und gravierende Mängel des monetären Systems.[31] Diese Argumente unterstellen letztlich, daß sich Wirtschaft und Gesellschaft in China schon vor der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert weit weniger dynamisch entwickelten als in England.

Bevor ich hierauf näher eingehe, will ich zunächst einige grundsätzliche Anmerkungen zur ökonomischen Entwicklung zu machen. "Wirtschaftswachstum" meint zunächst einen wert- bzw. mengenmäßigen Anstieg der innerhalb einer Volkswirtschaft erzeugten Güter und erbrachten Dienstleistungen. Dies kann auf zweierlei Weise erfolgen: Die insgesamt geleistete Arbeit kann zunehmen, weil erstens die *Summe der Arbeitsstunden* steigt aufgrund von

1. *Bevölkerungswachstum*,
2. *längeren Arbeitszeiten* pro Kopf, und/oder
3. der *Einbeziehung bislang nicht produktiv Tätigen in den Arbeitsprozeß* (insbesondere Frauen und Kinder);

oder weil

4. auch ohne *Einsatz neuer und besserer Werkzeuge* etc. intensiver (d.h. geschickter oder "härter") gearbeitet wird.

Während noch bis weit in die frühe Neuzeit die Wirtschaftsleistung eines Landes mehr oder weniger direkt von dessen Bevölkerungszahl abhing, machen die letzten drei Punkte in etwa das Substrat von Jan de Vries' Konzept der *industrious revolutio*n aus. Aber einer derartigen Intensivierung der Produktion sind enge Grenzen gesetzt; weder kann die Arbeitszeit noch die Zahl der Arbeitskräfte beliebig erhöht und auch deren Arbeitsleistung nicht endlos intensiviert werden (vgl. z.B. Mokyr 1990: 5 und 2005: 286). Für die anhaltende ökonomische Expansion in den modernen Industriegesellschaften sind denn auch ganz andere Faktoren verantwortlich:

5. *Handel* führt zu den positiven Effekten lokaler Spezialisierung;[32]

---

hemmnis dar (Gray 2002: 17). Zudem war die bürokratische Regulierung zwar ausgeprägt, die staatliche Durchdringung des Landes blieb nichtsdestotrotz unzureichend. Gray zufolge kamen im 18. Jahrhundert auf jeden Distriktbeamten eine viertel Million Menschen, was dessen Einflußmöglichkeiten auf das gesellschaftliche Leben aufs äußerste begrenzte: »Lokale Angelegenheiten wurden von Dorfbewohnern entschieden, die sich durch ihren Reichtum, ihre Bildung, ihre Erfahrung oder ihre Redlichkeit auszeichneten. Wenige juristische Dispute gelangten jemals vor den Distriktbeamten; seine Rechtsprechung war zu langsam und zu teuer. Streitfälle wurden in der Regel durch die Schlichtung von Nachbarn beigelegt; der Gerichtshof des Magistrats war in der Praxis eine Berufungsinstanz. Klans, Gilden und Dörfer bewahrten den Frieden so gut sie konnten. Unruhen waren endemisch. Klans befehdeten sich, häufig mit Hilfe von gekauften Söldnern. Dörfer kämpften jedes Jahr um Wasserrechte. Das Verbrechen war weit verbreitet, und die Banditen waren häufig verbündet mit Angehörigen des niederen Landadels, lokalen Beamten oder einzelnen Klans. Geheimgesellschaften und kriminelle Dorfbewohner trieben Schutzgelder ein. Wenn der von den Verbrechern und Schlägern angerichtete Schaden unerträglich wurde, bewaffnete sich das Dorf und fügte den Übeltätern mit einigem Glück genug Schaden zu, um sich eine Atempause zu verschaffen« (Ibid.: 18). Gray will mit dieser Beschreibung primär einen Eindruck von der Schwäche des Staates geben; für ihn ist weniger das Maß an endemischer Gewalt bemerkenswert als die Tatsache, daß während des 18. Jahrhundert trotz des weitgehend abwesenden Staatsapparats die Verhältnisse auf dem Land verhältnismäßig friedfertig waren (Ibid.). England verfügte pro Kopf im 18. Jahrhundert über weit mehr Staatsbedienstete als China – in absoluten Zahlen 16.000 im Vergleich zu 20.000 (Vries 2002: 105) –, nichtsdestotrotz wurde man damals mit einiger Sicherheit überfallen, wenn man nachts mit der Kutsche den Hyde-Park durchquerte.

[31] Die chinesische Wirtschaft war Jack Gray zufolge zwar weitgehend, aber dennoch unzureichend monetarisiert – und die Kaufleute aufgrund der allgemeinen Knappheit an Kapital mithin unfähig, die Aufträge an Porzellanhersteller, Seidenfabrikanten und Teelieferanten vorzufinanzieren (Gray 2002: 31).

[32] Dies ist das sog. "Smith'sche Wachstum". Dessen Effekte können einerseits darin bestehen, daß die landwirtschaftliche Produktion auf jene Pflanzen konzentriert wird, die in der jeweiligen Region am besten gedeihen; oder daß einzelne Personen sich gänzlich der Herstellung von gewerblichen Erzeugnissen widmen. Adam Smith selbst schreibt hierzu: »Wie das Verhandeln, Tauschen und Kaufen das Mittel ist, uns gegenseitig mit

6. *Investitionen* in Produktionsmittel wie Werkzeuge, Maschinen etc. transformieren die arbeitsintensive in eine kapitalintensive Produktion;[33]
7. im Zuge des *technologischen Fortschritts* werden effizientere Produktionsmittel und -verfahren (sowie neue und bessere Produkte) entwickelt und eingeführt, was die Produktivität erhöht und Wachstumsimpulse generiert (vgl.: Mokyr 1990: 4ff.).[34]

Die drei zuletzt aufgeführten Punkte beziehen sich sämtlich auf die Erhöhung der Arbeitsproduktivität, d.h. eine Steigerung der Produktion je geleisteter Arbeitsstunde. Die genannten Faktoren verstärken sich diesbezüglich wechselseitig, Innovationen ermöglichen Investitionen in neue Technologien, die Arbeitskräfte freisetzen, welche sich wiederum mit der Erforschung und Entwicklung noch weiter verbesserter Verfahren widmen können. Insbesondere in Abwesenheit von Investitionen und technologischem Fortschritt führt das Anwachsen der Bevölkerung eines Landes von einem bestimmten Punkt an notwendig zum fallenden Grenznutzen der Arbeit, d.h. in der Summe sinkender Arbeitsproduktivität – gleichgültig ob dieses Land über Kohle und Kolonien verfügt oder nicht.

Ein zentrales bei der Kritik von Pomeranz' Gleichsetzung von England und China angeführtes Argument zielt folgerichtig auf die "Kultur des Fortschritts und der Innovation", welche ab dem späten 17. Jahrhundert in Europa einen Motor des Fortschritts darstellte. Eine derartige Triebkraft war demnach in China nicht vorhanden. Zwar hatten die Chinesen das Papier, das Schießpulver, den Buchdruck, den Kompaß und die mechanische Uhr erfunden, um 1800 aber stagnierte das technologische Niveau und damit auch die Produktivität damals offenbar bereits seit Jahrhunderten (vgl. Vries 2003 und v.a. auch Mokyr 1998, 2009).

Dies betrifft nicht zuletzt den agrarischen Sektor; Peer Vries weist darauf hin, daß Pomeranz' die Rolle der Peripherie für die Entwicklung Englands wahrscheinlich überschätzt, die englische Landwirtschaft sei auch innerhalb der Restriktionen der "alten biologischen Ordnung" (d.h. ohne Einsatz von Traktoren und Kunstdünger) um 1800 noch längst nicht an ihre Grenzen gestoßen, die Produktivität stieg weiterhin deutlich an (2001: 433).[35] Die Verhältnisse in China unterschieden sich diesbezüglich deutlich von denen in Nordwesteuropa. Mark Elvin zufolge (auf den Pomeranz sich bei der Beschreibung der "ökologischen Sackgasse" zu weiten Teilen stützt) war die chinesische Wirtschaft in der gesamten frühen Neuzeit durch quantitatives Wachstum und qualitativen Stillstand gekennzeichnet. Elvin identifiziert als Ursache der Krise des 19. Jahrhundert die ökonomischen und ökologischen Grenzen des Bewässerungslandbaus (was für

---

fast allen nützlichen Diensten, die wir brauchen, zu versorgen, so gibt die Neigung zum Tausch letztlich auch den Anstoß zur Arbeitsteilung. Unter Jägern oder Hirten stellt beispielsweise ein Mitglied des Stammes besonders leicht und geschickt Pfeil und Bogen her. Häufig tauscht er sie bei seinen Gefährten gegen Vieh oder Wildbret ein, und er findet schließlich, daß er auf diese Weise mehr davon bekommen kann, als wenn er selbst hinausgeht, um es zu jagen. Es liegt deshalb in seinem Interesse, daß er das Anfertigen von Pfeil und Bogen zur Hauptbeschäftigung macht« (Smith 1776: 17).

[33] Auch als "solovianisches Wachstum" bezeichnet, nach dem US-amerikanischen Ökonom Robert Solow.

[34] Die Auffassung, daß technologischer Fortschritt Wachstumsimpulse erzeugt, geht auf Joseph Schumpeter zurück.

[35] Mark Overton zufolge wurde in Südengland noch um 1790 um die 90 Prozent des Getreides mit der Sichel geschnitten, die Sense setzte sich erst in den darauffolgenden Jahrzehnten flächendeckend durch (vgl. Overton 1996: 121f.). Einen guten Überblick der Entwicklungen im agrarischen Bereich gibt Jürgen Osterhammel (2009: 317-322).

China in der Regel Naßreisanbau meint). Nicht nur erfordert die fortlaufende Unterhaltung der Bewässerungssysteme im Lauf der Jahre demzufolge wesentlich mehr Geld als deren ursprüngliche Errichtung, insbesondere der Naßreisanbau kann über einen bestimmten Punkt hinaus ohne den Einsatz von Maschinen und Kunstdünger nicht weiter intensiviert werden; die Erträge pro Hektar und Arbeitsstunde, d.h. die Produktivität des Landes als auch der Arbeit hatten demnach um 1800 eine Obergrenze erreicht. Von diesem Punkt an stellte Elvins Ansicht nach jeder Versuch zur räumlichen Ausweitung oder zur Intensivierung des Bewässerungslandbaus lediglich eine Verschwendung von Ressourcen dar (2004: 120).[36]

Die landwirtschaftliche Basis des Landes hätte grundlegend transformiert werden müssen, hierfür fehlte es aber an den nötigen Mitteln. Elvin bezeichnet diese Situation mit den Begriffen "*high-level equilibrium trap*" und "*technological lock-in*"; beide verweisen darauf, daß das Land einen Weg der Entwicklung beschritt, den es nicht verlassen konnte, weil die Kosten für eine Änderung der Wirtschaftsweise zu hoch gewesen wären.[37] Elvin zufolge hatte die Abhängigkeit des Wirtschafts- und Gesellschaftssystems von einer bestimmten Technologie – d.h. Bewässerungslandbau im chinesischen Stil – einen Punkt erreicht, an dem die Umstellung auf andere Bearbeitungsformen nicht ohne schwere Verwerfungen möglich war, da die für eine Transformation der Landwirtschaft erforderlichen Ressourcen für den Unterhalt der Bewässerungsanlagen verwendet werden mußten – nicht nur Geld und Arbeitskraft, sondern auch administrative Kapazitäten und technisches Fachwissen (Ibid.: 123f.).

»Das gleiche Geschick im Wasserbau, das so viel zur Entwicklung der chinesischen Wirtschaft in der Antike, dem Mittelalter und sogar den ersten Jahren der frühen Neuzeit beigetragen hatte, verwandelte sich langsam in eine Zwangsjacke, welche am Ende eine … Umgestaltung der ökonomischen Strukturen verhinderte. Weder Wasser noch passendes Terrain für eine profitable Ausweitung des Bewässerungslandbaus waren vorhanden. Eine bemerkenswerte aber vorwissenschaftliche Technologie erreichte die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit. « (Ibid.: 164)

Die chinesische Landwirtschaft wäre demnach Gefangene eines spezifischen Entwicklungspfads gewesen, der zwar einerseits in der Vergangenheit gemessen an mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Standards eine sehr hohe Produktivität generiert hatte, andererseits um 1800 aber zumindest mitverantwortlich war für die institutionelle Inflexibilität der chinesischen Ökonomie, d.h. deren Unfähigkeit, auf die sich deutlich abzeichnende Subsistenzkrise zu reagieren.[38] Diese Entwicklung war Elvins Auffassung nach aber mitnichten Konsequenz einer zyklischen "malthusianischen" Krise, sondern Resultat eines dreitausend Jahre währenden nichtnachhaltigen Wachstums – China zahlte demzufolge im 19. Jahrhundert den Preis für den andauernden Raubbau an der Natur.

Ich kann nicht beurteilen, inwieweit dieses Verdikt zutrifft, unterhalb dieses von Elvin beschriebenen "Mega-Trends" aber oszillierte die politische, ökonomische und demographische Entwicklung in China; Phasen der Prosperität und des Wachstums endeten immer wieder in katastrophalen Hungersnöten und massiven Unruhen. Ein kurzer dies-

[36] Die immer weiter vorangetriebene Intensivierung der Landnutzung führte Elvin zufolge schließlich auch zu einem Prozeß des "Degendering", weil zunehmend Frauen in die Produktion einbezogen wurden (1998: 737).

[37] Das Phänomen wird in der Technik- und Wirtschaftsgeschichte als "Pfadabhängigkeit" bezeichnet.

[38] Elvin plädiert in diesem Zusammenhang dafür, in die Berechnung der Wirtschaftlichkeit des Naßreisanbaus auch die Opportunitätskosten einzubeziehen, die daraus resultierten, daß das System die Verfolgung produktiverer Strategien unterband (Ibid.: 124).

bezüglicher Überblick ist in diesem Zusammenhang durchaus instruktiv: Nachdem die Kaiser der Sui-Dynastie (reg. 581–618), die auch die schriftlichen Examina für Staatsbedienstete einführten, die Ressourcen des Landes überstrapaziert hatten – nicht zuletzt auch durch den Bau des "Großen Kanals", eines "künstlichen Nil", der Norden und Süden des Reiches verband –, kamen 618 die T'ang an die Macht. Die T'ang-Kaiser initiierten im großen Stil militärische Kampagnen in Zentralasien, um der ständigen Bedrohung des "Reichs der Mitte" durch nomadische Reitervölker zu begegnen, und um 750 war China dort die dominierende Macht (Liu 2011: 101f.). Ein Konflikt um Taschkent führte dann aber zur Konfrontation mit dem Kalifat von Bagdad, und die chinesische Armee wurde 751am Talas-Fluß (an der Grenze zwischen dem heutigen Kirgistan und Kasachstan) besiegt.[39] Nachdem die chinesischen Truppen sich nach 755 infolge innerer Unruhen aus Zentralasien zurückgezogen hatten, wurde der Islam dort zur dominierenden Religion (Golden 2011: 60f.). Die Dynastie der T'ang ging schließlich zu Beginn des 10. Jahrhundert infolge einer Reihe von Rebellionen unter. Nach einer 60 Jahre andauernden Periode politischer Zersplitterung wurde das Reich unter der Song-Dynastie (reg. 960–1279) erneuert.[40]

Trotz der militärischen Schwäche der Song, die sich nur durch massive Tributzahlungen an die Nomaden behaupten konnten, wuchs chinesische Wirtschaft in dieser Zeit derart an, daß die Regierung nicht imstande war den Bedarf an Kupfermünzen zu dekken. Zwar konnte durch Erschließung neuer Kupfervorkommen und die Legierung mit Blei der Ausstoß der staatlichen Münze zwischen 983 und 1007 von 300 Millionen auf 1,83 Milliarden Stück gesteigert werden, aber auch dies war nicht ausreichend. Schließlich begann die Regierung, Papiergeld zu drucken, nach dem Vorbild des "fliegenden Geldes", wie die im Teehandel schon seit dem 9. Jahrhundert gebräuchlichen Wechsel genannt wurden (Morris 2010: 377f.). Im Unterschied zu den Münzen, die soviel wert waren wie das in ihnen enthaltene Metall, beruhte beim Papiergeld (ebenso wie beim Wechsel) der Wert auf dem Vertrauen in den Aussteller. Auf lange Sicht gelang es den Song aber nicht, die Nomaden in Schach zu halten; in den 1120er Jahren eroberten die nomadischen Nüzhen den Norden Chinas einschließlich der Region um Beijing und gründeten das kurzlebige Jin-Reich, das aber schon bald von Genghis-Khan überrannt wurde, das südliche China fiel 1279 an die Mongolen (vgl. Liu 2010: 109ff.). Die mongolische Herrschaft über China währte nur kurz. Als die Ming-Dynastie weniger als hundert Jahre nach dem Fall der Song begründet wurde, waren die Verhältnisse im Land chaotisch. Dafür waren nicht allein Mißernten und die große Pestepidemie verantwortlich, seit 1351 hatte zudem der Kampf gegen die mongolischen Fremdherrscher, und die Auseinandersetzungen der Rebellenführer untereinander das Land verheert.

Der siegreiche Rebellenführer Zhu Yuangzhang (1328–98) bestieg im Frühjahr 1368 als "Hongwu"-Kaiser in Nanjing den Thron und vertrieb im Herbst des gleichen Jahres den letzten Mongolen-Herrscher aus Beijing. In der Folge war der Kaiser zu-

---

[39] Bereits kurz nach der Schlacht am Talas breiteten sich der Anbau von Maulbeerbäumen und die Seidenraupenzucht über den Nahen Osten und Nordafrika bis nach Spanien aus, und gegen Ende des 9. Jahrhundert produzierten die islamischen Länder ausreichend Seide, um das Garn exportieren zu können (Liu 2010: 101f.). Entgegen der gängigen Überlieferung, wonach erst chinesische Kriegsgefangene die Araber in der Kunst der Papierherstellung unterwiesen, exportierte China bereits im 3. Jahrhundert u.Z. Papier nach Xinjiang und Zentralasien, die Technologie könnte sich durchaus von Samarkand aus über die islamische Welt ausgebreitet haben, aber Peter Golden zufolge bestand keine notwendige Beziehung zur 751 ausgetragenen Schlacht (Golden 2011: 60).

[40] Einen aufschlußreichen Überblick über die Geschichte der T'ang-Zeit gibt Adshead 2004. Es ist zumindest für den Nicht-Experten schwer, in der chinesischen Geschichte eine Entwicklungslinie zu erkennen.

nächst vor allem darum bemüht, die Nahrungsmittelversorgung sicherzustellen. Um die agrarische Basis der Ökonomie zu stabilisieren, wurde die Bewegungsfreiheit der Landbevölkerung drastisch beschränkt; wer sich ohne schriftliche Erlaubnis weiter als 58 Kilometer von seinem Wohnort entfernte, erhielt zur Strafe 80 Stockhiebe, auf nicht genehmigte Reisen ins Ausland stand bei der Rückkehr die Todesstrafe. Um die Stabilität des Reichs zu sichern, beschränkte Hongwu nicht allein die geographische, sondern auch die soziale Mobilität: Söhne von Handwerkern sollten Handwerker, Söhne von Soldaten Soldaten, und Söhne von Bauern Bauern werden; auch ein Wechsel des Berufs wurde mit drastischen Strafen geahndet. Die Vision des Kaisers von einer wohlgeordneten Gesellschaft war Peter Brook zufolge »das daoistische Modell einer kleinen Elite tugendhafter Ältester, die selbstgenügsame Dörfer überwachten und maßvolle Steuern an einen minimalistischen Staat weiterleiten. Bauern wären an ihre Dörfer gebunden, Handwerker ständen im Dienst des Staates, Händler transportierten lediglich dringend benötigte Bedarfsgüter, Soldaten wären [nur] an den Grenzen stationiert. Die Verwaltung läge in der Hand einer kleinen gebildeten Klasse über die das Volk selbst wachte« (Brook 1998: 19) Trotz der durch Hungersnöte, Pest und Krieg verursachten Bevölkerungsverluste lebten laut Volkszählung von 1381 annähernd 60 Millionen Menschen im "Reich der Mitte" (in England waren es zu dieser Zeit knapp über 2 Millionen). Der überwiegende Teil von ihnen siedelte südlich des Yangtze, einer Volkszählung von 1290 zufolge 85 Prozent.[41] Um dieses Ungleichgewicht auszugleichen, ordneten die ersten Ming-Kaiser Massenumsiedlungen an, in das Land zwischen Yangtse und Gelbem Fluß, die Region um Nanjing und schließlich auch nach Beijing, das 1421 Hauptstadt wurde (Ibid.: 28f.). Die Bevölkerung Chinas wuchs seit Machtübernahme der Ming-Dynastie beständig, und bereits 1421 wurde der Norden des Landes von einer massiven Hungersnot heimgesucht (Ibid.: 30), inwieweit ein Zusammenhang mit den Zwangsumsiedlungen besteht, wird aus den mir vorliegenden Quellen allerdings nicht deutlich.

Aber auch die Ming-Dynastie hatte bald ihren Zenit überschritten, das Land befand sich zu Beginn des 17. Jahrhundert erneut in der Krise. Die Bestandaufnahme, die der Beamte Zhang Tao 1609 zu Papier brachte, spricht für sich: »Ein Mann von Hundert ist reich, während neun von zehn verarmt sind. Die Armen haben den Reichen nichts entgegenzusetzen, die, obwohl von geringer Zahl, in der Lage sind die Mehrheit zu beherrschen. Der Herr des Silbers regiert den Himmel und der Gott der Kupfermünzen herrscht über die Erde« (nach Brook 1998: 4). Zhang Tao betrachtete die Geschichte der Ming-Dynastie als eine des Verfalls; als Wurzel des Übels, welches die chinesische Gesellschaft zu seiner Zeit erfaßt hatte, identifizierte er die Ausbreitung des Handels und forderte folgerichtig »die Tore zu schließen und die Kaufleute daran zu hindern herum zu reisen« (nach Ibid.). Es ist schwer zu beurteilen, inwieweit diese Diagnose zutraf. Tatsächlich hatte das Volumen des Außenhandels deutlich zugenommen, aber weder die regionale und auch nationale Vernetzung der zunehmend spezialisierten Ökonomie noch der Zustrom des amerikanischen Silbers hielten den ab dem späten 16. Jahrhundert einsetzenden Niedergang des Landes auf (Ibid.: 8); tatsächlich scheinen im Gegenteil zunehmende Kommerzialisierung und Niedergang Hand in Hand zu gehen, und es ist nicht weiter erstaunlich, daß Zhang Tao die Ursache des Letzterem im Ersterem vermutete. 1622 brachen erste Aufstände aus, und der letzte Ming-Kaiser beging 1644 Selbstmord. Auf die Ming folgten die Qing, die Mandschu-Kaiser (reg. 1644–1911). Nach dem die neue Dynastie ihre Position gefestigt hatte, begann eine neue Phase der

[41] Brook zufolge ist diese Zahl allerdings durch die Praxis verzerrt, unfreie Arbeiter und Soldaten vom Zensus auszuschließen (Ibid.).

militärischen und ökonomischen Expansion, chinesische Armeen eroberten erneut Xinjiang und marschierten in Tibet ein, während die Bevölkerung und auch der Lebensstandard wuchs – bis das Land Mitte des 19. Jahrhundert erneut im Chaos versank und zum Spielball der europäischen Großmächte wurde.[42]

Angesichts dieser sich wiederholenden Phasen von Expansion und Kontraktion liegt es zumindest nahe, das auf Malthus zurückgehende Paradigma zur Erklärung dieses Wechselspiels heranzuziehen. Vielleicht ist der erste Eindruck aber auch trügerisch, und jede Krise der chinesischen Geschichte ist auf ein originäres Wechselspiel wirkender Ursachen zurückzuführen, die sich mit diesem Erklärungsansatz nicht fassen lassen. Die Frage, *warum* sich die Verhältnisse in China so deutlich von denen in Europa unterschieden, bleibt aber letztlich trotz der Vielzahl an Literatur offen, die in den vergangenen Jahren zu diesem Thema publiziert wurde.[43] Nichtsdestotrotz sollten die vorstehenden Absätze wenigstens ansatzweise deutlich gemacht haben, daß die Geschichte Chinas von ca. 700 u.Z. an im Unterschied zu derjenigen Nordwesteuropas tatsächlich nicht als Erzählung der kumulativen technologischen und institutionellen Entwicklung konzipiert werden kann. Ich will mich deshalb darauf beschränken, lediglich einen weiteren diesbezüglichen Ansatz kurz darzustellen, der sozusagen als Vehikel dient, den Blick vom "Reich der Mitte" abzuwenden und auf Europa zu zentrieren. Die Fragestellung, der ich folgenden Kapitel nachgehen werde, wird weniger lauten "*warum nicht China?*" als "*warum überhaupt in Europa?*". Das große Problem der bis hierhin wiedergegebenen Debatte ist, daß die ökonomische Entwicklung in Europa weitgehend lediglich als normativer Bezugspunkt gesetzt, aber nicht hinterfragt wird. Dabei ist der Übergang der europäischen Volkswirtschaften in eine Phase sich selbst verstärkenden Wachstums möglicherweise wesentlich erklärungsbedürftiger als die Tatsache, daß eine derartige Transformation in China nicht einsetzte.

Auch nach Ansicht von Robert Brenner und Christopher Isett waren unzureichende produktive Investitionen eine zentrale Ursache der Subsistenzkrise, die sich zu Beginn des 19. Jahrhundert in China manifestierte. Im Unterschied zu Elvin betrachten sie dies aber nicht als unausweichliches Resultat eines spezifischen Entwicklungspfads, sondern als Konsequenz rückständiger sozio-ökonomischer Strukturen. Die Grundthese der beiden Autoren läuft folglich darauf hinaus, daß im Gegensatz zu Pomeranz' Behauptung der institutionelle Rahmen der (kapitalistischen) Ökonomie in England sich um ca. 1750 bereits deutlich von den zeitgenössischen Verhältnissen in China unterschied, wo demnach das Vorherrschen quasi-feudaler, d.h. nicht marktvermittelter ökonomischer Beziehungen die effiziente Allokation von Ressourcen verhinderte und kein Anreize für Investitionen und technologische Innovationen bestand.[44]

---

[42] Unter anderem mußten die Qing sich der Versuche eines anfangs von den Niederländern unterstützten Piraten namens Zheng Chenggong erwehren, die Ming wieder an die Macht zu bringen. Diese aufschlußreiche Episode beschreibt ausführlich Tonio Andrade (2004). Zur militärischen Expansion unter der Qing-Dynastie siehe vor allem Perdue (2005).

[43] Der aktuellste diesbezügliche Erklärungsversuch stammt von Ian Morris (2010), der in seinem Buch die gesamte Menschheitsgeschichte abhandelt, ohne allerdings zu signifikant neuen Einsichten zu gelangen.

[44] Die Differenz zwischen China und England entspräche mithin in Bereich der Distribution der von Karl Polanyi vorgenommenen Differenzierung zwischen Märkten und Marktwirtschaft: »Märkte gibt es in allen Gesellschaften, und die Gestalt des Kaufmanns ist in vielen Zivilisationstypen bekannt. Indessen verbinden sich isolierte Märkte nicht zu einer Volkswirtschaft. [...] Vor dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts waren Märkte zu keiner Zeit mehr als bloß untergeordnete Aspekte der Gesellschaft« (Polanyi 1947: 137). Man kann demzufolge erst dann von Marktwirtschaft sprechen, wenn erstens (fast) ausschließlich für den Markt produziert wird, alle Menschen zweitens auch ihre elementarsten Grundbedürfnisse (Nahrung, Behausung) auf dem Markt decken müssen, drittens Arbeitskraft und Grund und Boden käufliche Waren sind, und viertens der

Einen Beleg für diese Auffassung liefert z.B. Timothy Brooks Beschreibung der Strukturen und ökonomischen Beziehungen im chinesischen Textilgewerbe. Diese unterschieden sich demnach deutlich von den in Europa vorherrschenden. Im "Reich der Mitte" kauften Händler entkernte Baumwolle, verkauften sie an die Spinner, kauften das Garn und verkauften es an die Weber (von denen einige nachts beim Licht von Laternen arbeiteten, um ihr Einkommen zu erhöhen), kauften den Webern den fertigen Stoff ab um diesen *en gros* weiter zu veräußern. Dies ist nach Brook das genaue Gegenteil der protokapitalistischen Entwicklung in Europa, wo die Kaufleute im sog. "Verlagssystem" nicht lediglich von einer arbeitsteiligen Struktur profitierten (die sie mit ihrer Existenz überhaupt erst ermöglichten), sondern diese von innen kontrollierten – sie beauftragten und zahlten Entgelte. Das "Verlagssystem" konnte somit relativ problemlos in fabrikartige Strukturen transformiert werden, in beiden Fällen kaufte der "Kapitalist" die Arbeitskraft der Arbeiter (Brook 1998: 199).[45] Brook bezieht sich auf Braudels Diktum, wonach der Kapitalismus nicht zwangsläufig aus der Expansion der Marktbeziehungen resultiert, sondern ein gesellschaftliches Phänomen ist.

»Aus dieser Perspektive ist Kapitalismus das Resultat der Wechselwirkung zwischen einer spezifischen Sozialstruktur und der Marktökonomie. Seine Herausbildung in Europa ist somit ein originäres Element der europäischen Geschichte. Eine andere Sozialstruktur würde nicht notwendig zu dem gleichen Resultat führen. An diesem Punkt muß unsere Interpretation der Geschichte des frühmodernen Europa von derjenigen Ming-Chinas abweichen, aufgrund der unterschiedlichen Konzeptionen von Eliten und Staatsgewalt. Das impliziert nicht, daß China bei der Hervorbringung des Kapitalismus "scheiterte". Es schuf vielmehr etwas anderes: Eine ausgedehnte Marktwirtschaft, welche staatliche Kommunikationsnetzwerke nutze um Verbindungen zu lokalen Ökonomien zu schaffen, agrarische und städtische Arbeitskräfte in Produktionsabläufe einbettete ohne den ländlichen Haushalt als produktive Basiseinheit zu schädigen, Konsummuster reorganisierte ohne die Konsumtion völlig von der Produktion zu trennen… Aber dies war kein Kapitalismus im europäischen Sinn« (Ibid.: 201).

Brenner und Isett zufolge öffnete sich die diesbezügliche Kluft zwischen Europa bzw. England und China nicht etwa erst im 19. Jahrhundert, sondern bereits in der Periode zwischen 1500 und 1750; das frühneuzeitliche "Reich der Mitte" sollte mithin eher mit dem spätmittelalterlichen England verglichen werden, da hier tatsächlich etliche Parallelen bestünden.[46] Die "ökologische Sachgasse" war demnach kein Resultat der ökologi-

---

Austausch durch Geld als universelles Äquivalent vermittelt wird. Ob diese Bedingungen in China tatsächlich nicht erfüllt waren, wäre allerdings genauer zu prüfen.

[45] Allerdings waren nur die Arbeitsbeziehungen im Verlagssystem kapitalistisch, da der Kaufmann die Produktion nicht kontrollierte, hatte er auch kein Interesse an produktiven Investitionen.

[46] Kent G. Deng (2000) bezweifelt hingegen, daß es sich bei der Krise des 18. Jahrhunderts um eine Subsistenzkrise handelte, da ihm zufolge die Landwirtschaft des frühneuzeitlichen China mitnichten durch technologische Stagnation und eine ständige Verschlechterung der Relation von Arbeitskraft zu Anbaufläche gekennzeichnet war, der agrarische Sektor entwickelte sich vielmehr dynamisch: Neues Land wurde erschlossen, brachliegende Anbauflächen erneut kultiviert und verbesserte Anbaumethoden eingeführt. Das Bevölkerungswachstum war laut Deng zudem nicht derart dramatisch, daß es aus sich heraus eine Subsistenzkrise bewirkt hätte. Schließlich war die Situation in der Landwirtschaft ihm zufolge auch nicht durch einen ständig fallenden Grenznutzen der Arbeit gekennzeichnet, im Gegenteil, die Landarbeiter seien eher "überbeschäftigt" als "unterbeschäftigt" gewesen (Ibid. 21f.). Sollte diese Auffassung zutreffen, so wäre die Krise des 19. Jahrhundert politisch oder "systemisch", aber keineswegs ökologisch verursacht gewesen, und Pomeranz' Rückbezug auf das "neo-malthusianische" Paradigma verfehlte das Phänomen völlig. Deng hebt mithin Pomeranz' gesamte Argumentation aus den Angeln und stützt mit seinem (in dem genannten Text leider nicht weiter elaborierten) Argument letztlich die Auffassung derjenigen Kritiker, die primär kulturelle und gesellschaftliche Faktoren als Ursache für die Kluft zwischen England und China anführen.

schen, sondern der gesellschaftlichen Bedingungen im Reich der Mitte,[47] im Unterschied zu China setzte Brenner und Isett zufolge im frühneuzeitlichen England ein tiefgreifender Strukturwandel ein, der die sozio-ökonomischen Verhältnisse grundlegend veränderte – nicht zuletzt auch in der Landwirtschaft –, und ein anhaltendes Wirtschaftswachstum ermöglichte, welches schließlich in der Industriellen Revolution mündete (Brenner/Isett 2002: 613). Die englische Volkswirtschaft bewegte sich nach Ansicht der Autoren in eine gänzlich andere Richtung als die chinesische; während in China (nicht zuletzt wegen der nahezu beliebigen Verfügbarkeit billiger Arbeitskräfte) primär die Arbeits*intensität* erhöht, d.h. die Produktion mittels des vermehrten Einsatzes von Arbeitskraft gesteigert wurde, waren in England Arbeitskräfte knapp und die Grundbesitzer investierten in arbeitssparende Technologien welche die Arbeits*produktivität* steigerten.

Zwar war im mittelalterlichen England die Produktivität landwirtschaftlicher Arbeit ebenfalls gesunken, sie stieg in der fraglichen Epoche aber deutlich an, der Zuwachs der englischen Pro-Kopf Produktion zwischen 1500 und 1750 betrug Brenner und Isett zufolge zwischen 52 und 67 Prozent (Ibid.: 626f.) – und das Rationalisierungspotential war mitnichten erschöpft, wie die Daten aus dem frühen 19. Jahrhundert belegen, so daß England sich um 1800 nach Ansicht der Autoren keinesfalls in dem von Pomeranz unterstellten ökologischen Flaschenhals befunden haben kann (Ibid.: 638 und 642). Die erhebliche Steigerung der Erträge wurde den Autoren zufolge vor allem auch durch den verstärkten Einsatz von Zugtieren und die Haltung von Nutzvieh, mithin die Substitution von menschlicher durch tierische Arbeitskraft erreicht.[48] Für Pomeranz ist der Vergleich zwischen dem Einsatz von Zugtieren und demjenigen von Menschen kein entscheidender Faktor bei der Beurteilung des "Entwicklungsstands" der chinesischen Landwirtschaft, da dies beim Reisanbau im Unterschied zum Weizenanbau keine bedeutende Rolle spiele (Pomeranz 2000: 33). Damit ignoriert er aber laut Brenner und Isett die Konsequenzen des chinesischen Entwicklungswegs. Das "Reich der Mitte" bewegte sich in der fraglichen Epoche zunehmend auf eine arbeitsintensive statt auf eine kapitalintensive Landwirtschaft hin, was laut Brenner und Isett genau jene fatalen Konsequenzen hatte, die Pomeranz beschreibt: Zwar konnten die chinesischen Bauern den Ertrag pro Hektar durch eine intensivere Nutzung des Bodens (aufwendiges Jäten, mehrfache Aussaat und Ernte pro Jahr, vermehrte Düngung) steigern, aber um den Preis eines sinkenden Ertrags pro aufgewendeter Arbeitsstunde (Ibid.: 621f.).[49] Brenner und Isett kalkulieren, daß zwischen 1600 und 1800 im Jangtse-Delta mit dem doppelten Ar-

---

[47] Ob Baylys Betonung der relativen "Modernität" der indischen Ökonomie und Gesellschaft notwendig eine "präkapitalistische" Entwicklung impliziert, welche dann in einen Pomeranz'schen ökologischen Flaschenhals gerät ist gleichfalls fraglich, umso mehr als Bayly selbst darauf hinweist, daß die Situation in Indien in der Epoche (trotz der im Vergleich zu Europa niedrigen Arbeitskosten) im Unterschied zu den Verhältnissen in China eher durch einen Mangel als durch einen Überschuß an Arbeitskräften gekennzeichnet war (Bayly 1988: 29).

[48] Ein weiteres Mittel zur Steigerung der Erträge pro Arbeitsstunde (und Flächeneinheit) war die regionale Spezialisierung der Landwirtschaft, d.h. die Konzentration auf den Anbau der am jeweiligen Standort ertragreichsten Pflanzen.

[49] Die Auswirkungen dieses Trends machten sich den Autoren zufolge auch in den nordchinesischen Weizenanbaugebieten bemerkbar, wo auf den Einsatz von Zugtieren angesichts der geringen Kosten menschlicher Arbeitskraft weitgehend verzichtet wurde (Brenner/Isett 2002: 622). Daß Pomeranz diese zentrale Differenz übersieht, liegt laut Philip Huang an seiner fehlenden Differenzierung zwischen der Produktivität der Arbeit und derjenigen des Bodens (Huang 2002: 513). Pomeranz hingegen betont in einer Replik auf Huang, daß erstens "Entwicklung" nicht auf die Steigerung der Arbeitsproduktivität mittels erhöhtem Kapitaleinsatz reduziert werden könne (Pomeranz 2002: 550), und zweitens auch in Westeuropa letztlich höchst unterschiedliche Entwicklungspfade zur Industrialisierung führten (Ibid.: 541). Ich komme im folgenden Kapitel im Rahmen der Diskussion der Entwicklung der englischen Landwirtschaft auf diesen Punkt zurück.

beitsaufwand nur eine Produktionssteigerung von 21,3 Prozent erreicht wurde, und folglich pro Kopf der Bevölkerung weniger Nahrung erzeugt wurde (Ibid.: 624).[50]

England hätte also in der frühen Neuzeit einen gänzlich anderen Entwicklungspfad beschritten als China;[51] während im Westen die Produktivität der Arbeit und des Bodens kontinuierlich anstieg und die landwirtschaftliche Produktion mit dem Wachstum der Bevölkerung Schritt hielt, stieß die Produktivitätsentwicklung im Osten aufgrund ausbleibender Investitionen an eine unüberwindliche Grenze, das Land konnte die Menschen schließlich nicht mehr ernähren. Die von Pomeranz unterstellte Divergenz wäre folglich deutlich früher zu verorten[52] – wenn China und England sich überhaupt jemals auf parallelen Entwicklungslinien bewegten; diese Frage sei vorerst dahingestellt.

[50] Zur Entwicklung der Landwirtschaft in China und der daraus resultierenden ökonomischen und ökologischen Konsequenzen vgl. insbesondere auch Marks (1998) . Während die englische Bevölkerung in der Epoche von 1500 bis 1750 nur langsam wuchs, war demnach das Bevölkerungswachstum in China (im Unterschied zu Pomeranz' Behauptung) Brenner und Isett zufolge deutlich höher, was die Probleme noch weiter verschärfte (Brenner/Isett 2002: 621f.). Überdies waren laut Brenner/Isett Anzeichen die ökologische Krise in einigen Regionen schon wesentlich früher als ab 1800 wahrzunehmen, und ohne die großen Bevölkerungsverluste in den Bürgerkriegen Mitte des 17. Jahrhunderts wäre die allgemeine Krise der chinesischen Ökonomie wesentlich früher eingetreten (Ibid.: 636f.; vgl. hierzu auch Marks 1998).

[51] Giovanni Arrighi, der den Prozeß der Intensivierung der Arbeit im Zuge der Ausweitung der Marktwirtschaft untersucht, vertritt gleichfalls die Auffassung, daß im Unterschied zu Pomeranz' Annahme, in Europa und China hätten zeitgleich ganz ähnliche Bewegungen einsetzt, die entsprechenden Entwicklungen in Asien und Europa sich nur vordergründig entsprachen und letztlich deutlich unterschieden (Arrighi 2007: 33-41).

[52] Broadberry, Guan und Li (2018) gehen in einem aktuellen Beitrag auf Grundlage ihrer Rekonstruktion der Entwicklung des Bruttoinlandsprodukts davon aus, daß der Lebensstandard auch in den "fortgeschrittenen" Regionen Chinas spätestens nach 1700 unter demjenigen in Nordwesteuropa lag. Der Artikel enthält zudem einen instruktiven Überblick über die diesbezügliche Debatte seit Erscheinen von "The Great Divergence".

3

## Der lange Schatten des Schwarzen Todes

Die Frage, wo historisch der Ausgangspunkt des von Brenner und Isett unterstellten "europäischen Sonderwegs" zu verorten ist, führt zurück zu einer anderen Debatte, in die eben jener Robert Brenner in den 1970er Jahren involviert war. Gegenstand der Auseinandersetzung war die Frage nach den Ursachen für die demographische Katastrophe des 14. Jahrhundert: Nach einer Phase des anhaltenden Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstums vom 11. bis zum 13. Jahrhundert kam es in England zunächst ab 1315 zur durch eine Periode anhaltenden kalten und feuchten Wetters ausgelösten "großen Hungernot", der 10 bis 15 Prozent der Bevölkerung zum Opfer fielen. Nachdem sich die Wetterverhältnisse ab 1318 langsam wieder verbesserten, stieg die Bevölkerungszahl allerdings schnell wieder auf das Niveau von 1315 an. Dann aber verheerte 1348–50 eine Pestepidemie, der "schwarze Tod", das Land und führte zu einer nachhaltigen Zäsur in der demographischen Entwicklung.[53] Die Bevölkerung Englands, die zwischen 1100 und 1300 von ca. 2 auf 5 bis 6 Millionen Menschen gewachsen war, befand sich 1400 wieder annähernd auf dem gleichen Stand wie zu Beginn des 12. Jahrhundert (Hatcher/Bailey 2001: 28f.).[54]

Brenner hatte 1976 in der Zeitschrift *Past and Present* einen Aufsatz mit dem Titel "*Agrarian Class Structure and Economic Development in Pre–Industrial Europe*" veröffentlicht,[55] in welchem er die vor allem auf M.M. Postan zurückgehenden "neomalthusianischen" Ansätze zur Erklärung von Hungersnot und "Schwarzem Tod" aus marxistischem Blickwinkel scharf angriff. Auf den ersten Blick überrascht die Heftigkeit, mit der die Auseinandersetzung geführt wurde, denn hinsichtlich der Diagnose der Krise stimmen die Gefolgsleute von Malthus und Marx durchaus überein: Beide gehen davon aus, daß ein direkter Zusammenhang zwischen der Hungersnot zu Beginn des 14. Jahrhundert und der immens hohen Mortalitätsrate während der Pestepidemie bestand; eine gesunde und ausreichend ernährte Bevölkerung wäre demnach keinesfalls in einem derart verheerenden Ausmaß den Krankheitserregern zum Opfer gefallen. Die Menschen in England waren folglich auch nach 1320 noch unterernährt, was wiederum aus tiefgreifenden Defiziten im agrarischen Sektor resultierte. Die beiden Ansätze divergieren aber hinsichtlich der Beantwortung der Frage, welche Faktoren für die Stagnation der landwirtschaftlichen Produktivität verantwortlich waren – d.h. welche historischen Bedingungen die, wie Rodney Hilton es formulierte, "Tendenz zur demographischen Selbstzerstörung" der mittelalterlichen Gesellschaft verursachten (Hilton 1978: 7).[56]

---

[53] Den besten Überblick über die Pestepidemie gibt nach wie vor Philip Zieglers erstmals 1969 erschienenes "The Black Death". John Hatcher (2008) beschreibt aktuell am Beispiel eines Dorfs in Suffolk sehr eindrücklich, wie die Zeitgenossen diese Katastrophe erlebten. Einen knappen aber instruktiven Abriß von Hungersnot und "Schwarzem Tod" liefert auch Miri Rubin (2005: 17–22 und 57–72).

[54] Die Angaben zur Bevölkerungszahl, insbesondere für die Zeit vor 1350, schwanken naturgemäß sehr, vgl. hierzu die Zahlen in ibid.: 29. Die englische Bevölkerung fiel einer neueren Schätzung Gregory Clarks zufolge von ihrem höchsten Stand von annähernd 6 Millionen in den Jahren 1310–16 auf ca. 2,45 Millionen in den Jahren 1440–1520, wobei Clark annimmt, daß die große Hungersnot die Einwohnerzahl um ca. 11 Prozent und der schwarze Tod sie nochmals um ca. 31 Prozent reduzierte (G. Clark 2007: 123f.).

[55] Der erwähnte Aufsatz löste eine heftige Debatte, die sog. "Brenner-Debatte", unter Mediävisten aus. Zu Brenners Position siehe insbes. Hatcher und Bailey (2001: 73f.). Brenners Argumentation unterschied sich strukturell allerdings nur unwesentlich von derjenigen, die E.A. Kosminsky bereits 1955 (ebenfalls in "*Past and Present*") dargelegt hatte.

[56] Hilton zufolge wurde die "Krise des Feudalismus" ab den 1930er Jahren Gegenstand der Historiographie: Nachdem Marc Bloch bereits 1931 darauf hingewiesen hatte, daß das europäische Feudalsystem im ausge-

(a) Das von Robert Brenner kritisierte "neo-malthusianische" Paradigma operiert (wie bereits gesehen) mit zwei Determinanten: dem kontinuierlichen Wachstum der Bevölkerung und der Beschränktheit der verfügbaren Ressourcen – die Kombination der beiden Faktoren mündet nachgerade schicksalhaft in einen fallenden Grenznutzen der landwirtschaftlichen Arbeit, also zu einer Abnahme der Nahrungsmittelproduktion pro Kopf der Bevölkerung. Im Zuge dieser Entwicklung steigen die Preise für Nahrungsmittel und Grund und Boden, während die Löhne aufgrund der reichlichen Verfügbarkeit von Arbeitskraft fallen. Im frühen 14. Jahrhundert sank aber nicht nur die Arbeitsproduktivität auch der Ertrag pro Flächeneinheit gingen zurück. Die sinkende Produktivität des Bodens war M.M. Postan zufolge (vgl. insbes. Postan 1966: 556-571)[57] auf zwei unterschiedliche Faktoren zurückzuführen: Der zunehmende Bevölkerungsdruck in England nötigte die Menschen während des 13. Jahrhundert dazu, auch ertragsarme Böden zu roden und zu bestellen. Dies führte notwendig zu dem Resultat, daß mit Ausweitung der Anbaufläche die durchschnittliche Bodenproduktivität abnahm.

Postan stellte bei seinen Untersuchungen allerdings auch fest, daß die Abgaben bzw. Pachten für neu unter den Pflug genommene Böden höher waren als für die schon lange Zeit genutzten; er schloß daraus, daß zudem die ursprünglich besseren Böden ihre Fruchtbarkeit aufgrund von Überbeanspruchung verloren hatten und ausgelaugt waren (Ibid.:557f.).[58] Die Abnahme der Produktivität des Landes manifestierte sich somit nicht allein an den neu erschlossenen "Rändern", sondern auch im alten agrarischen "Zentrum". Zwar wurden in der fraglichen Epoche durchaus Anstrengungen unternommen, den Ertrag je Flächeneinheit zu steigern, diese betrafen aber Postan zufolge in erster Linie neue Formen des Fruchtwechsels und einen erhöhten Einsatz von Arbeitskräften, nicht aber jene kapitalintensiven Verfahren, die tatsächlich die Erträge nachhaltig hätten steigern können. Statt also in Zugtiere, verbesserte Gerätschaften und eine Aufwertung des Bodens z.B. durch die Zugabe von Mergelkalk zu investieren, expandierte demnach die in Traditionen verhaftete und unflexible englische Landwirtschaft in die "Breite" – und steuerte direkt in die Katastrophe. Die hohen Preise für Grund und Boden und Nahrungsmittel hatten nicht nur zur Konsequenz, daß bis dahin landwirtschaftlich nicht genutzte Areale kultiviert wurden; Grundherren und Bauern machten zudem Weideflächen (Brachen und Grasland) zu Ackerland, um die Getreideproduktion zu erhöhen.[59] Die Ausbreitung einer regelrechten Getreide-Monokultur über weite Teile des europäischen Kontinent, die sog. "Vergetreidung", wurde nicht nur von Postan, sondern auch von anderen Autoren als eine der folgenreichsten Entwicklungen des Hochmittelalters betrachtet (Ibid.: 556).[60]

---

henden Mittelalter in eine Krise geriet, wurde diese Entwicklung, die sich primär in sinkenden Bevölkerungszahlen und niedrigen Getreidepreisen manifestierte, in ihren Grundzügen 1935 von dem deutschen Wirtschaftshistoriker Wilhelm Abel in einer Schrift mit dem Titel "*Agrarkrisen und Agrarkonjunktur*" beschrieben (Abel 1978). Zum festen Bestand des historiographischen Diskurses wurde das Konzept der Krise des Feudalsystems schließlich mit dem von Edouard Perroy 1949 in der Zeitschrift *Annales* veröffentlichten Aufsatz "*A l'origine d'une économie contractée: les crises du XIVe siècle*".

[57] Eine instruktive Zusammenfassung von Postans Argumentation liefern Hatcher und Bailey (2001: 35-46).

[58] Diese Schlußfolgerung setzt allerdings voraus, daß eine direkte Korrelation zwischen der Ertragskraft der Böden und der Höhe der Abgaben bestand. Ob dem tatsächlich so war, oder ob nicht vielmehr die die Abgaben auf die "alten" Flächen festgeschrieben waren, während sie für die "neuen" Böden frei ausgehandelt werden konnten, kann ich auf Grundlage der vorliegenden Literatur nicht klären. Zudem bleibt unklar, welche Rolle die durch die Entwaldung von Hangflächen beschleunigte Erosion spielte. Eine instruktive diesbezügliche Problemskizze liefert David R. Montgomery (2007).

[59] Einen guten Überblick der Konsequenzen dieser Entwicklung gibt Mark Bailey (1998).

[60] Vgl. auch Bartlett (1993: 152).

Die Umwandlung von bislang dem Vieh überlassenen Flächen in Weizenfelder war zwar geeignet, die Versorgung der Menschen mit Brot und Bier (den beiden wichtigsten Grundnahrungsmitteln des Mittelalters) kurzfristig zu verbessern, in Regionen mit hoher Bevölkerungsdichte war diese Umstellung aber mittelfristig kontraproduktiv, da mit der Abnahme der Zahl der Nutztiere weniger Dünger zur Verfügung stand. Die mangelhafte Düngung hatte zur Konsequenz, daß die Fruchtbarkeit der Felder stetig abnahm – während gleichzeitig die von den Bauern bewirtschafteten Parzellen immer kleiner wurden.[61] Die englische Bevölkerung war schließlich derart angewachsen, daß die überbeanspruchten Böden sie mit Hilfe der vorhandenen Technologien in normalen Jahren gerade eben ernährten, aber keine Reserven vorhanden waren oder gebildet werden konnten, um Mißernten zu überstehen. Viele Menschen litten unter chronischer Unterbzw. Mangelernährung, was ihre Abwehrkraft gegen Krankheiten unterminierte und die verheerenden Bevölkerungsverluste während der großen Pestepidemie erklärt.

(b) Die marxistische Kritik an M.M. Postans Konstrukt setzt primär an dem von diesem unterstellten quasi-schicksalhaften Charakter der Entwicklung an. So geht Rodney Hilton davon aus, daß sich nicht zwangsläufig eine Diskrepanz zwischen Bevölkerungswachstum und Nahrungsmittelversorgung einstellen mußte, dies wird ihm zufolge vor allem auch dadurch belegt, daß im 14. Jahrhundert in den meisten Gegenden Europas noch große Waldflächen existierten (Hilton 1978: 6). Die Grundherren waren aber in ökonomischen Belangen weitgehend passiv; ihre Rolle beschränkte sich laut Hilton zwar nicht allein darauf, landwirtschaftliche Überschüsse abzuschöpfen, die Einnahmen flossen im Zuge der Verausgabung zumindest zum Teil zurück in den ökonomischen Kreislauf, wenn z.B. Burgen, Kirchen und Klöster gebaut oder Handwerkserzeugnisse erworben wurden; Rückflüsse in die Landwirtschaft waren aber so gut wie nicht zu verzeichnen. Die adligen Grundbesitzer investierten weder in großem Stil in die Verbesserung der Böden und Anbaumethoden noch in die Erschließung neuer Anbauflächen – was dazu führte, daß die durchaus vorhandenen Potentialen und Reserven kaum genutzt wurden (Ibid.: 10ff.). Aus diesem Grund sprach E. A. Kosminsky bereits in den 1950er Jahren von "relativer" Überbevölkerung; ihm zufolge hätte die englische Landwirtschaft auch bei dem damaligen Produktivitätsniveau wahrscheinlich wesentlich mehr Menschen ernähren können, wenn die Feudalherren »die arbeitenden Klassen nicht ausgesaugt hätten« (Kosminsky 1955: 21f.).

Die Subsistenzkrise des 14. Jahrhundert ist aus dieser Perspektive weniger Resultat technologischer als gesellschaftlicher "Rückständigkeit"; sie ist Manifestation einer allgemeinen "Krise des Feudalismus", die aus der Diskrepanz zwischen ständig steigenden Forderungen der Grundherren und einer stagnierenden (oder sogar fallenden) Produktivität der Landwirtschaft erwuchs. Die Triebkraft dieses selbstzerstörerischen Prozesses war allerdings weniger der Antagonismus zwischen zwei Klassen (Bauern und Grundherren), sondern das Ringen der Herrschenden um Macht und Einfluß. Die den Bauern

[61] Die Intensivierung der Getreideproduktion führte Postan zufolge zu einer derart tiefgreifenden Auslaugung der Böden, daß die landwirtschaftlichen Flächen mehr als ein Jahrhundert brauchten, um sich zu erholen; tatsächlich lagen die Erträge auch lange nach der demographischen Katastrophe des 14. Jahrhundert auf einem recht niedrigen Niveau. Die Entwicklungen in der Landwirtschaft wurde durch die Zunahme anderer gewerblicher Tätigkeiten nicht aufgefangen. Zwar nahm die handwerkliche Produktion und die kommerzielle Aktivität insgesamt im Zuge des Bevölkerungswachstums sowohl auf dem Land (großteils im Nebenerwerb) als auch in den Städten zu; dies konnte aber die Probleme im Bereich der Nahrungsmittelversorgung nicht lösen, da die Expansion des Gewerbes keine Rückwirkung auf die landwirtschaftliche Produktivität hatte (vgl. Hatcher/Bailey 2001: 43).

in Form von Pacht, Naturalien und Frondiensten abgepreßten Abgaben wuchsen in dem Maße an, wie die Ausgaben der adligen "Herren" für Kriegführung, Bauvorhaben und den Unterhalt des Gefolges zunahmen. Robert Brenner zufolge führte diese Entwicklung im 13. und 14. Jahrhundert zur Selbstzerstörung des Feudalsystems, da die Gier der Grundherren so groß wurde, daß sie schließlich den Bauern nicht nur die Überschüsse, sondern auch ihre Subsistenzmittel abpreßten (Brenner 1976: 31ff.) – das Volk hungerte, während die "Edlen" Kriege führten, Burgen bauten und Feste feierten. Die Bauern widersetzten sich zwar den Begehrlichkeiten des Adels, da die Herrschenden in diesen Konflikten aber weitgehend die Oberhand behielten, verschlechterte sich die Lage der arbeitenden Menschen in dem Maße, wie ihre Ausbeutung wuchs – was wiederum die Bevölkerung anfällig für die Unbilden der Natur macht.

Sowohl aus "malthusianischer" als auch aus marxistischer Perspektive waren Hungersnot und Pestepidemie des 14. Jahrhundert folglich Resultat einer strukturellen Krise der mittelalterlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung; Vertreter beider Paradigmen stimmen dahingehend überein, daß Ursache der Krise die unzureichende Produktivität der Landwirtschaft war, und daß Investitionen zur Steigerung der Produktivität der Arbeit wie des Bodens weitgehend unterblieben (vgl. Hatcher/Bailey 2001: 77).[62] Hinsichtlich der Erklärung der Gründe hierfür weichen die beiden Paradigmen allerdings deutlich voneinander ab. Postan zufolge wurden im Mittelalter deshalb keine Investitionen getätigt, weil sie sich aus zwei Gründen nicht lohnten: Erstens waren die möglichen Maßnahmen angesichts des "unterentwickelten" technologischen Niveaus sehr teuer, und zweitens war Arbeitskraft im Überfluß vorhanden. Die mittelalterliche Landwirtschaft präferierte folglich arbeits- und nicht kapitalintensive Verfahren (Ibid.: 39f.).[63] Aus marxistischer Sicht war hingegen die grundbesitzende Klasse verantwortlich für die geringe Produktivität der Landwirtschaft; ihre Strategie, die Ausbeutung zu verstärken anstatt zu investieren, behinderte nicht nur die Entwicklung im agrarischen Sektor selbst, sondern auch die technologische Entwicklung – die "Produktionsverhältnisse" hemmten die "Produktivkraftentwicklung".[64]

---

[62] Rodney Hilton vermutete bereits 1951, daß gegen Ende des 13. Jahrhundert die empfindliche Balance zwischen Ackerbau und Viehzucht durch die großflächige Umwandlung von Weideland in Äcker zerstört wurde (Hilton 1951: 169).

[63] Postan gesteht zwar durchaus zu, daß im Mittelalter Investitionen getätigt wurden, diese aber waren in ihrer Summe seiner Ansicht weitgehend bedeutungslos und beeinflußten die Gesamtsituation höchstens marginal. In einem 1967 erschienenen Aufsatz mit dem Titel "*Investment in Medieval Agriculture*" stellt er fest: »Verglichen mit der Steigerung der Produktion in anderen Epochen, speziell der unseren, oder gemessen an den Produktivitätsraten der modernen Gesellschaft ist der Kontrast zwischen den mittelalterlichen und den modernen Werten derart scharf und extrem, daß er alle Differenzen hinsichtlich der auf das Mittelalter bezogenen Schätzungen bedeutungslos werden läßt« (Postan 1967: 576). Entscheidend ist demzufolge primär, ob die Investitionen die Produktivität derart steigerten, daß die Produktion mit dem Anwachsen der Bevölkerung Schritt halten konnte, und dies war seiner Auffassung nach im Mittelalter nicht ansatzweise der Fall.

[64] Grundherren sind in marxistischer Lesart per Definition *keine* Kapitalisten. Im Unterschied zu z.B. Patrick O'Brien, dem zufolge die "kommerzielle Mentalität" der englischen Grundbesitzer (bzw. zumindest vieler Angehöriger dieser Schicht), ihre Handlungsorientierungen, d.h. Präferenzen hinsichtlich Investition und Konsumtion die entscheidende Triebkraft in dieser Entwicklung war (O'Brien 1977: 178), vertritt Christopher Dyer die Auffassung, daß nicht etwa unternehmerisch denkende und handelnde Grundherren die wirtschaftliche Entwicklung des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit vorantrieben (und mithin so etwas wie eine Art *role model* für die Industrielle Revolution wurden), sondern Bauern, die zu agrarischen Kapitalisten wurden (Dyern2007: 85). Dyer bezieht sich diesbezüglich primär auf Rodney Hilton, welcher den Ursprung der kapitalistischen Landwirtschaft weder im Bau von Wasser- und Windmühlen noch in der Erschließung neuer Ländereien während des Hochmittelalters verortete – obwohl beides nicht unerhebliche Investitionen erforderte. Hiltons Ansicht nach wurde die Produktivitätsentwicklung nicht bereits relativ früh von adligen

Man muß nicht für eine der beiden vorstehend dargestellten Positionen votieren, ihre vermeintliche Unvereinbarkeit resultiert primär aus dem Versuch der Rückführung auf eine reduktionistische Letztbegründung. Abzüglich des quasi-metaphysischen Hintergrunds stimmt das Bild, welches sowohl Postan als auch die marxistischen Autoren vom europäischen Hochmittelalter zeichnen, weitgehend überein; es ist für sie eine Epoche weitgehender technologischer und gesellschaftlicher Stagnation, in der wirtschaftliches Wachstum vor allem aus der Ausweitung der bestehenden Produktionsstrukturen auf bislang unerschlossenes Land resultierte und die Grundherren nicht in die Landwirtschaft investierten, sondern primär danach trachteten, sich in einem ökonomischen Nullsummenspiel auf Kosten ihrer Nachbarn zu bereichern – mithin die Anzahl der Bauern zu erhöhen, von denen sie Abgaben fordern konnten.[65]

Bruce M. Campbell führt in einem neueren Aufsatz noch einen dritten möglichen Grund für die Stagnation an: ihm zufolge wurde die Ende des 13. Jahrhundert einsetzende Subsistenzkrise durch die agrarischen Strukturen, welche sich in den vorangegangenen Jahrzehnten herausgebildet hatten, zumindest verschärft und perpetuiert. Demnach war weniger die Passivität der sich zu Lasten ihrer Pächter und Leibeigenen bereichernden Grundherren oder die fehlende Verfügbarkeit entsprechender Technologien dafür verantwortlich, daß notwendige Investitionen unterblieben, vielmehr verhinderte die Zersplitterung der landwirtschaftlichen Nutzfläche in Hunderttausende kleinster Produktionseinheiten eine grundlegende Verbesserung der Bewirtschaftungsformen. Im Unterschied zu Brenners Auffassung waren Campbell zufolge die Bauern zwar einerseits keineswegs schutzlos der Willkür der Grundherren ausgeliefert, sondern befanden sich in der Regel in einer rechtlich relativ gut abgesicherten Position, so daß selbst wenn die Adligen versucht hätten, sie von ihrem Land zu vertreiben, dies neben dem unvermeidlichen Widerstand der Betroffenen auch zu legalen Problemen geführt hätte. Andererseits aber befanden diejenigen, welche diese kleinen und kleinsten Hofstellen bewirtschafteten sich in der Regel in einer ökonomisch äußerst prekären Situation. Da sie keine nennenswerten Überschüsse erwirtschafteten waren sie nicht annähernd in der Lage, Investitionen zu tätigen – im Gegenteil, Mißernten führten in der Zeit vor und nach der großen Hungersnot allzuoft dazu, daß die Bauern sich genötigt sahen, ihre Existenzgrundlage (Landrechte, Vieh und Arbeitsmittel) zu veräußern, um Lebensmittel zu kaufen oder Schulden zu tilgen (Campbell 2005: 3-8; 68ff., vgl. auch Campbell 2010). Das Ausmaß der Armut zwischen den 1280er und 1330er Jahren wird Christopher Dyer zufolge exemplarisch durch die Tatsache illustriert, daß zu dieser Zeit 50 Prozent der englischen Landbevölkerung Flächen bewirtschaftete, die nicht ausreichten eine Familie zu ernähren, und 60 Prozent der Familien von Steuerzahlungen befreit waren. Aufgrund der niedrigen Löhne hatten zudem ungelernte Arbeiter in Jahren mit schlechten Ernten Probleme, ausreichend zu verdienen um auch nur für die Grundnahrungsmittel aufkommen zu können (Dyer 2012: 42 f.).[66]

---

Grundherren vorangetrieben, sondern erst ab dem späten 14. Jahrhundert vor allem von Bauern, die davon profitierten, daß nach den verheerenden Bevölkerungsverlusten die Produktivität in der Landwirtschaft zunahm, und damit die Erträge stiegen, während gleichzeitig aufgrund der veränderten Relation von verfügbarem Land zu verfügbarer Arbeit die Pachtraten weitgehend konstant blieben. Dies führte dazu, daß diejenigen, die größere Flächeneinheiten bewirtschafteten, über hinreichend Überschüsse verfügten, um Investitionen tätigen zu können (Hilton 1984a: 6). – Ich komme im 8. Kapitel nochmals auf die Frage nach der Trägerschicht der "kapitalistischen" Landwirtschaft zurück.

[65] In diesen Kontext sind sowohl die britische Eroberung Irlands als auch die deutsche Ostkolonisation einzuordnen, auch die Kreuzzugsbewegung war mit einer "Landnahme" verbunden (vgl. Barlett 1993: 136f.).

[66] Vgl. diesbezüglich auch die aktuelle Analyse von Philip Slavin (2014) zu den Ursachen der Großen Hungersnot.. Slavin kommt zu dem Schluß, die Mortalitätsrate von 10 bis 15 Prozent in den unteren Schichten der

Diese Verhältnisse änderten sich grundlegend in Folge der großen Pestepidemie. Was auch immer die Ursache für die demographische Katastrophe des 14. Jahrhundert gewesen sein mochte, die unmittelbarste Folge des "Schwarzen Todes" war die Verknappung der verfügbaren Arbeitskraft und ein daraus resultierender deutlicher Anstieg der Löhne in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundert. Die Lohnentwicklung war zwar von einer grassierenden Inflation begleitet, die Geldentwertung machte aber den Einkommenszuwachs der unteren Schichten keineswegs zunichte; Ronald Findlay und Kevin O'Rourke zufolge wuchsen die Reallöhne in Westeuropa, dem byzantinischen Reich und in Ägypten um bis zu 100 Prozent (vgl. Findlay und O'Rourke 2007: 113). Die sozialen Verhältnisse schienen auf den Kopf gestellt zu sein, was seinen sichtbarsten Ausdruck darin fand, daß nach Aussage eines Zeitgenossen aus Florenz im Jahr 1363 »Kinder und einfache Frauen sich mit der kostbaren und teuren Garderobe der Reichen einkleideten die gestorben waren« (nach Herlihy 1997: 48). Die von David Herlihy zitierte Quelle berichtet weiterhin: »Dienstmägde und Stallburschen verlangen wenigstens 12 Florin im Jahr, und die arrogantesten unter ihnen 18 oder 24 Florin, und auch Kindermädchen und kleine Handwerker fordern annähernd das dreifache der üblichen Entlohnung« (nach ibid.: 48f.). [67]

Dieser plötzliche Anstieg des Wohlstands sollte zumindest in Nordwesteuropa kein verübergehendes Phänomen bleiben. Die langfristigen Auswirkungen der beispiellosen demographischen Katastrophe waren für diesen Teil des Kontinents ausgesprochen positiv. Die Abnahme der Bevölkerung führte im landwirtschaftlichen Sektor dazu, daß ausgedehnte Flächen vom Getreidefeldern in Viehweiden umgewandelt werden konnten. In Bereichen mit fruchtbareren Böden wurde die Getreidemonokultur aufgegeben und eine Kombination aus Ackerbau und Viehzucht (Weizenanbau und Rinderhaltung) betrieben; weniger fruchtbarer Böden wurden hingegen gar nicht mehr als Akkerflächen sondern nur noch als Schafweiden genutzt.[68] Durch die Konzentration des Getreideanbaus auf die besten Böden und die erhöhte Verfügbarkeit organischen Düngers wuchsen die Produktivität je Flächeneinheit *und* diejenige der landwirtschaftlichen Arbeit deutlich an, was auch das Einkommen der Bauern steigerte. Resultat der Ausweitung der Schafweiden war hingegen, daß der gestiegenen Nachfrage einer wohlhabenderen Bevölkerung nach Kleidung ein wachsendes Angebot an Wolle gegenüberstand – die Menschen waren im 15. Jahrhundert nicht nur besser ernährt, sondern auch besser gekleidet als ihre Vorfahren im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert.[69]

Herlihy zufolge hatte der Mangel an Arbeitskräften nicht nur Auswirkungen auf die Landwirtschaft, die hohen Löhne lösten zudem einen Innovationsschub im gewerblichen Bereich aus, so daß auch hier die Arbeitsproduktivität anstieg (Ibid.: 50f.). Das höhere Pro-Kopf-Einkommen manifestierte sich in einer Zunahme des Konsums von Lebensmitteln, die vormals nur selten die Tafel eines Bauern- oder Handwerkerhaushaltes geziert hatten: Nicht nur der erhöhte Verzehr von Fleisch, Käse und Bier war Aus-

---

Bevölkerung sei auch dem Umstand geschuldet, daß diese Menschen aufgrund ihrer Armut keinen Zugang zu den trotz der katastrophalen Ernteausfälle noch verfügbaren Nahrungsmitteln hatten.

[67] Zur Lohnentwicklung im spätmittelalterlichen England siehe Penn und Dyer (1990).

[68] Das nicht intendierte Resultat des "Schwarzen Todes", die Verfügbarkeit von Land nicht nur für Schafe, sondern auch für andere Nutztiere, begünstigte fraglos die Durchsetzung der "*new husbandry*", der deutlich produktiveren gemischten Landwirtschaft.

[69] Die Besteuerung der Wollexporte durch Edward III. (reg. 1327-1377), der auf diese Weise seine Feldzüge in Frankreich finanzieren wollte führte zu einer teilweisen Verlagerung der Textilverarbeitung von Flandern nach England (vgl. Findlay und O'Rourke 2007: 115); allerdings blieb das flämische Textilgewerbe bis ins 17. Jahrhundert wesentlich bedeutsamer als sein insularer Widerpart

druck der weiten Verbreitung eines bescheidenen "Wohlstands", mit dem verfügbaren Einkommen wuchs auch die Nachfrage nach einheimischen und importierten Luxusartikeln an (vgl. Pamuk 2007: 294f.).

Die vorstehende Beschreibung der Konsequenzen der großen Pestepidemie bezieht sich primär auf Nordwesteuropa. In anderen Weltteilen warf der "Schwarze Tod" hingegen einen langen Schatten, die Bevölkerungsverluste zogen dort offenbar gänzlich andere Folgen nach sich – was langfristig zur globalen Dominanz des "Westens" beitrug. Während in England die feudalen Bindungen zerbrachen, und die Bauern zu Pächtern der Grundherren wurden,[70] geschah in den Regionen östlich der Elbe das genaue Gegenteil, dort setze eine Refeudalisierung der sozialen und ökonomischen Beziehungen ein. Diese Entwicklung resultierte nicht zuletzt aus der engen ökonomischen Verflechtung von Nord- und Ostseeraum: Als sich die Bevölkerung in Westeuropa langsam von der demographischen Katastrophe erholte, wurde der erhöhte Bedarf an Getreide nicht etwa durchgängig mittels Ausweitung der inländischen Anbauflächen und Intensivierung der Produktion, sondern zu einem nicht unerheblichen Teil durch Exporte aus den Gebieten östlich der Elbe abgedeckt. Dies ermöglichte einerseits den Ländern am westlichen Ende der Handelsrouten, einen proportional höheren Anteil der Bevölkerung im Handwerk zu beschäftigen, andererseits führte es im Osten zu intensiven Anstrengungen der Grundherren, die Bauern an den Boden zu binden, und ihnen gerade nicht jene Freizügigkeit zu gestatten, die sie in England oder den Niederlanden genossen – der Adel in Preußen, Polen und Litauen maximierte die Erträge seiner Güter durch Aufrichtung der sog. "zweiten Knechtschaft". Die kontinuierlich intensivierten Handelsbeziehungen zwischen Westeuropa und dem Ostseeraum waren folglich eine Ursache dafür, daß der "schwarze Tod" zum Auslöser einer tiefgreifenden Divergenz zwischen den beiden Regionen werden konnte (vgl. Findlay und O'Rourke 2007: 122f.).[71]

Nochmals gänzlich anders manifestierten sich Stuart Borsch (2005) zufolge die Konsequenzen der Pestepidemie in Ägypten, einem der reichsten und mächtigsten Länder des Mittelalters. Hier waren die Auswirkungen des Bevölkerungsrückgangs auf die Landwirtschaft negativ; im Unterschied zu England scheint die Produktivität gesunken zu sein, da auf den einzelnen Gütern kein ausreichendes Personal mehr vorhanden war, um die Bewässerungssysteme zu unterhalten. Die Krise wurde durch die Praxis verschärft, Landgüter als temporäres Lehen an hohe Beamte und Militärs zu vergeben, die kein Interesse daran hatten, in Maßnahmen zur Erhöhung der Produktivität zu investieren, da davon primär ihre Nachfolger profitiert hätten. Der in Relation zu den Bevölkerungsverlusten überproportional hohe Rückgang der landwirtschaftlichen Produktion führte laut Borsch zu einer Verarmung der ägyptischen Landbevölkerung – die aber nicht massenhaft in die Städte abwanderte (wo aufgrund des Mangels an Arbeitskräften die Reallöhne gestiegen waren), weil ihre vergleichsweise geringere Mobilität und Zwangsmaßnahmen der Grundherren sie daran hinderten (vgl. Abu-Lughod 1989: 238 und Borsch 2005: 59ff.). Die Politik der Mamelucken-Herrscher zielte lediglich darauf ab, bestehende Strukturen zu konservieren anstatt sie zu konsolidieren. Die ohnehin eingeschränkte Mobilität der Bauern wurde weiter begrenzt und die Abgabenlast erhöht, Investitionen und Restrukturierungen hingegen nicht aktiv gefördert. Dies dürfte ebenso

[70] Zum Prozeß De-Feudalisierung siehe insbesondere Rodney Hiltons "*Bond men made free*" (1973).

[71] Allerdings handelte es sich hierbei nur um eine notwendige, keinesfalls aber um eine hinreichende Bedingung. Daß die Adligen im Osten die "zweite Knechtschaft" durchsetzen konnten, wird in der Regel mit bereits bestehenden sozio-politischen Differenzen zwischen Nordwest- und Osteuropa begründet (vgl. ibid.).

wie überhöhte Steuersätze auf gewerbliche Erzeugnisse die wirtschaftliche Entwicklung Ägyptens nachhaltig behindert haben (vgl. Findlay und O'Rourke 2007: 128ff.) – in welchem Maße, bleibt allerdings offen.

Von alles entscheidender Bedeutung für die spätere Entwicklung war, daß sich die Subsistenzkrise des 14. Jahrhundert zumindest in England und den Niederlanden *nicht* wiederholte;[72] auch unter "vormodernen" Bedingungen, d.h. in Abwesenheit von Traktoren und Kunstdünger scheint die landwirtschaftliche Produktivität im großen und ganzen mit dem Wachstum der Bevölkerung mindestens Schritt gehalten zu haben, um 1700 exportierte England sogar erhebliche Mengen an Getreide. Dies hatte seine Ursache zum Teil in der Durchsetzung einer verbesserten Wirtschaftsweise, welche die agrarische Erzeugung sowohl pro Arbeitsstunde als auch pro Flächeneinheit kontinuierlich steigerte; der landwirtschaftliche Ertrag sank mithin nicht ab, als erneut weniger fruchtbare Böden unter den Pflug genommen wurden. Wenngleich keinesfalls unbedeutend, waren diese Produktivitätszuwächse allerdings insgesamt durchaus begrenzt. Die sogenannte "agrarische Revolution" des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit war zwar fraglos ein Grund dafür, daß die Länder Nordwesteuropas nie wieder in jene malthusianische Sackgasse gerieten, die unweigerlich in einer dramatischen Subsistenzkrise mündete, aber keine für sich genommen hinreichende Erklärung, da die Entwicklung tatsächlich (zumindest auf den ersten Blick) wenig revolutionär war. Die in dieser Epoche erzielten Ertragssteigerungen sind für sich durchaus bescheiden, Robert C. Allen zufolge wuchs der durchschnittliche Ertrag pro Flächeneinheit in England zwischen 1300 und 1800 gerade einmal um ca. 72 Prozent an, von 28,7 auf etwa 49,5 Scheffel pro acre (Allen 2008: 182).[73]

Daß diese vergleichsweise bescheidenen Ertragssteigerungen in den nordwesteuropäischen Ländern nicht vom erneuten Wachstum der Bevölkerung zunichte gemacht wurden, war neben der weiterhin hohen Mortalitätsrate wahrscheinlich auch auf ein verändertes Heiratsmuster zurückzuführen, das von John Hajnal als "*European Marriage Pattern*" (EMP) bezeichnet wurde. Hajnal (1965) zufolge heirateten die Menschen in Europa in der frühen Neuzeit deutlich später als ihre Zeitgenossinnen und Zeitgenossen in anderen Weltteilen, und sowohl Männer als auch Frauen verbrachten ihre Zeit als unverheiratete junge Erwachsene mit produktiver Arbeit, wobei sie einen Teil ihres Lohns sparten, um später einen Hausstand gründen zu können.[74] In den zwangsläufig kleineren Familien war die Relation zwischen produktiven und unproduktiven Köpfen günstiger, d.h. es mußte ein geringerer Teil des Familieneinkommens für Nahrungsmittel aufge-

---

[72] Die Geschichte ist allerdings komplexer als diese knappe Kontrastierung suggeriert. Ich gehe weiter unten (im 8. Kapitel) ausführlicher auf die Details der Entwicklung ein und belasse es an dieser Stelle bei der pauschalen Feststellung.

[73] Dies entspräche in etwa der Relation der Einwohnerzahl in den fraglichen Jahren, wenn man die Schätzungen Gregory Clarks (2007) zugrunde legt. Der Vergleich zwischen 1300 und 1800 ist aber irreführend, da erstens das Bevölkerungswachstum erst ab Mitte des 18. Jahrhundert deutlich anstieg und zweitens England um 1800 bereits große Mengen an Nahrungsmitteln importierte.

[74] Keith Wrightson geht allerdings von ein genau umgekehrten Verhältnis von Ursache und Wirkung aus: Die englischen Haushalte waren ihm zufolge bereits im 16. Jahrhundert im Unterschied zu dem Verhältnissen auf dem Kontinent vergleichsweise klein und umfaßten selten mehr als die Kernfamilie, und – je nach wirtschaftlicher Lage – Bedienstete (Diener, Hausmädchen, Köchinnen etc.) und Lehrlinge. Die geringe Familiengröße korrespondierte mit der Praxis, daß von einem Paar nach der Eheschließung erwartet wurde, seinen eigenen Hausstand zu begründen. Daraus folgte wiederum, daß die Heirat nur möglich war, wenn die Eheleute über hinreichende materielle Ressourcen verfügten bzw. deren Einkommen ausreichte, die Familie zu unterhalten (Wrightson 2000: 30ff.).

wandt werden (vgl. de Vries 2008: 17).[75] Tatsächlich erreichte die Bevölkerungszahl Englands einigen Schätzungen zufolge erst nach 1700 wieder den Stand von vor der großen Pestepidemie.[76]

Der "Schwarze Tod" war eine Katastrophe von historisch unvergleichlichem Ausmaß, zumindest was die prozentualen Bevölkerungsverluste betrifft. Aber war die globale Epidemie auch Ausgangspunkt einer fundamentalen Divergenz, Ursprung von Determinanten, welche den späteren Verlauf der Geschichte vorherbestimmten? Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, wie tiefgreifend die ab Mitte des 14. Jahrhundert einsetzende Diskontinuität tatsächlich war. Möglicherweise trifft die Diagnose von Postan und Brenner gar nicht zu, und beide Autoren überzeichnen (ebenso wie diejenigen, welche ihre Argumente aufgreifen) als Konsequenz aus dieser Fehleinschätzung die Dramatik des nach der großen Pestepidemie einsetzenden Wandels. Hatcher und Bailey stellen in ihrer bereits zitierten Studie der neo-malthusianischen und marxistischen denn auch eine dritte Position gegenüber, die genau diese Auffassung vertritt. Aus dieser Perspektive ist das Bild des Hochmittelalters längst nicht so düster wie das von Postan oder Kosminsky gezeichnete, und die Krisen des 14. Jahrhundert werden nicht als Systemkrisen, sondern als Auswirkungen von Naturkatastrophen begriffen (Hatcher/Bailey 2001: 160). H. E. Hallam geht in diesem Zusammenhang so weit zu behaupten, im Osten Englands habe sich im 12. und 13. Jahrhundert eine »vorwärts blickende und wache Gesellschaft entwickelt«, und derartige »freie und expandierende« Gesellschaften hätten in der Vergangenheit Malthus nie fürchten müssen (nach ibid.: 150). Tatsächlich war die englische Wirtschaft des 13. Jahrhundert mitnichten eine eher "primitive" Subsistenzökonomie, wie die pessimistischen Skizzen einer in der Abwärtsspirale des fallenden Grenznutzens gefangenen Landwirtschaft suggerieren; der Anteil der "urbanen" Bevölkerung war keinesfalls unerheblich, Handwerk und Handel gediehen, und die Wirtschaft war zu weiten Teilen monetarisiert. Schließlich betrieb England einen umfangreichen Fernhandel, bereits um 1300 wurde jährlich die Wolle von acht Millionen Schafen ausgeführt und ca. 22 Millionen Liter Wein importiert (Ibid.: 129; 139).[77]

Die Revision des Blicks auf das europäische Mittelalter setzte bereits vor einigen Jahrzehnten ein, als das von Autoren wie Postan geprägte Bild erste Risse zu zeigen begann. Postan zufolge waren, wie gesehen, die mittelalterlichen Bauern in einem (vor allem auch durch den großen Bevölkerungsdruck ausgelösten) Teufelskreis von sinkenden Erträgen und der Notwendigkeit einer Intensivierung des Getreideanbaus gefangen, den sie mangels fehlender technologischer Kenntnisse nicht verlassen konnten. Heutige Historiker betrachten Christopher Dyer zufolge die fragliche Epoche hingegen differenzierter. Das Hochmittelalter, d.h. die Epoche vom Jahr 1000 bis zur großen Pestepidemie war denn auch keineswegs durch gesellschaftliche und technologische Stagnation geprägt, sondern im Gegenteil durch einen durchaus signifikanten Wandel der Produktionsweisen und sozialen Beziehungen.

---

[75] David Herlihy unterstellt diesbezüglich einen ursächlichen Zusammenhang von Produktivitätssteigerung und Bevölkerungsentwicklung, seiner Ansicht nach war die Herausbildung des europäischen Heiratsmusters primär Resultat der kollektiven Erfahrung des gewachsenen Wohlstandes (Herlihy 1997: 50ff.).

[76] Vgl. die Zahlen von Gregory Clark (2007: 124ff.). Ich kann und will hier nicht detailliert auf die Probleme bei Rekonstruktionsversuchen der Bevölkerungsentwicklung eingehen, siehe hierzu vor allem Hatcher 2003 und die entsprechenden Kapitel in Wrigley 2004.

[77] Die Weinimporte stammten zum allergrößten Teil aus den südwestfranzösischen Gebieten, die damals Lehen der englischen Krone waren (vgl. Dyer 2002: 207f.).

Insbesondere entstand in der fraglichen Epoche das, was gemeinhin als "Feudalsystem" bezeichnet wird: die Unterteilung der Gesellschaft in Kleriker (*oratores*), adlige Grundherren und Krieger (*bellatores*), den sog. "Dritten Stand" der freien *laboratores* – und die große Masse der zumeist unfreien Bauern.

Das Bemühen um eine klare Grenzziehung zwischen sakraler und säkularer Sphäre ging vor allem vom Klerus aus; die nach Papst Gregor VII. (Pontifikat von 1073–85) benannten "gregorianischen Reformen" zielten darauf ab, weitverbreitete Praktiken wie den Kauf kirchlicher Ämter und Pfründen (Simonie), die Priesterehe und die Einsetzung von Bischöfen durch weltliche Herrscher (Laieninvestitur) zu unterbinden. Der Kampf gegen diese Praktiken war bereits seit Papst Leo IX. (1049–54) zentraler Punkt der politischen Agenda des Vatikan; die Reformbewegung gipfelte schließlich im vierten Laterankonzil (1215), wo der Rahmen des mittelalterlichen Katholizismus festgeschrieben wurde. R.I. Moore zufolge war diese Reform primär von dem Bestreben getragen, die soziale und materielle Welt in zwei klar unterschiedene autonome Sphären aufzuteilen. »Im Prinzip und zunehmend auch in der Praxis sollte jedes Gemeinwesen … über einen unabhängigen klerikalen Sektor verfügen, mit … eigenem Besitz und Einkommen, eigenen Gesetzen, Gebräuchen und Jurisdiktion« (Moore 2000: 11). Die Angehörigen dieses Sektors waren fortan von allen anderen Menschen durch eine distinkte Art der Lebensführung geschieden, zu deren zentralen Elementen der Zölibat gehörte.

Mit den gregorianischen Reformen setzten sich die Päpste an die Spitze einer Bewegung, die Ende des 10. Jahrhundert eingesetzt hatte. Beginnend mit dem Konzil von Charroux (im heutigen Département Vienne) im Jahr 989 wurden zunächst vor allem im südwestlichen Frankreich etliche derartige Veranstaltungen auf regionaler Ebene abgehalten, bis 1038 waren es allein in den Regionen Poitou, Limousin und Berry 26. Wenngleich sie sich bereits früh auch gegen die von Gregor VII. angeprangerten Mißstände wandten, zielten dies Konzile aber letztlich weniger darauf ab, die Kirche respektive den Klerus zu reformieren, als den willkürlichen Übergriffen des Adels auf Leben und Eigentum sowohl von Bauern als auch von Klerikern und Kirche ein Ende zu bereiten. Gregors "Reformen" intendierten schließlich auch ie Restitution kirchlicher Rechte und kirchlichen Besitzes, – seit dem Tod Karls des Großen im Jahr 814 hatten weltlichen Herren sich in erheblichem Maß zu Lasten der Kirche bereichert. Der Niedergang der königlichen Gewalt und die Übergriffe der Adligen auf kirchlichen Besitz waren insbesondere im Fall Frankreichs R.I. Moore zufolge eine Konsequenz aus der Verfestigung der Außengrenzen des Reichs der Karolinger. Von der Mitte des 8. bis ins frühe 9. Jahrhundert durchlief das Frankenreich eine Phase der Expansion, was den Gefolgsleuten des Königs reiche Beute bescherte. Die Gelegenheiten, an den und jenseits der Grenzen Beute zu machen wurden insbesondere für den Adel im heutigen Frankreich rar, nachdem Karl der Große seine Eroberungen 803 mit dem Sieg über die Awaren abgeschlossen hatte. Da »ihr Hunger nach Reichtümern nicht abnahm als seine Quelle versiegte« (Ibid.: 44) machten die Adligen zunächst Beute zu Lasten des Klerus, der Bauern, und anderer Adliger – bis sich ab dem 11. Jahrhundert eine veränderte Einstellung ausbreitete, die mit einem Wandel in der inneren Struktur und "Ideologie" des Adels einherging.

Die um sich greifende "Gottesfriedenbewegung" war mithin nicht zuletzt eine Reaktion auf die aus dem Verfall der Autorität der Könige resultierende Gesetzlosigkeit und ein Versuch, die sich das Eigentum der einfachen Leute oder der Kirche willkürlich aneignenden Adligen mit der Drohung der Exkommunikation in Schach zu halten. In

wieweit diese Bewegung aus sich heraus erfolgreich war, sei dahingestellt;[78] in jedem Fall setze zu eben jener Zeit eine Transformation ein, welche die fraglichen Adligen von gesetzlosen Krieger in Grundherren verwandelte. Aus den durch verwandtschaftliche Beziehungen sowohl auf der väterlichen als auch der mütterlichen Seite konstituierten Adelsklans der karolingischen Epoche, bei denen es sich um eher locker strukturierte Gruppen mit fließenden Grenzen handelte, gingen nach dem Erstgeburtsrecht in väterlicher Linie organisierte Adelsfamilien hervor. Diese Familien konkurrierten zwar weiterhin miteinander um Ressourcen, zugleich war aber die Epoche nach dem ersten Millennium eine der inneren wie auch der erneuerten äußeren Expansion. Die christlichen Ritter machten sich nicht nur auf, unter dem Vorwand der Missionierung oder des "Glaubenskriegs" in Spanien, Süditalien, Polen, dem Baltikum und der Levante Heiden (und Ketzer) zu bekämpfen und sich ihrer Ländereien zu bemächtigen, sie ließen gleichzeitig Wälder roden und Sümpfe trockenlegen um neue landwirtschaftlich nutzbare Flächen zu gewinnen, die dann mit verbesserten Technologien (Fruchtwechsel, eiserne Pflüge, bessere Zuggeschirre, Einsatz von Pferden als Zugtiere usw.) bewirtschaftet wurden. Schließlich hatten in Europa die Getreidefelder eine Ausdehnung, die sie nie zuvor erreicht hatten – und nie wieder erreichen würden (Ibid.: 44ff.).

Während Kirche und Adel sich dergestalt neu definierten und klar abgrenzten, wurden ehemals freie Bauern in die Knechtschaft gezwungen. Zwar kannte die karolingische Epoche die Institution der Sklaverei und diverse Formen der Unfreiheit (vgl. Laudage et. al. 2006: 172ff.), aber während die *servi* oder *mancipii* im neunten Jahrhundert Moore zufolge nur eine kleine Minderheit der Bauern bildeten,[79] war bis zum zwölften Jahrhundert zumindest in den fruchtbaren Tiefländern der Großteil der Landbevölkerung von weltlichen und geistlichen Grundbesitzern in die Knechtschaft gezwungen worden, und der Gegensatz zwischen freien Grundherren und unfreien Bauern bestimmte nahezu überall die Sozialstruktur. Die Vielzahl der Burgen, die zu dieser Zeit errichtet wurden, entstand demnach weniger aus der Notwendigkeit heraus, sich gegen feindliche Adelsfamilien zu verteidigen als vielmehr zu dem Zweck, die Landbevölkerung zu unterwerfen (Moore 2000: 49ff.).[80] Der Adel beraubte die in die Knechtschaft

---

[78] Ich kann an dieser Stelle nicht näher auf die innerkirchlichen Konsequenzen der Reformbewegung eingehen sondern will lediglich darauf hinweisen, daß die Grenze zwischen Reform und Häresie oft unscharf blieb, und die Kritik an den Mißständen innerhalb des Klerus durchaus auch in der Leugnung der kirchlichen Autorität münden konnte – was R.I. Moore zufolge der "Lackmustest" für Häresie war. Der Versuch, öffentlichen Druck auf die Geistlichkeit aufzubauen um die Reformen durchzusetzen konnte zu gänzlich unerwünschten Resultaten führen. So wurde z.B. Valdès von Lyon, der Begründer der häretischen Sekte der Waldenser, zunächst von Erzbischof Guichard de Pontigny ermutigt, die sich der Reform hartnäckig widersetzenden Mitglieder des Domkapitels öffentlich anzuprangern (vgl. Ibid.: 17).

[79] Bei dieser Gruppe handelte es sich um Nachfahren von Sklaven, in die Sklaverei gezwungene Kriegsgefangene oder um solche, die an den Rändern des christlichen Europa gekauft worden waren. Aus einer abstrakten juristischen Perspektive kann die mittelalterliche Knechtschaft als Fortschritt gegenüber der antiken Sklaverei betrachtet werden: Während der Sklave lediglich eine Sache und keine Person ist (und von daher de jure keine Persönlichkeitsrechte besitzt und auch kein Eigentum erwerben kann), ist der mittelalterliche Leibeigene eine Person mit eigenen, wenngleich insbesondere in privatrechtlicher Hinsicht eingeschränkten, Rechten. Er kann z.B. im Unterschied zum Sklaven nicht verkauft werden, und er kann Eigentum erwerben (vgl. z.B. Devroey 1999: 8f.). Das ist zwar in formaler Hinsicht zutreffend, der Referenzpunkt der unfreien englischen Bauern, die sich gegen ihren Status wehrten, war aber die (reale oder imaginierte) ursprüngliche Freiheit, nicht die vormalige Sklaverei.

[80] Die von T.N. Bisson (1994) im Anschluß an vor allem Georges Duby aufgestellte These, es habe im späten 10. und im 11. Jahrhundert eine 'feudale Revolution' stattgefunden, in deren Verlauf der Adel großflächig ehemals freie Bauern mit Gewalt in die Knechtschaft zwang, wurde allerdings insbesondere im Hinblick auf die unterstellte tiefgreifende Zäsur vehement kritisiert (vgl. die Beiträge in 'Past and Present ' No. 152 vom August 1996 und aktuell McHaffie 1998).

gezwungene Bevölkerung nicht nur traditioneller Rechte sondern auch alternativer Subsistenzmittel, die Bauern wurden nicht nur von der Nutzung der Wälder ausgeschlossen (die Jagd wurde zum Symbol des aristokratischen Lebensstils), ihnen war z.B. auch die Nutzung von Handmühlen verboten, was sie zwang ihr Getreide in den Wassermühlen der Grundherren mahlen zu lassen.

Aber nicht alle, die weder dem Adel noch den Klerus angehörten, waren unfrei. In der Epoche des Hohen Mittelalters bildete sich auch der sog. "Dritte Stand", das städtische Bürgertum, als distinkte gesellschaftliche Schicht heraus. Auch wenn sich die Verhältnisse im Einzelfall deutlich unterschieden, standen die Stadtbewohner im Unterschied zur Landbevölkerung in aller Regel in *keinem* persönlichen Abhängigkeitsverhältnis zu einem Grundherren (auch wenn dieser die Gründung der Stadt angeregt haben mochte); ihre Gilden und Zünfte waren weitgehend autonom.[81] Die Ausweitung der Anbaufläche in Verbindung mit der (wenngleich nach heutigen Maßstäben eher geringfügigen) Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität durch die Einführung der sog. "Dreifelderwirtschaft" schuf die Grundlage nicht nur für einen signifikanten Anstieg der Bevölkerungszahl,[82] sondern auch für die Entstehung bzw. das Wachstum von Städten. Ab dem ausgehenden im 10. Jahrhundert wurden nördlich der Alpen nicht nur Kathedralen errichtet und Universitäten gegründet wurden, es entstanden vielerorts auch zum ersten Mal in der Geschichte signifikante und dauerhafte urbane Strukturen. Der bemerkenswerteste Aspekt der damals einsetzenden Urbanisierung war R.I. Moore zufolge, daß die neuen städtischen Siedlungen nicht allein und nicht einmal in erster Linie vom Fernhandel lebten, sondern sozusagen aus dem Land erwuchsen, auf Grundlage einer neuen arbeitsteiligen Spezialisierung (Ibid.: 31ff.).[83] Der in den Städten Nordwesteuropas von Händlern und Handwerkern akkumulierte Reichtum bildete schließlich das Fundament für die kulturelle Blüte der Gotik, des "Zeitalters der Kathedralen".[84]

Die Jahrhunderte nach der ersten Jahrtausendwende waren mithin kein von Stagnation dominiertes Zeitalter, sondern von einer nicht unerheblichen gesellschaftlichen, ökonomischen und kulturellen Dynamik gekennzeichnet. Aber welche Relevanz hat diese Feststellung für die Diskussion der Ursachen des politischen und ökonomischen Auf-

---

[81] Die ideale soziale Ordnung des Mittelalters unterschied zwar zwischen jenen die beteten (*oratores*), jenen die Krieg führten (*bellatores*) und jenen die arbeiteten (*labotatores*). Der dritte Stand umfaßte aber lediglich die freien Handwerker und Kaufleute (und ggf. noch freie Bauern), und *nicht* die Masse der arbeitenden Bevölkerung auf dem Land. Der Ausschluß der größten Teils der Bevölkerung aus dem, was als "Gesellschaft" wahrgenommen wurde stellt Moore zufolge einen signifikanten Bruch zur vorangegangenen Epoche dar, in der die Bevölkerung noch ungeachtet der Rechtsstellung lediglich zwischen *potentes* (Mächtigen) und *pauperes* (wörtlich "Armen", eher aber als "Machtlose" gemeint) unterschieden wurde. Diese unterschiedliche Vorstellung der sozialen Ordnung korrespondierte demnach mit der Hausbildung eines ökonomischen und politischen Regimes, welches die Arbeitskraft der Primärproduzenten wesentlich effizienter ausbeutete als die eher "offenen" Strukturen der karolingischen Epoche (Ibid.: 188ff.).

[82] Der von Moore wiedergegebenen Schätzung zufolge verdreifachte sich die Bevölkerung des nördlichen Europa zwischen 1000 und 1340 (Ibid.: 30).

[83] Moore zufolge setzte diese Entwicklung in England früher als auf dem Kontinent ein, weil dort die Königsherrschaft nicht in gleichem Maße verfiel sondern vielmehr unter Alfred dem Großen (reg. 871–99) gestärkt wurde. Demnach war England trotz der beständigen Kämpfe mit skandinavischen Invasoren vor der Eroberung durch die Normannen die fortgeschrittenste Region Europas (Ibid.: 34).

[84] Im Vergleich z.B. zur islamischen Welt nahmen sich die europäischen Städte allerdings damals mehr als bescheiden aus, nach einer von Moore wiedergegebenen Schätzung hatten um das Jahr 1000 gerade einmal 29 Städte im christlichen Europa 5.000 oder mehr Einwohner, während allein die Bevölkerung Cordobas auf 450.000 geschätzt wird. In Palermo lebten demnach zu diesem Zeitpunkt 350.000 Menschen, deren Zahl nach der Eroberung durch den normannischen Abenteurer Roger de Hauteville (1072) im zwölften Jahrhundert auf 150.000 fiel und danach weiter sank (Ibid.: 33).

stiegs (Nordwest-)Europas? Eine Möglichkeit wäre, den Ursprung der divergierenden Entwicklungspfade noch weiter zurückzuverlagern, wie Michael Mitterauer nahelegt. Mitterauer verortet den Ursprung des "okzidentalen Wegs" im frühen Mittelalter; seiner Ansicht nach bildeten zentrale Eigenarten der "westlichen" Wirtschafts- und Gesellschaftsform sich bereits vor Mitte des 11. Jahrhundert heraus, als die Einführung neuer Kulturpflanzen (Hafer und Roggen), des schweren Eisenpflugs und der Dreifelderwirtschaft eine dynamische Entwicklung einleitete, die bereits durch das sich (vor allem in der verstärkten Nutzung von Wasser- und Windkraft manifestierende) andauernde Bemühen um die Steigerung der Arbeitsproduktivität gekennzeichnet war (Mitterauer 2008: 519f.).[85] Auch wenn die Idee vom "Fortschritt" erst Ende des 17. Jahrhunderts explizit formuliert wurde existierte Jaques LeGoff zufolge im Mittelalter dennoch bereits eine Vorstellung von Wachstum, und mitnichten eine völlige Ignoranz in ökonomischen Fragen.[86] »Die intensivere Nutzung der Mühlen, ihre Weiterentwicklung zu Hammermühlen, Malz- oder Walkmühlen usw., die Einführung des horizontalen Trittwebstuhls, der den senkrechten Webstuhl ersetzt, die Erfindung der Nockenwelle zur Umwandlung linearer in alternierende Bewegung lassen einen neuen Wert erkennen, die Produktivität« (Le Goff 2003: 205). Christopher Dyer scheint diese "revisionistische" Auffassung auf den ersten Blick mit den von ihm präsentierten Evidenzen zu stützen, auch seiner Ansicht nach war das Hochmittelalter eine Epoche "permanenter Innovation" bei der Nutzung von Wind- und Wasserkraft, der Weiterentwicklung des Fruchtwechsels, der Be- und Entwässerung der Felder sowie der Nutzung von Zugtieren (Dyer 2002: 5).[87] Die ökonomischen Beziehungen der Epoche beschränkten sich auch keineswegs auf eine reine Abgaben- und Naturalwirtschaft; bereits die Periode von 850 bis 1100, in welcher in England die Fundamente der mittelalterlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung gelegt wurden (Bildung von Dörfern anstelle von Streusiedlungen, Entstehung des niederen Landadels), war nicht nur durch die sich herausbildende Arbeitsteilung von Stadt und Land, sondern auch durch eine, wenngleich vielleicht aus heutiger Perspektive rudimentäre, so doch ausgedehnte Geld- und Marktökonomie gekennzeichnet, ein Sachverhalt, der sich z.B. darin niederschlug, daß bereits ein Chronist des 11. Jahrhundert Getreidepreise dokumentierte (Ibid.: 40ff.).

Insbesondere in der südostenglischen Grafschaft Norfolk entwickelten sich dann im 13. Jahrhundert regelrechte landwirtschaftliche *Hot-Spots*. Während im restlichen Land die Grundbesitzer sich weitgehend damit zufrieden gaben, die Hälfte oder ein Drittel ihres Landes brach liegen zu lassen, langsame Ochsengespanne zum Pflügen zu verwenden, das Getreide dünn auszusäen und auf diese Weise zwischen 20 und 40 Scheffel Getreide pro ha zu ernten, wurde auf einigen Anwesen die Brache völlig aufgegeben und das gesamte Ackerland Jahr um Jahr in einer elaborierten Fruchtfolge – die

---

[85] Der Einsatz von Wasser- und Windkraft spart entweder menschliche oder tierische Arbeitskraft, d.h.im zweiten Fall Lebensmittel. – Weitere zentrale Elemente der europäischen Sonderentwicklung waren Mitterauer zufolge z.B. die Herausbildung repräsentativer politischer Institutionen (wie z.B. Ständeversammlungen, welche anders als die Volksversammlungen der Antike geeignet waren, politische Partizipation auch in Flächenstaaten zu gewährleisten) sowie der Kolonialismus als originär europäisches Phänomen (Ibid.: 528f).

[86] Worauf allein schon die bis auf Karl den Großen zurückreichenden wiederholten Versuche von Kaisern und Königen verweisen, das Münzwesen zu reformieren um die Wirtschaft zu beleben.

[87] Eine ausführliche Darstellung der technologischen Entwicklung im Mittelalter liefert Joel Mokyr (1990: Kapitel 3). Mokyr zufolge werden die Errungenschaften der mittelalterlichen Technologie häufig unterschätzt, tatsächlich aber waren die Innovationen insbesondere hinsichtlich der Nutzung von Wasser- und Windkraft (z.B. verbesserte Wasserräder und Transmissionsmechanismen) sowie Zugtieren (effizientere Geschirre), und bei der Einführung neuer Produktionsmethoden (Brache, Fruchtwechsel) bemerkenswert und wiesen den Weg in die Richtung einer zunehmend kapitalintensiven Landwirtschaft (Ibid.: 32ff.).

z.B. Erbsen zum Zweck der Anreicherung von Stickstoff im Boden umfaßte[88] – bereits unter Einsatz wesentlich leistungsfähigerer Pferdegespanne bestellt.[89] Mit den neuen Methoden konnten die Erträge auf bis zu 50 Scheffel pro ha gesteigert werden, was Dyer zufolge die höchste für das mittelalterliche England dokumentierte Produktivität je Flächeneinheit darstellt und in etwa dem entspricht, was in der gleichen Region im 18. Jahrhundert geerntet wurde (Ibid.: 126). Die Bewegung hin zur Verbesserung der landwirtschaftlichen Praxis erfaßte zwar keineswegs einheitlich das gesamte Königreich, in dem Maße aber, wie steigende Getreidepreise und bessere Vermarktungsmöglichkeiten neue Chancen boten, nutzten "unternehmerisch" eingestellte Grundbesitzer diese; sie veränderten und intensivierten ihre Produktionsmethoden, legten Felder trocken, bauten Wege und Brücken. Zeitgleich verschob sich das Verhältnis bei der auf den Gütern geleisteten Arbeit von Frondiensten hin zu Lohnarbeit, Pachten wurden zunehmend in Natural- und Geldform anstelle von Arbeitsleistung aufgebracht. Dyer zufolge wurde um 1300 nur noch 8 Prozent der auf den großen Gütern geleisteten Arbeit von Pächtern oder Hintersassen erbracht, der große Rest entfiel auf Lohnarbeiter (Ibid.: 144). Den Anstoß zur Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge in Norfolk gab Dyer zufolge die hohe Besiedlungsdichte, Städte wie Norwich und Yarmouth stellten einen profitablen Markt für Getreide dar. Das Wachstum der Städte war mithin nicht durch erhöhte Ernteerträge ermöglicht worden, es stimulierte im Gegenzug wiederum die Kommerzialisierung und Monetarisierung in der Landwirtschaft. Dyer zufolge betrug der Anteil an Stadtbewohnern um 1300 ungefähr 20 Prozent der Gesamtbevölkerung, was sich nicht wesentlich von dem Wert um 1500 oder im frühen 18. Jahrhundert unterscheidet;[90] und da in London aufgrund des Wachstums der Metropole das Brennholz knapp wurde, begann man bereits Ende des 13. Jahrhunderts, Kohle von Newcastle nach London zu verschiffen (Ibid.: 200f.).[91]

Es mag durchaus sein, daß es sich bei diesen Entwicklungen um so etwas wie eine "Revolution" handelte – der Terminus wird mittlerweile derart inflationär gebraucht, daß er als Etikett für jeden einigermaßen signifikanten Wandel zu passen scheint –, ob aber in der Zeit zwischen dem 11. und dem 14. Jahrhundert tatsächlich der Grundstein des modernen Europa gelegt wurde, erscheint mir allerdings höchst fraglich. Mir fällt offen gestanden schwer, Moores und Mitterauers Enthusiasmus zu teilen, denn faktisch führte zumindest die "Feudalisierung" und die damit einhergehende Umstellung der Landwirtschaft auf eine zwar im Vergleich zur karolingischen Epoche relativ ertragreiche, aber auch anfällige Getreidemonokultur in die Sackgasse der Subsistenzkrise des

---

[88] Die Hülsenfrüchte wurden dann an das Vieh in den Stallungen verfüttert, dessen Ausscheidungen wiederum als Dünger Verwendung fanden.

[89] Einen instruktiven Überblick über die durch den Einsatz von Pferden als Zugtiere erzielten Produktivitätszuwächse gibt John Langdon (1983).

[90] Dieser hohe Grad der Urbanisierung liefert einen Hinweis auf die Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte bereits im Mittelalter, eine Einschätzung, zu der auch Gregory Clark auf Basis einer Untersuchung der Lohn- und Preisentwicklung kommt (2007a). Dyer weicht mit seiner Angabe allerdings von den gängigen Darstellungen ab, welche einen Anstieg der Urbanisierung zwischen 1300 und 1800 von 3 auf 20 Prozent konstatieren, allerdings bezogen auf Ortschaften von über 10.000 Einwohnern. Ihm zufolge war in England, einer Region von vergleichsweise hoher politischer Stabilität und Sicherheit, und die Häufigkeit kleinerer Städte folglich wesentlich höher als im übrigen Europa (wo die urbanen Siedlungen aufwendig befestigt werden mußten), weshalb er eine andere Bemessungsgrundlage verwendet (vgl. Ibid.: 114f.).

[91] Zeitgleich wuchs auch das Volumen des Fernhandel sowohl mit exotischen Luxusgütern als auch (wie bereits erwähnt) mit englischer Wolle und Stoffen sowie aquitanischem Wein an; Dyer spricht in diesem Zusammenhang von einer "embryonischen Globalisierung" (Ibid.: 207f.).

14. Jahrhundert.[92] Zwar mag die durch die gemeinsam bewirtschafteten "offenen" Felder charakterisierte Dreifelderwirtschaft nicht zuletzt wegen der Einführung von regelmäßigem Fruchtwechsel und Brache zunächst tatsächlich einen großen Fortschritt dargestellt haben, diese Wirtschaftsweise war aber offenbar schon wenige Jahrhunderte später zu einem Hemmnis für die weitere Entwicklung geworden. Letztlich mußten die europäischen Volkswirtschaften die Restriktionen der mittelalterlichen Wirtschaftsweise durchbrechen, um in eine Phase anhaltenden Wachstums eintreten zu können.

Das Hochmittelalter dürfte dergestalt wahrscheinlich eher eine jener "Blütephasen" gewesen sein, die zwangsläufig enden wenn die ökonomische Dynamik an die Grenzen der "alten biologischen Ordnung" stößt. Ein differenzierterer Blick auf die fragliche Epoche liefert denn auch ein weit weniger positives Bild als das von Autoren wie Moore und Mitterauer gezeichnete. Christopher Dyer gesteht zwar wie gesehen einerseits durchaus zu, daß zentrale Elemente des in der frühen Neuzeit einsetzenden Wandels teilweise bereits vor der großen Pestepidemie zu verorten sind, fragt aber gleichzeitig, wie repräsentativ diese für die Epoche vor 1348 tatsächlich waren. Die "modernen" oder "fortschrittlichen" Aspekte der Ökonomie sollten demnach nicht einseitig überzeichnet werden,[93] sie waren primär auf einige der großen Güter beschränkt. Gleichzeitig existierten "vertikale" ökonomische Beziehungen, die von Pacht bis zu Sklaverei reichten. Auch wenn ein (monetäres) Pachtverhältnis für den Grundbesitzer prinzipiell ertragreicher war als die Felder von Leibeigenen bestellen zu lassen, so hielt sich doch letztere Institution jenseits grundherrlichen Domänen noch lange Zeit, was Dyer zufolge daran gelegen haben dürfte, daß die Leibeigenschaft für die Grundherren »eine fundamentale Institution repräsentierte, einen zentralen Bestandteil ihrer Lebensweise« (Dyer 2002: 144). Und selbst wenn fortgeschrittene Technologien in der Landwirtschaft bereits früh bekannt waren, verhinderte doch Kapitalmangel deren flächendeckende Implementierung, während eine unzureichende Infrastruktur (Straßen, Brücken, Transportmittel) in den meisten Teilen des Landes wiederum die Entwicklung von Märkten (als Bedingung der Möglichkeit der Umsetzung landwirtschaftlicher Überschüsse in Kapital) hemmte.

Die ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse waren folglich im 13. Jahrhundert höchst uneinheitlich und vielschichtig, ebenso wie die Interessenlagen und Handlungsorientierungen nicht nur der herrschenden Klasse.[94] Nichtsdestotrotz sind zentrale Institutionen und Phänomene bereits in erstaunlich "entwickelter" Form sichtbar. So war laut Dyer die Einbindung der Bauern in den Markt zwar keineswegs umfassend, der größte Teil der Ernte wurde im eigenen Haushalt verbraucht, dennoch »ging

---

[92] Auch die universelle Knechtschaft im agrarischen Bereich war nur eine vorübergehende Episode. Zwar mag der größte Teil der Bevölkerung vom Adel und Klerus in die eine oder andere Form der Abhängigkeit gezwungen worden sein, Autoren wie Rodney Hilton haben aber ausführlich dokumentiert, daß die Menschen gegen diese Entwicklung Widerstand leisteten, sie erinnerten sich ihrer Freiheitsrechte und beriefen sich darauf. Nach der großen Pestepidemie wurden die bisherigen Abhängigkeitsverhältnisse (wie gesehen) zunehmend durch Lohnarbeit ersetzt – die Befreiung der Bauern aus den Fesseln der Knechtschaft war aber mindestens ebensosehr Resultat politischen Handelns der ehemals "Unfreien" als des ökonomischen Interesses der Herrschenden (siehe insbesondere Hilton 1973).

[93] Auch wenn in der mittelalterlichen Landwirtschaft z.B. mit der Standortverträglichkeit bestimmter Sorten und auch mit Fruchtfolgen experimentierte und regelrechte Handbücher für Landwirte existierten (wie das berühmte *Walter of Henley* aus dem 13. Jahrhundert), lag doch die moderne Agrarwissenschaft, die 1843 von John Bennet Lawes, dem Eigentümer des Rothamsted Estate, und dem Chemiker Joseph Henry Gilbert mit ihren klassischen Experimenten zu den Auswirkungen organischer und anorganischer Düngung begründet wurde, noch in ferner Zukunft. Jahrzehnte dauernde Langzeitversuche über die Auswirkungen bestimmter Praktiken wurden im Mittelalter nicht, oder zumindest nicht systematisch, durchgeführt.

[94] Einen hervorragenden Einblick in die teilweise doch sehr fremdartige Welt des 12. und 13. Jahrhundert gibt z.B. Georges Duby in "Guillaume le Maréchal oder der beste aller Ritter" (1984).

Geld durch jede Hand, gleichgültig ob es aus dem Verkauf landwirtschaftlicher Produkte stammte oder Arbeitslohn war« (Ibid.: 171). Ein Großteil des Geldeinkommens mußte für Pachten, Steuern und Abgaben an die Kirche aufgewendet werden, aber einiges verbleib für den Kauf von Bier und Käse, Geschirr und Textilien, Baumaterialien und Dienstleitungen. Mitnichten alle Bauern befanden sich in einer Situation drückender Knechtschaft und bewegten sich am Rande des Existenzminimums, die ökonomische Situation und Rechtsstellung derjenigen, die das Land bewirtschafteten, war sehr unterschiedlich, ebenso wie ihr Lebensstandard und ihre Handlungsoptionen. Die wichtigste Differenz bestand fraglos zwischen "freien" und "unfreien" Bauern (d.h. "Hörigen" und "Leibeigenen"), aber auch innerhalb der zweiten Gruppe waren die Unterschiede erheblich. Dies hat seinen Grund auch darin, daß ein "Leibeigener" – im Unterschied zum Sklaven – Rechtssubjekt war, welches traditionelle oder verbriefte Ansprüche geltend machen durfte. Die Grundherren konnten die Verhältnisse im Land nicht umstandslos dahingehend "nivellieren", daß sie die Ausbeutung "ihrer" unfreien Bauern durchgängig maximierten. Wie Dyer eindrücklich rekonstruiert, setzten Leibeigene wie Pächter sich gegen Versuche des Adels, ihre Rechte zu beschneiden oder auf ihre Kosten zusätzliche Erträge zu erzielen, vehement zur Wehr (vgl. insbes. ibid. 178ff.).[95]

Die Phase zwischen 1000 und 1350 n.u.Z. war mithin einerseits kein rohes und primitives Zeitalter, in welchem in Abwesenheit der Anreize für technologische Innovationen (mit Ausnahme der Waffentechnik) und Investitionen die Ökonomie weitgehend stagnierte; im Gegenteil scheinen die Grundbausteine der späteren Entwicklung bereits im 13. Jahrhundert präsent gewesen zu sein. Aber auch wenn die fragliche Epoche bisweilen als erstaunlich "entwickelt" erscheinen mag, sollte man andererseits diesen Eindruck keinesfalls überbetonen; die gesellschaftlichen Verhältnisse und Entwicklungslinien waren komplex und vieldeutig, und die ökonomische Entwicklung zudem stets von "Rückschlägen" und Einbrüchen gekennzeichnet (vgl. ibid. 364). Die Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktivität – sowohl je Beschäftigtem als auch je Hektar Anbaufläche – ist zwar Bedingung der Möglichkeit wirtschaftlicher "Entwicklung", der "Fortschritt" stellte sich aber nicht quasi automatisch ein, sobald das entsprechende Wissen vorhanden war.[96] Damit die Akteure investieren (Arbeit und Kapital) um die Produktivität zu erhöhen zu erreichen, bedurfte nicht nur entsprechender Anreize sondern auch des *Willens*, diese Möglichkeiten zu nutzen. Eine "progressive" respektive "kapitalistische" Handlungsorientierung kann sich aber nur unter entsprechenden Rahmenbedingungen entwickeln und entfalten; wiewohl sie diese Bedingungen selbst wiederum verändert – aber eben nur auf lange Sicht.

Daß jene Elemente, welche für die wesentlich produktivere neuzeitliche Landwirtschaft bestimmend werden sollten, bereits während des Mittelalters punktuell vorzufinden waren, sollte nicht weiter überraschen – es wäre im Gegenteil eher erstaunlich und

---

[95] Vor den königlichen Gerichtshöfen wurden etliche Prozesse gegen Grundherren geführt, bei denen sich die Bauern in der Regel auf traditionelle Ansprüche beriefen. Allerdings waren die Gerichte alles andere als unparteiisch, sie standen in der Regel auf Seiten der Privilegierten und konnten zudem nur von "freien" Bauern angerufen werden; "unfreie" Bauern, waren hingegen der Jurisdiktion ihres Grundherren unterworfen.

[96] Hatcher und Bailey schreiben in der Einleitung ihres sehr instruktiven Überblicks über unterschiedliche Ansätze in der Wirtschaftsgesichtsschreibung des Mittelalters: »Die mittelalterliche Wirtschaftsgeschichte hat sich als extrem fruchtbares Feld für die Kultivierung von Theorien erwiesen. Wie jeder Neuling auf diesem Feld schnell bemerken wird, ist viel von dem was Historiker schreiben durchdrungen von Theorien und abstrakten Konzepten, und in Interpretationen dieser Periode schwingen große, aber konfligierende Modelle von langfristigem Wandel und Entwicklung mit« (Hatcher/Bailey 2001: 1).

hochgradig erklärungsbedürftig, wenn sich vollkommen Wirtschaftsweisen etabliert hätten, die nicht in den vorhandenen Strukturen und verfügbaren Technologien wurzelten. Ich werde weiter unten detaillierter ausführen, wie langsam die Transformation der englischen Ökonomie tatsächlich vonstatten ging, und wie komplex und vielschichtig das Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität sich darstellte. So instruktiv die vorstehend diskutierten Ansätze also auch sein mögen, Christopher Dyer zufolge kann keine einzelne der "großen Erzählungen" den Wandel in Wirtschaft und Gesellschaft zwischen dem 9. und dem 16. Jahrhundert erklären, da der Transformationsprozeß weder geradlinig noch widerspruchsfrei verlief (Ibid.).[97] Die auf einem jeweils begrenzten Set von Ursache-Wirkungs-Beziehungen basierenden Modelle – seien sie nun malthusianischer, marxistischer oder "liberalistischer" Provenienz – vermögen die reale Komplexität nicht einmal ansatzweise wiederzugeben. Für John Hatcher und Mark Bailey gilt folglich, die *Interdependenz*, d.h. die wechselseitige Abhängigkeit und Beeinflussung der einzelnen Facetten der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung zu erkennen und sich von der (den Naturwissenschaften entlehnten) Vorstellung der auf eine "große Ursache" zurückgehenden *Dependenz* zu lösen.[98] Den Annahmen über die Linearität des Geschichtsverlaufs und der kausalen Verursachung (Dependenz), mit denen die einfachen und handhabbaren Modelle operieren, mit deren Hilfe dieser Verlauf erklärt werden soll, steht den Autoren zufolge die Nichtlinearität der Geschichte und die Interdependenz der einzelnen Phänomene gegenüber (Hatcher und Bailey 2001: 208ff.).[99]

Folglich ist die Vorstellung, bestimmte historische Schlüsselereignisse zögen quasi schicksalhafte Konsequenzen nach sich, ebenso zu hinterfragen wie der Rekurs auf "Divergenzen" und "Entwicklungspfade". Wie problematisch derartige Ansätze sind, wird am Beispiel des Vergleichs des frühneuzeitlichen England mit Kontinentaleuropa, insbesondere Frankreich deutlich. Die Entwicklungstendenzen in der englischen Wirtschaft unterschieden sich Patrick O'Brien zufolge während einer langen Zeitspanne tatsächlich signifikant von denen auf dem Kontinent. Auch wenn die genaue quantitative Korrelati-

---

[97] »Der Vormarsch und Aufstieg von Handel, Geld und Mittelschicht war nicht die ganze Geschichte, da diese Bewegung in Schlüsselmomenten ... gebremst wurde. Der "Übergang von Feudalismus zu Kapitalismus" kann zwar auf das Erscheinen der Tuchhändler und kommerziellen Landwirte im 15. Jahrhundert und die gleichzeitige Schwächung der grundherrlichen Autorität bezogen werden; das Überleben der Grundherrschaft und einer "mittleren" Schicht von Bauern ist allerdings mit einem völligen Triumph des Kapitalismus nicht in Einklang zu bringen. Ebenfalls gibt es nur wenige Anhaltspunkte für das Erscheinen eines Proletariats – einer Arbeiterschaft, die allein von Löhnen abhängt –, da 1524–25 ungefähr 40 Prozent der Haushalte hauptsächlich von Löhnen lebten, was nicht mehr ist als im 13. und 14. Jahrhundert« (Dyer 2002: 364).

[98] Dies mag als banale und wenig originelle Aufforderung erscheinen, ist aber dennoch nach wie vor notwendig – auch wenn Autorinnen und Autoren dies bewußt sein mag, müssen sie nicht zwangsläufig dieser Einsicht folgen.

[99] Die historiographische Modellbildung müßte sich von daher eher an der Chaostheorie orientieren (Ibid.: 228), vgl. hierzu auch die Ausführungen von Niall Ferguson, der in einem sehr lesenswerten Text die Spielarten des Determinismus nachzeichnet, die letztlich alle auf die elementare Denkfigur von Geschichte als Summe kausaler Zwangsläufigkeiten zurückgeführt werden können. Ferguson plädiert für eine neue Art von "Chaostory", die Nutzbarmachung einiger zentraler Einsichten der Chaostheorie für die Geschichtswissenschaft. »Wie er heutzutage von Mathematikern, Meteorologen und anderen gebraucht wird, meint der Begriff "Chaos" *nicht* Anarchie. Er bedeutet *nicht*, daß keine Naturgesetze existieren«. Er verweist lediglich darauf, daß diese Gesetzmäßigkeiten innerhalb derart komplexer Arrangements wirken, daß es uns praktisch unmöglich ist, genaue Vorhersagen zu machen, »so daß das, was um uns herum geschieht, willkürlich und chaotisch zu sein *scheint*« (1997: 77). Genau dieses Modell will Ferguson für die Geschichtswissenschaft nutzbar machen. »Die philosophische Bedeutung der Chaostheorie besteht darin, daß sie die Vorstellungen von (kausaler) Verursachung und (zufälliger) Kontingenz versöhnt« (Ibid.: 79). Wenn also die Geschichte als Abfolge scheinbar kausal verbundener aufeinander folgender Ereignisse (Bewegungen) beschrieben werden *kann*, die zu einem bestimmten Ergebnis führen, so war doch diese Bewegung eine keinesfalls zwangsläufige.

on unklar ist, wurden innerhalb der englischen "kapitalistischen" – d.h. primär auf Lohnarbeit beruhenden und für den Markt produzierenden – Landwirtschaft in jedem Fall deutlich höhere Investitionen getätigt als auf dem Kontinent. Insbesondere die Ausgaben für Zug- und Nutztiere (Schafe, Milchvieh) sowie Schlachtvieh führten zu einer deutlichen Steigerung der Fruchtbarkeit des Bodens im Vergleich zu anderen europäischen Ländern; und innovative, den örtlichen Gegebenheiten angepaßte Fruchtfolgen erhöhten die Erträge noch weiter (O'Brien 1977: 168f.). Zwar kann man O'Brien zufolge vor der Einführung von Traktoren und Kunstdünger nicht von einer "agrarischen Revolution" sprechen (Ibid.: 172),[100] nichtsdestotrotz waren infolge der Kommerzialisierung des agrarischen Sektors die Unterschiede in der landwirtschaftlichen Produktivität zwischen England und dem Kontinent zu Beginn des 19. Jahrhundert immens. Gregory Clark zufolge erzeugten polnische Bauern im Distrikt Lublin 1825 ca. 70 Scheffel Getreide pro Kopf und Jahr, in Böhmen lag diese Zahl für 1841 bei 130 Scheffel, während ein englischer Landarbeiter im gleichen Jahr durchschnittlich 216 Scheffel einbrachte (Clark 1987: 419f.). Die Pro-Kopf-Produktivität der ostelbischen Landwirtschaft lag demnach noch unter den von Clark für das England des frühen 14. Jahrhundert (d.h. der Zeit vor der großen Hungersnot und der Pestepidemie) angenommenen Zahlen (Ibid: 428).[101] Eine auf den ersten Blick vergleichbare Differenz bestand zwischen der englischen und französischen Landwirtschaft. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs waren 41 Prozent der französischen Arbeitskräfte im agrarischen Bereich beschäftigt, wo sie etwa 35 Prozent des Nationaleinkommens erwirtschafteten. In Britannien lagen zur gleichen Zeit die offiziellen Zahlen bei 8 resp. 5 Prozent, der Anteil der Landbewohner an der englischen Gesamtbevölkerung fiel zwischen dem Ende des 17. Jahrhundert und 1815 von 60 auf 30 Prozent; während 1911 in Frankreich 35 Prozent der Menschen in Städten mit mehr als 3.000 Einwohnern lebten, waren es in Britannien 78 Prozent.[102]

Trotz dieser deutlichen Diskrepanz in der Beschäftigungsstruktur unterschied sich der durchschnittliche Lebensstandard in beiden Ländern nur geringfügig. Und »selbst anglophile französische Besucher des viktorianischen und edwardianischen England ließen nur wenig Zweifel daran erkennen, daß das Familienleben und die Verteilung von Vermögen, Einkommen und Ansehen in ihrer eigenen Gesellschaft besser geregelt seien« (O'Brien 1996: 213f.). Zwei seit dem späten Mittelalter weitgehend divergierende Entwicklungspfade führten somit zu mehr oder weniger identischen Resultaten.[103]

---

[100] Die mögliche Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge war zudem vor der Einführung von zunächst Guano- und später Kunstdünger begrenzt, so daß England Ende des 18. Jahrhundert vom Agrarexporteur zum Importeur von Lebensmitteln wurde (allerdings in moderatem Umfang), und Zeitgenossen wie David Ricardo sich um die Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft sorgten. England war dann im 19. Jahrhundert in erheblichem Maß auf Nahrungsmittelimporte angewiesen, so betrug z.B. zwischen 1860 und 1869 die wertmäßige Relation zwischen im Land angebauten und importierten landwirtschaftlichen Erzeugnissen £107,2 zu £75,2 Mio. (G. Clark 2006: 37), mithin wurden ca. 41 Prozent der benötigten Lebensmittel eingeführt, hauptsächlich aus Irland und dem Kontinent.

[101] O'Brien zufolge war die "extensive" Phase der Kapitalbildung in der Landwirtschaft (Rodung, Trockenlegung, Straßen- und Brückenbau) bereits Mitte des 17. Jahrhundert abgeschlossen (1977: 169).

[102] Auch wenn man diese Zahlen nicht direkt in den Produktivitätszuwachs umrechnen kann, da viele der ehemaligen "Landbewohner" nicht oder zumindest nicht exklusiv in der Landwirtschaft tätig gewesen waren, signifizieren sie dennoch die erhebliche Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge.

[103] Einen guten Überblick über die (im Vergleich zu England nachholende) Modernisierung Frankreichs im späten 19. Jahrhundert und frühen 20. Jahrhundert gibt Eugen Weber (1976). Während in Britannien der Strukturwandel in der Landwirtschaft zu diesem Zeitpunkt lange vollzogen war, mußten in Frankreich noch großflächig weitgehend für die eigene Subsistenz wirtschaftende Bauern in die Marktökonomie eingebunden werden. Webers Buch trägt denn auch den bezeichnenden Titel "Peasants into Frenchmen".

Die Annahme, daß historische Ereignisse wie die große Pestepidemie Wegscheiden markieren, welche den Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung determinierende Entwicklungspfade bilden, ist folglich alles andere als unproblematisch. Dies wird schließlich auch bei den Versuchen zur Erklärung der kontinuierlichen Produktivitätsentwicklung in England deutlich. Der wichtigste Indikator für die Produktivität einer Volkswirtschaft ist die Höhe der Reallöhne – wobei hohe Löhne wiederum einen der wichtigsten Anreize zur Steigerung der Arbeitsproduktivität darstellen. Einer neueren Studie von Robert C. Allen (2001) zufolge wuchs das städtische Lohnniveau in England und den Niederlanden nicht nur wie überall sonst in Europa nach der großen Pestepidemie deutlich an, es blieb zudem in diesen Ländern weitgehend stabil, als die Löhne der Handwerker ab dem 15. Jahrhundert überall sonst wieder sanken. Dies hatte nach 1450 ein deutliches Reallohngefälle zwischen dem Nordwesten und dem Rest Europas zur Folge (Pamuk 2007: 289f.). Der Rückbezug auf die Konsequenzen des "Schwarzen Todes" reicht ganz offensichtlich nicht aus, um diese "kleine Divergenz" (wie Jan Luiten van Zanden in Anspielung auf Pomeranz formuliert) zu erklären, die sich ab 1650 noch weiter verschärfte und bis heute beobachtet werden kann – die Reallöhne in Süd- und Osteuropa lagen noch während des 20. Jahrhundert deutlich unter denen im Nordwesten des Kontinents (van Zanden 2009: 129).

Warum hatten die durch den "Schwarzen Tod" verursachten Bevölkerungsverluste in anderen Regionen Europas, vor allem in den nach damaligen Maßstäben fortgeschrittenen Regionen Oberitaliens, nicht die gleichen Konsequenzen? Warum verlief die weitere Entwicklung innerhalb Europas so uneinheitlich, wenn vermeintlich die ökonomischen und ökologischen Bedingungen in den einzelnen Ländern ebenso ähnlich waren wie die unmittelbaren Folgen der Katastrophe? Şevket Pamuk zufolge, der in seiner Argumentation an David Herlihy anknüpft, reagierten vor allem jene nordwesteuropäischen Regionen, die später zum Vorreiter der ökonomischen Entwicklung wurden, auf die Verknappung der Arbeitskräfte und den Anstieg der Löhne mit Strategien zur wirkungsvollen Steigerung der Produktivität, die auch dann weiter verfolgt wurden, als sich die demographische Situation wieder "normalisierte" (Pamuk 2007: 290.). Der Grund dafür, warum nur die Niederlande und England diesen Weg beschritten bleibt allerdings zunächst unklar. Ohne eine plausible Begründung ihrer Ursachen erklärt die divergente Entwicklung der Lohnhöhe und (daraus resultierend) der Produktivität für sich genommen aber nur wenig,[104] sondern ist im Gegenteil das der Erklärung Bedürftige.

Ich hatte einleitend die mehr oder weniger rhetorische Frage gestellt, ob die Bewohner der Malabarküste um das Jahr 1500 hätten erahnen können, daß 300 Jahre später europäische Kolonialherren ihr Land beherrschten würden. Analog wäre bezogen auf die innereuropäische Entwicklung zu fragen, ob zu da Gamas Zeiten die Portugiesen hätten voraussehen können, daß Lusitanien eines Tages kaum mehr als ein politischer und ökonomischer Annex des britischen Empire sein würde. "Können" meint hier weniger die Fähigkeit, zutreffende Prognosen abzugeben, als die Frage, ob tatsächlich eine mehr oder weniger ungebrochene Entwicklungslinie von der großen Pestepidemie über die ersten Entdeckungsreisen bis hin zur politischen und ökonomischen Vormachtstellung Englands, mithin vom Zeitalter der Renaissance zur Industriellen Revolution führte. War das 19. bereits im 14. Jahrhundert vorgezeichnet – und mithin jene Antriebskräfte,

[104] Im Grunde ist diese Referenz zirkulär, man kann die ökonomische Entwicklung schwerlich unter Bezugnahme auf das Anwachsen der Produktivität erklären, da letztere selbst ein Teilaspekt des zu erklärenden Phänomens ist.

die hinter Portugals Ausgreifen nach Osten (und Westen) standen eben jene wirkenden Ursachen, die für die bis heute anhaltende expansive Dynamik der "entwickelten" Marktwirtschaft verantwortlich sind? Das erscheint mir mehr als fraglich. Fraglos *beeinflußten* die jeweils unterschiedlichen Konsequenzen des "Schwarzen Todes" die weitere ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung tiefgreifend, sie *determinierten* sie aber ganz offensichtlich nicht. Die bis hierhin dargestellten Erklärungsversuche sind vielleicht nicht falsch, aber für sich genommen keinesfalls hinreichend. Die Transformationsprozesse, welche die Gesellschaft und Ökonomie insbesondere Englands und der Niederlande in der frühen Neuzeit so tiefgreifend veränderten, lassen sich im Rahmen reduktionistischer, mit nur wenigen Parametern operierender Modellkonstruktion weder angemessen beschreiben noch erklären.[105] Aus diesem Grund will ich mich an dieser Stelle von den "großen Erzählungen" ab- und dem konkreten Verlauf der Ereignisse zuwenden.

Im folgenden werde ich den (notwendigerweise kursorischen) Versuch unternehmen, die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung Europas in der frühen Neuzeit durch die Linse der maritimen Expansion zu rekonstruieren. Auch wenn es mir fernliegt, die Erkundung der *Carreira da Índia*, der Route um das Kap der Guten Hoffnung zu einem schicksalhaften Ereignis zu stilisieren, so hatte da Gamas Reise, ebenso wie diejenige des Christoph Kolumbus, nichtsdestotrotz auf lange Sicht durchaus tiefgreifende Rückwirkungen auf Europa. Mit anderen Worten: Anstatt die frühen Entdekkungsfahrten als notwendige Konsequenz ökonomischer Determinanten zu betrachten, will ich untersuchen, welche Rückwirkungen die Errichtung von Kolonien in Amerika und der Aufbau von Handelsbeziehungen mit dem mittleren und fernen Osten in Europa zeitigten. Um diese Bewegung nicht zu sehr aus dem Blickwinkel des Resultats, d.h. der modernen globalen Ökonomie, zu betrachten, werde ich zunächst noch im Mittelalter verweilen mich mit jener Person befassen, die letztlich den Anstoß für das überseeische Abenteuer gab: Prinz Heinrich von Portugal, uns heutigen bekannt als "der Seefahrer".

[105] John Hatcher und Mark Bailey bringen es sehr treffend auf den Punkt: »*The urge to ruck, the urge to truck, the urge to … copulate; there must be more to the process of history than this!*« (2001: vii).

4

## Entdecker, Händler und Soldaten

Warum zog es die Europäer nach Übersee? Die durch den "Schwarzen Tod" verursachten Bevölkerungsverluste hatten wie gesehen zur Folge, daß (aufgrund des geringeren Angebots an Arbeitskräften) die Löhne gestiegen und gleichzeitig (wegen der geringeren Nachfrage) die Preise für Nahrungsmittel gesunken waren. Die Kombination der beiden Faktoren führte zu einem deutlichen Rückgang der grundherrlichen Einkünfte. Für Immanuel Wallerstein war die Erkundung der afrikanischen Küste durch portugiesische Schiffe zwangsläufiges Resultat der durch diese Entwicklung generierten Imperative:

»Europa brauchte mehr Land als Basis für die Expansion seiner Wirtschaft, mit der sich der kritische Rückgang der grundherrlichen Einkünfte kompensieren und die mit der Krise des Feudalismus aufkommenden und möglicherweise sehr gewalttätigen Klassenkämpfe beenden ließen. Europa brauchte viele Dinge: Gold und Silberbarren (*bullion*), Rohstoffe, Proteine, Mittel, um Protein zu konservieren, Nahrung, Wolle, Stoffe für die Textilverarbeitung. Und es brauchte gefügige Arbeitskräfte« (Wallerstein 1974: 57). [106]

Ein genauerer Blick auf die Geschichte der frühen Entdeckungsfahrten zeigt aber, daß ein derart mechanistisches Konstrukt kaum haltbar sein dürfte. Auch wenn die von Heinrich dem Seefahrer angestoßenen Unternehmungen für Wallerstein direkt auf die Herausbildung von "Kapitalismus" und "Weltsystem" verweisen, entsprangen die portugiesischen Expeditionen nach Übersee zumindest in ihren Anfängen viel eher zutiefst "mittelalterlichen" Denkweisen und Handlungsorientierungen. Tatsächlich war (wie weiter oben bereits erwähnt) auch das europäische Hochmittelalter eine Epoche der Expansion. Richard Bartlett zufolge resultierte diese Bewegung aus einer Kombination von weitgehender Stagnation der Produktivität und einer nicht unerheblichen sozialen Dynamik. Traditionell stellten Heirat, Raub und Eroberung die wichtigsten Mittel dar, um Reichtum zu akkumulieren und sozial aufzusteigen;[107] Optionen, die nicht nur dem Adel sondern (wenngleich in anderen Dimensionen) auch den im Gefolge ihrer Herren kämpfenden nichtadligen Kriegsknechten offenstanden. »Der Traum eines jeden Fußsoldaten in diesen Armeen war auf ein Pferd zu kommen, die magische Verwandlung vom staubigen *pedites* zum galoppierenden *equites* zu durchlaufen« (Bartlett 1993: 45). Ein einziger erfolgreicher Überfall konnte der Schlüssel zum ersehnten Aufstieg sein. Allerdings war die Erhebung in den aus den berittenen Truppen (*miles*) hervorgehenden Ritterstand nur ein Zwischenschritt auf dem Weg zum eigentlich Objekt des Begehrens, nämlich Grundbesitz, d.h. erbliches Lehen. Land war allerdings die seltenste und kostbarste Art der Entlohung; das Gefolge der "Edlen" bestand in erster Linie aus landlosen "Rittern", die nichts mehr erstrebten, als ein eigenes Gut oder Dorf zu besitzen – nicht zuletzt auch deshalb, weil dies Vorbedingung für die Eheschließung war (Ibid.: 45f.).

---

[106] Auch Portugal mußte auf diese Krise reagieren; daß es dies in besonderer Weise tat, nämlich durch ein Ausgreifen nach "Übersee", lag laut Wallerstein an einer Reihe begünstigender Faktoren, wie der geographischen Lage, der Erfahrungen mit dem Fernhandel, der relativ leichten Verfügbarkeit von (italienischem) Kapital und schließlich einem vergleichsweise hohen Maß an politischer Stabilität (Ibid.: 55ff.).

[107] Eine weitere Möglichkeit war die Einforderung von Lösegeld für Kriegsgefangene, was auch erklärt, warum die christlichen Ritter selbst während der Kreuzzüge mit ihren hochgestellten moslemischen Gegnern teilweise wesentlich schonender verfuhren als mit ihren eigenen Gefolgsleuten. Die Lektüre der Kreuzzugsberichte vermittelt ein gutes Gefühl davon, wie wenig das Leben eines Knechts im Mittelalter wert war.

Insgesamt scheint es zu viele Adlige und zu wenig Grund und Boden (oder zu wenige Bauern) gegeben zu haben, die gesellschaftliche Dynamik des Mittelalters manifestierte sich aus dieser Perspektive in »einem Kreislauf von Plünderung, Verteilung der Beute, Rekrutierung und weiterer Plünderung« (Ibid.: 48). Wollten sie sich nicht gegenseitig bekämpfen, blieb der Klasse der "Krieger" nur, Land an den Außengrenzen des christlichen Europa zu erobern. Bartlett gibt eine Anekdote aus dem 11./12. Jahrhundert wider, die diese Situation exemplarisch illustriert: Tancred, ein normannischer Ritter aus "guter Familie" hatte zwölf Söhne. Als diese aufwuchsen und ihre militärische Ausbildung absolvierten, sahen sie einem zeitgenössischen Chronisten zufolge, daß

»als ihre Nachbarn alt wurden, die Erben untereinander zu kämpfen begannen, und daß ein Landgut, das ursprünglich einem Mann gegeben wurde, geteilt unter viele nicht für alle ausreichen würde. Um dieses Schicksal zu vermeiden, berieten sie miteinander. Entsprechend ihrer Übereinkunft verließen zunächst die Erstgeborenen, die stärker und älter waren als die jüngeren Brüder, die Heimat, bestritten ihren Unterhalt, indem sie an unterschiedlichen Orten kämpften, und kamen schließlich, von Gott geführt, nach Apulien in Italien« (zit. nach ibid.).

Die Brüder waren in Süditalien und Sizilien äußerst erfolgreich, und 1130 wurde Roger, ein Enkel Tancreds zum König von Sizilien gekrönt. Diese Geschichte ist sicherlich nicht repräsentativ, aber durchaus vielsagend. So verkündete Papst Urban II., als er im Jahr 1095 zum ersten Kreuzzug aufrief: »Dieses Land das ihr bewohnt ist vom Meer umschlossen, von Bergketten begrenzt und übervölkert... Darum verschlingt und bekämpft ihr einander« (zit. nach Ibid.). Ob die Übervölkerung des Landes mit Aristokraten sich tatsächlich derart dramatisch darstellte, ist Bartlett zufolge zwar fraglich; nichtsdestotrotz war in einer weitgehend statischen Ökonomie die Erschließung und Eroberung von Land der einzige Weg zur Ausweitung der ökonomischen Basis. Im Europa der Kreuzzugszeit scheint sich mithin so etwas wie eine "expansive Mentalität" entwickelt zu haben, wurden Titel auf Länder verliehen, die noch gar nicht erobert waren (Ibid.: 90f.). Der Begriff "Franke" diente schon bald als Sammelbezeichnung für Europäer römisch-katholischen Glaubens, die fern der Heimat siedelten oder militärische Expeditionen unternahmen.[108] Geld und Krieg waren in der Welt dieser Eroberer, Kreuzfahrer und Abenteurer weitgehend austauschbare Größen: Die vermeintlich "Edlen" benötigten einerseits erhebliche Ressourcen, um ihre militärischen Unternehmen zu finanzieren, andererseits konnte ein erfolgreicher Feldzug die finanzielle Ausstattung eines Grundherren deutlich verbessern, sei es dadurch, daß er sich Land aneignete (das von Bauern bestellt wurde, die Abgaben zu leisten hatten), sei es durch Plünderungen oder Lösegeldzahlungen. Neben den Abgaben der Bauern und der Beute aus Feldzügen stellte schließlich der Handel mit Luxusgütern, der während des Mittelalters zunehmend an Bedeutung gewonnen hatte, eine weitere mögliche Einnahmequelle dar; die Förderung von Handelsaktivitäten konnte nicht unerhebliche Erträge aus von den Kaufleuten zu leistenden Abgaben generieren.[109]

Die Feldzüge, die mit den angehäuften Ressourcen finanziert wurden, sollten den siegreichen Kriegsherren einen Eintrag im Buch der Geschichte sichern; aus der Anhäu-

[108] Von daher war es »völlig passend, daß als die Portugiesen und Spanier im 16. Jahrhundert an der chinesischen Küste erschienen, die örtliche Bevölkerung sie Fo-lang-ki nannte, ein Name der aus dem von den arabischen Händlern verwendeten Faranğa abgeleitet war. Noch im Kanton des 18. Jahrhunderts trugen die westlichen Barbaren den Namen ihrer marodierenden Vorfahren« (Ibid.: 105).

[109] Die Vergabe von Handelsprivilegien war in der Regel mit geringen Kosten verbunden und versprach im Unterschied zu Investitionen in die Landwirtschaft kurzfristig Früchte zu tragen.

fung von Reichtümern resultierte allerdings auch die Verpflichtung (respektive die Möglichkeit), Gefolgsleute zu belohnen und tätige Nächstenliebe zu üben. Die Welt des Mittelalters wurde George Duby zufolge dergestalt nahezu »vollständig von der Gewohnheit und der Notwendigkeit beherrscht, einerseits zu plündern und andererseits Opfer zu bringen« (Duby 1969: 64); wie die *Histoire de Guillaume le Maréchal* aus dem 13. Jh. betont wird »Adel ... im Haus der Freigiebigkeit genährt« (nach Starobinsky 1994: 31).[110] Während die Geschenke an die Gefolgsleute Teil der archaischen Logik einer "*Big-Man-Ökonomie*" waren, in welcher die gesellschaftliche Stellung eines Mannes an Akte demonstrativer Großzügigkeit geknüpft war, und mithin einen rein politischen Zweck verfolgten,[111] zielten die mildtätigen Gaben an die Bedürftigen ebenso wie Schenkungen an die Kirche (obzwar sie gleichfalls die soziale Position des Schenkenden zum Ausdruck brachten) primär auf das Fortleben der unsterblichen Seele im Jenseits ab – der mildtätige und freigiebige Christ macht den Himmel zu seinem Schuldner, Gott vergilt die Gabe (vgl. ibid.: 106).

Sorge um den Nachruhm und Sorge um das Seelenheil: Dies sind auch die Motive, denen die Aktivitäten Prinz Heinrichs von Portugal geschuldet waren.[112] Dieser träumte mitnichten von einer zukünftigen Welt, die sich gänzlich von all dem unterschied, was er und seine Zeitgenossen kannten. Auch wenn die von ihm angestoßenen kommerziellen Unternehmungen den Beginn der frühmodernen "atlantischen Ökonomie" markieren, war für ihn der Handel stets nur Mittel zum Zweck; Heinrichs Denken war tief in den gerade skizzierten mittelalterlichen Mustern verwurzelt. Dies wird exemplarisch deutlich anhand derjenigen Unternehmungen, welche die portugiesische Expansion in ihren Anfängen prägten: Ceuta und Madeira.[113] Die erste von Prinz Heinrich initiierte Expedition führte mitnichten in unbekannte Gefilde, sondern nach Ceuta, einer reichen Handelsstadt an der marokkanischen Nordküste, die 1415 eingenommen wurde. Zwar verfolgte der Feldzug auch kommerzielle Interessen – Ceuta war vor der portugiesischen Eroberung einer der Endpunkte des transsaharischen Goldhandels –, aber Heinrich war kein Krämer, sondern ein Soldat Gottes. Die Reichtümer, welche Afrika ver-

---

[110] Räuberische Aneignung und mildtätige Gabe bedingten sich mithin wechselseitig, seine Freigiebigkeit zeichnete den Edlen ebenso aus und begründete dessen gesellschaftliches Ansehen wie sein Mut und seine Tapferkeit im Krieg. »Der Ritter darf nichts für sich behalten. Alles, was ihm zufällt, verschenkt er. Aus seiner Freigiebigkeit gewinnt er seine Kraft und den Kern seiner Macht, in jedem Fall sein ganzes Ansehen und die herzliche Freundschaft, die ihn umgibt« (Duby 1984: 114). Die großzügige Verteilung von Gaben ist dergestalt in nahezu allen "vormodernen" Gesellschaften Privileg und Verpflichtung der Herrschenden, sie ist das Insignium der Macht (welche wiederum Großzügigkeit ermöglicht).

[111] Vgl. hierzu Söder-Mahlmann 2005, insbesondere Kapitel 4.

[112] Heinrich (Henrique) wurde 1394 als vierter Sohn des portugiesischen Königs João I. und seiner Frau Philippa of Lancaster geboren und war der Bruder des späteren Königs Duarte I. Er starb 1460 in Sagres.

[113] Laut Felipe Fernández-Armesto handelt es sich bei der überseeischen Expansion Portugals und Spaniens um die Ausweitung der sozio-politischen Imperative der mediterranen Wirtschaftsordnung des späten Mittelalters (1987: 117f.); eine Bewegung, die von einer Mischung aus "Krämer-Kapitalismus" und höfischem Ideal bestimmt wurde (Ibid.: 186). Demnach war die Verbindung von Fernhandel und Protoindustrie bereits für die Ökonomien der oberitalienischen Stadtstaaten wie Genua, Pisa und Florenz charakteristisch: »Die vom genuesischen Handel versorgten Industrien gründeten in lokaler Spezialisierung, die wiederum auf Fernhandel beruhte. Textilien hingen von der Zusammenführung von Wolle und Farbstoffen in industriellen Zentren ab; die Haltbarmachung von Nahrungsmitteln auf dem Zusammentreffen frischer Nahrung mit Salz. Die Goldindustrie in Genua, die aus Rohmetall Münzen, Blattgold und Golddraht herstellte, beruhte auf der Versorgung italienischer Handwerker mit afrikanischem Gold; der Schiffbau erforderte eine ähnliche Verbindung von Rohmaterialien und handwerklicher Fertigkeit, sowie eine Zusammenkunft von Holz, Eisen, Segeltuch und Pech« (Ibid.: 116f.). Diese Wechselbeziehung von Gewerbe und Fernhandel dürfte allerdings bereits in allen historischen Epochen bestanden haben und schwerlich den Anbruch eines neuen Zeitalters signalisieren.

meintlich bereithielt, verwiesen für ihn primär auf all jene Reiter und Fußsoldaten, die man damit anwerben konnte. Für den Prinzen war die Einnahme Ceutas ein persönlicher Triumph, gleichzeitig stellte Peter Russell zufolge die Eroberung und Verwaltung der muslimischen Stadt so etwas wie eine koloniale "Urerfahrung" der Portugiesen dar und hatte tiefgreifende Konsequenzen für die weitere Politik des Landes.

»Der portugiesische Sieg erstaunte das christliche Europa, als sich die Nachricht verbreitete. Historiker späterer Zeiten, die ihren Blick primär auf Portugals maritime Expansion im afrikanischen Atlantik richteten, tendierten dazu die Einnahme Ceutas als bloßen Nebenschauplatz zu sehen, und das Ausmaß herunterzuspielen, in welchem dieser großartige Sieg und seine Implikationen das Denken nicht allein Prinz Heinrichs sondern aller Herrscher des Königreichs im 15. Jahrhundert dominierte. Nicht nur im ideologischen und politischen Sinn, sondern auch im institutionellen und administrativen resultierte die Erfahrung der Herrschaft über Ceuta in Modellen, die sich im Zuge der portugiesischen Expansion nach Übersee ausbreiteten« (Ibid.: 51).

Ihre zweite "koloniale Urerfahrung" machten die Portugiesen wenig später auf Madeira.[114] Unter Heinrichs persönlicher Aufsicht wurde Zuckerrohr aus Sizilien auf der in den 1420er Jahren neu entdeckten und bis dahin unbesiedelten Insel eingeführt; in Heinrichs Todesjahr 1460 war Madeira einer der wichtigsten Zuckerlieferanten für den europäischen Markt.[115] Die karibische Plantagenwirtschaft des 17. und 18. Jahrhundert war damit aber längst nicht vorgezeichnet; die auf der Insel erzeugte Menge Zucker war nur nach damaligen Maßstäben nennenswert, und obwohl einige Sklaven in der Landwirtschaft der Insel arbeiteten, hing der vor allem von genuesischen Kaufleuten finanzierte Zuckerrohranbau nicht von deren Einsatz ab. Als die Portugiesen begannen, an der afrikanischen Küste Sklaven zu kaufen, waren diese noch keineswegs primär für den Einsatz in der Zuckerproduktion bestimmt; sie wurden vor allem nach dem Mutterland verbracht, und bereits Mitte des 15. Jahrhundert stellten Schwarzafrikaner einen deutlich sichtbaren Anteil der Bevölkerung Lissabons (Ibid.: 259).[116]

Ceuta aber sollte, wie bereits angedeutet, letztlich nur Auftakt eines wesentlich ambitionierteren Unternehmens sein, welches Prinz Heinrich mit den landwirtschaftlichen Erträgen Madeiras und der um 1430 in Besitz genommenen Azoren, sowie den Einnahmen aus dem Afrikahandel finanzieren wollte: Die Erkundung des Seewegs nach Indien. Die Suche nach einer Passage in den Indischen Ozean zielte nicht nur darauf ab, direkten Zugang zu den Reichtümern Asiens zu erlangen, Heinrich wollte nicht zuletzt auch eine Verbindung zu dem sagenhaften Reich des christlichen "Priesterkönig Johannes" herstellen. Gemeinsam mit diesem vermeintlich überaus mächtigen Herrscher gedachte der Prinz einen Zangenangriff gegen die islamische Welt zu führen und das Heilige Land ein für alle Mal für die Christenheit zurückgewinnen. Die faktische Ausdehnung des afrikanischen Kontinents überstieg allerdings bei weitem alle Vorstellungen des Prinzen; die für damalige Zeiten gigantischen Distanzen und die Widrigkeiten, mit

---

[114] Der Ort der "kolonialen Urerfahrung" Spaniens waren hingegen Felipe Fernández-Armesto zufolge die im Zuge der Reconquista eroberten maurischen Gebiete (Fernández-Armesto 1987: 45).

[115] Zur ökonomischen Entwicklung Madeiras vgl. Fernández-Armesto (1987: 197ff.). Der Madeirawein wurde erst zu einem bedeutenden Exportartikel, als man zufällig entdeckte, daß die lange Lagerung in Holzfässern bei großer Hitze die Qualität des Weins deutlich verbesserte.

[116] Es besteht kein Grund, sich über die Tatsache zu wundern, daß Schwarzafrikaner andere Schwarzafrikaner in die Sklaverei verkauften. Es erscheint ja auch als ganz "normal", daß Engländer, Holländer und Portugiesen sich um den Zugang zu den Sklavenmärkten bekriegten. Die "Schwarzen" stellen höchstens in den Augen des europäischen Betrachters eine Einheit dar, untereinander unterscheiden und unterschieden sie sich in kultureller Hinsicht jeweils mindestens ebenso deutlich wie z.B. Portugiesen und Araber.

denen die Seeleute konfrontiert waren lassen im nachhinein die Hartnäckigkeit, mit der die portugiesische Krone Heinrichs Pläne auch nach seinem Tod verfolgte, um so bemerkenswerter erscheinen.

Nachdem Kapitän Gil Eanes[117] im Jahr 1434 als erster Kap Bojador umschifft hatte – das bis dahin wegen seiner der Küste vorgelagerten tückischen Sandbänke und der widrigen Winde als "Kap ohne Wiederkehr" galt –, landete Nuno Tristão zehn Jahre später auf der Insel Arguin im Norden des heutigen Mauretanien[118] – wo später der erste europäische Sklavenmarkt entstehen sollte – und entdeckte im gleichen Jahr die Mündung des Rio Senegal. Ebenfalls 1444 erreichte Dinis Diaz Kap Verde, und 1460 schließlich erblickte Pedro da Sintra als erster von See aus die Gipfel der Sierra Leone. Im gleichen Jahr starb Prinz Heinrich. Mit seinem Tod fiel ein wichtiger Impuls für weitere Erkundung der afrikanischen Küste weg, und die Entdeckungsfahrten ruhten weitgehend, bis 1469 der Kaufmann Fernão Gomes für fünf Jahre die Rechte an den afrikanischen Unternehmungen von der portugiesischen Krone pachtete und sich im Gegenzug verpflichtete, jährlich 100 Landmeilen Küste neu zu erkunden. Im Jahr 1471 erreichten Gomes' Kapitäne die Goldküste und später das heutige Benin; als der Pachtvertrag auslief, waren sie bis 2° südlicher Breite vorgedrungen. In der Zwischenzeit hatte sich der Guineahandel zu einem profitablen Unternehmen entwickelt, was ein Grund dafür war, daß der König nach Ablauf der Vereinbarung mit Gomes die Verantwortung für die weitere Erkundung der afrikanischen Küste an seinen Sohn, den späteren João II. übertrug (Parry 1966: 242). Nach Abschluß des Kriegs mit Spanien (1475–79) und der Thronbesteigung durch João II. 1481 wurden die Entdeckungsreisen fortgesetzt, und 1483 erreichte Diogo Cão die Mündung des Kongo; auf seiner zweiten Reise segelte Cão bis zur Walfischbucht im heutigen Namibia. Dann schließlich, im Jahr 1487, erhielt Bartolomeu Diaz das Kommando jener Expedition, der endlich die Umsegelung des afrikanischen Kontinents gelang.

Aus der zunächst von Prinz Heinrich selbst unaufhörlich angetriebenen Exploration der afrikanischen Küste (ab 1441 durch eine päpstliche Bulle sanktioniert) resultierten nicht nur die ersten kriegerischen Konflikte mit "Eingeborenen" an der Küste des heutigen Mauretanien; die Portugiesen gerieten auch in einen Interessenkonflikt, als sie gewahr wurden, wie weit sich das islamische Einflußgebiet nach Süden erstreckte: sollten sie in erster Line im heiligen Krieg die Ungläubigen bekämpfen (und bekehren), oder wollten sie mit diesen Handel treiben und Profit machen (Russell 2000: 199ff.)? Obwohl sie weiterhin hofften, einen Seeweg in den Indischen Ozean und damit zum Priesterkönig Johannes zu finden, betrieben die Portugiesen doch im folgenden eine durchaus pragmatische Politik den Moslems gegenüber, und über Arguin wurde ab Mitte des 15. Jahrhunderts ein für damalige Verhältnisse florierender Handel abgewickelt. Neben Gold war die wertvollste Ware, die die Portugiesen hier im Tausch gegen vor allem Getreide und Stoffe erwarben, einheimische und schwarze Sklaven, die mit transsaharischen Karawanen aus Guinea herangeschafft wurden.[119] Arguin, das zudem einige kostbare Preziosen wie Straußeneier, Gummi Arabicum und Moschus lieferte, war

---

[117] Bei diesen "Kapitänen" handelte es sich nicht um die professionellen Seeleute, welche die Schiffe führten, sondern um die nominellen Befehlshaber der Expeditionen, in der Regel Edelleute aus dem Gefolge Prinz Heinrichs (vgl. Russell 2000: 110).

[118] Nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen marokkanischen Stadt.

[119] Eine zeitgenössische Quelle beziffert die Anzahl der jährlich von Arguin nach Portugal exportierten Sklaven auf achthundert bis tausend. Unter diesen waren sowohl versklavte Küstenbewohner als auch Schwarze aus Westafrika (vgl. Russell 2001: 211 und 258).

schließlich auch der Standort der ersten portugiesischen Handelsfaktorei und lieferte die Blaupause für weitere derartige Einrichtungen an der afrikanischen Küste und später im Indischen Ozean und in Brasilien (Ibid.: 210f.).

Diese pragmatische Einstellung den Moslems gegenüber sollte allerdings nicht zu sehr verwundern, und vor allem nicht zu dem Fehlschluß führen, hier habe historisch zu ersten Mal der (nüchterne) Kaufmann über den (fanatischen) Krieger triumphiert. Die portugiesische Krone betrieb eine Politik, die gleichzeitig von "merkantilistischen" und "messianischen" Motiven getragen wurde (Subrahmanyam 1993: 45f.); Bereicherung und Bekehrung gingen aber nicht immer reibungslos Hand in Hand, und das zweite Ziel wurde auch nicht durchweg mit letzter Konsequenz betrieben – das Verhältnis von Christentum und Islam war während des gesamten Mittelalters zumindest vielschichtig, teilweise ausgesprochen ambivalent und sogar widersprüchlich. Glaubt man der Rhetorik der *Reconquista*, so handelte es sich bei den Mauren um die Todfeinde der Christenheit; Alfonso VI. von Kastilien und León erließ nach der Eroberung der alten westgotischen Hauptstadt Toledo im Jahr 1085 ein Edikt, in dem diese Haltung beispielhaft zum Ausdruck kommt:

»Infolge des unergründlichen Urteils Gottes befand sich diese Stadt 376 Jahre in den Händen der Mauren, die den Namen des Herren beflecken... Nachdem ich viele Schlachten geschlagen und zahllose Feinde getötet hatte, entriß ich ihnen mit Gottes Hilfe reich bevölkerte Städte und starke Burgen. Von Gottes Gnade geleitet, führte ich meine Armee gegen diese Stadt, wo meine Vorfahren einst in Macht und Reichtum herrschten, und hielt es für angemessen ... das, was diese perfide Rasse unter ihrem gottlosen Anführer Mohammed den Christen genommen hatte, mit Christus als meinem Führer den Anhängern seines Glaubens zurückzugeben« (nach Bartlett 1993: 11).

Diese pathetischen Sätze sollten aber nicht in die Irre führen: die Politik auf der Iberischen Halbinsel wurde in den folgenden 400 Jahren mitnichten ausschließlich vom Gegensatz zwischen Christen und Moslems bestimmt, wie man angesichts derartiger und späterer Stilisierungen vielleicht zu glauben geneigt ist.[120] Ebenso wie König Richard Löwenherz und Sultan Saladin auf Grundlage eines geteilten Kodex "ehrenhaft" miteinander umgingen, trieben während des gesamten Mittelalters Christen mit Muslimen Handel – nicht weil ihre Habgier die Angst oder den Haß übertroffen hätte; die Differenz zwischen den Anhängern von Jesus und Mohammed stellte nur eine von vielen (möglichen) Konfliktlinien dar.[121] Die portugiesische Politik wurde z.B. auch durch die Rivalität mit Kastilien bestimmt; eine Rivalität, die nur zu schnell in offene Feindseligkeit umschlug (vgl. Subrahmanyam 1993: 53f.). Ein Christ konnte bereits damals seinen "Glaubensbruder" ganz offensichtlich mit der gleichen Intensität hassen wie den Un-

[120] Andererseits sind derartige Auslassungen Ausdruck einer durchaus geschichtsbewußten christlichen Identitätspolitik: »Die Kategorie "Lateiner" ... spielte eine Rolle bei der Selbstbeschreibung der Menschen Westeuropas und half offensichtlich, eine Art konzeptioneller Kohäsion in Gruppen von Menschen mit sehr unterschiedlicher Herkunft und Sprache zu schaffen« (Bartlett 1993: 19). Die Differenz zwischen Christen und Heiden entsprach bereits im Denken vieler mittelalterlicher Menschen derjenigen zwischen "Zivilisierten" und "Barbaren". Die Konfession schützte allerdings nicht unbedingt davor, als "Barbar" klassifiziert werden. So bezichtigte der Heilige Bernard im frühen 12. Jahrhundert die Iren als "Christen nur dem Namen nach, tatsächlich Heiden", da sie unter anderem keine korrekten Hochzeitszeremonien (nach dem römisch-katholischen Ritus) und keine durch den Zehnten finanzierte Amtskirche kannten. Die Iren sollte dieses Verdikt teuer zu stehen kommen, ihnen standen Jahrhunderte beizeiten brutaler Fremdherrschaft bevor; Opfer von als Kreuzzüge getarnten Kolonisationsbewegungen wurden auch die Menschen in Okzitanien und Ostelbien.

[121] Einen ausgezeichneten Überblick über das vielschichtige Verhältnis von Christentum und Islam liefert Richard Fletcher (2003). Für die Zeit der Kreuzzüge siehe z.B. Tyerman (2006: 228ff.).

gläubigen. Die unterschiedliche Religionszugehörigkeit diente den katholischen Portugiesen dann allerdings als Legitimation für die Gewalt, mit der sie im Raum des Indischen Ozean vorgingen. Eine zeitgenössische Chronik aus Hadramaut (im heutigen Yemen), die auf die zweite Reise Vasco da Gamas nach Indien in den Jahren 1502–03 bezug nimmt, berichtet: »In diesem Jahr erschienen die Schiffe der Franken auf der Route nach Indien, Hormuz und diesen Regionen. Sie kaperten ungefähr sieben Schiffe, töteten die Menschen an Bord und nahmen einige gefangen. Dies war ihre erste Handlung, möge Gott sie verfluchen« (zit. nach Chaudhuri 1985: 65).

Als Vasco da Gama das Kap der Guten Hoffnung 1498 umrundet hatte und entlang der afrikanischen Küste nach Nordosten steuerte, traf er keineswegs auf eine primitive und "unterentwickelte" Welt, die nur darauf gewartet hatte, daß die Portugiesen endlich den Handel mit dem Westen "öffneten". Auch wenn der Dichter Luis de Camoens (1524–1580) in seinem Versepos *Os Lusíadas* von Meeren schrieb, auf denen nie ein Schiff gesegelt war, traf dies lediglich auf die afrikanische Westküste zu. Im Indischen Ozean hingegen wandelte da Gama auf den Spuren Sindbads des Seefahrers; seine Schiffe segelten von der Küste Moçambiques an in Gewässern, die bereits seit Jahrhunderten von arabischen Händlern befahren wurden.[122]

Der Siegeszug des Islam ab dem 7. Jahrhundert u.Z. hatte zu einer erheblichen Ausweitung des Fernhandels im Bereich des Indischen Ozean geführt. Nicht nur waren in den neuen Metropolen wie Damaskus, Bagdad, Kairo und Córdoba Märkte für Luxusgüter entstanden, die neuen Herrscher konnten auch so etwas wie einen "Handelsfrieden" stiften, mithin einen relativ gefahrlosen Gütertransport und Rechtssicherheit innerhalb der islamischen Einflußsphäre gewährleisten, was entscheidend zum Aufschwung von Handel und Handwerk beitrug (Ibid.: 36). Die Landrouten, auf denen sich die Händler bewegten, waren allerdings uralt und mindestens seit hellenistischer Zeit bekannt; sie wurden in den Jahren nach Mohammeds Tod (der selbst Händler war) nicht etwa neu erschlossen, sondern lediglich belebt: Auf der Seidenstraße transportierten Karawanen bereits zur Zeit der römischen Republik, also noch vor unserer Zeitrechnung, über einen schier endlosen Landweg kostbare Stoffe aus dem "Reich der Mitte" an die östlichen Ränder des Mittelmeers, von wo sie in die "Ewige Stadt" gelangten. Der Indische Ozean hingegen war das Reich Sindbads des Seefahrers, der gleichfalls Erbe einer langen maritimen Tradition war, die ihm und seinesgleichen den Weg bis nach China wies: »Dies ist der Tigris«, soll al-Mansur, der zweite Abbasiden–Kalif anläßlich der Gründung Bagdads im Jahr 762 ausgerufen haben, »es gibt kein Hindernis zwischen uns und China, was immer auf dem Meer ist, kann zu uns kommen« (nach ibid.: 47).[123]

K.N. Chaudhuri zufolge segelten vom siebten bis zum zehnten Jahrhundert arabische und persische Schiffe vom Roten Meer und dem Persischen Golf den ganzen Weg bis nach China (Ibid.: 49f.); mit Zwischenstationen in all jenen Häfen, in denen die

---

[122] Zur langen Tradition und technologischen Entwicklung von Seefahrt und Schiffbau im Indischen Ozean siehe Chaudhuri (1988, Kapitel 6 und 7) sowie McPherson (1993, Kapitel 1) und Pearson (2003), während Ptak (2007) die Geschichte des überseeischen Handels von und nach China bis zur Ankunft der Europäer rekonstruiert.

[123] Kenneth McPherson beschreibt ausführlich die Entwicklung des maritimen Handels im Bereich des Indischen Ozean im Anschluß an die Eroberung Ägyptens und Mesopotamiens durch die Araber (1993: Kap. 2). Er weist allerdings darauf hin, daß die durchaus beeindruckende Geschichte des Überseehandels nicht darüber hinwegtäuschen sollte, daß der größte Teil des maritimen Handels über kurze Distanzen entlang der Küsten abgewickelt wurde (Ibid.: 79f.). Zum Volumen des Handels vor Ankunft der Portugiesen siehe auch Subrahmanyam (1993: 11—19) und Wink (1988).

Händler an Bord sich gute Geschäfte erhofften. Diese Reise ging von Aden, Basra oder Siraf nach Sind und Gujarat, von dort entlang der Malabar- und Koromandelküste bis Orissa und Bengalen, Pegu und Siam, über Malakka nach Srivijaya und schließlich durch das südchinesische Meer nach Guangzhou (Kanton).[124] Von Westen nach Osten wurden Duftstoffe (z.B. Weihrauch), Vollblutpferde, Elfenbein (das von der afrikanischen Ostküste stammte), Baumwollstoffe und Metallwaren transportiert, um im Gegenzug die "vier großen Produkte" der asiatischen Zivilisation, d.h. Seide, Porzellan, Sandelholz und schwarzen Pfeffer zurück nach dem Westen zu transportieren (Ibid.: 37ff.). Diese hochwertigen Luxusgüter wurden durch geringwertigere Waren (sog. "Massengüter") wie Datteln, Zucker und Bauholz ergänzt (auch das chinesische Porzellan fiel in diese Kategorie, wenn es sich bei den Stücken um alltägliche Gebrauchsgüter handelte), die sowohl als Ballast für die Schiffe fungierten als auch das finanzielle Risiko der Reise reduzieren sollten (Ibid.: 53).[125]

Es war eine lange und gefahrvolle Reise, die Aufgrund der Windverhältnisse im Indischen Ozean mehrere Jahre dauerte – und nicht selten im Schiffbruch endete, weil die für die arabischen Gewässer gebauten Dhaus den Stürmen im Südchinesischen Meer kaum gewachsen waren. Zu den Naturgewalten kam die Bedrohung durch Piraten, die in der Sunda-Straße oder vor der Küste Malayas lauerten. Dennoch segelte offenbar eine große Zahl von Fremden aus dem Westen in das China der T'ang-Dynastie, um dort Handel zu treiben. Als der Bandit und Rebellenführer Huang Ch'ao 878 Guangzhou eroberte, soll er einer arabischen Quelle zufolge 120.000 Moslems, Christen, Juden und dem "alten Glauben" anhängende Iraner umgebracht haben.[126] Man mag diese von dem zeitgenössischen Historiker Abu–Zayd von Siraf angegebene Zahl getrost anzweifeln, die Tatsache, daß bis zum 10. Jahrhundert arabische Dhaus in größerer Zahl im Südchinesischen Meer segelten, ist beeindruckend genug; ebenso wie die multiethnische Zusammensetzung der Kaufleute von Guangzhou, die aus dem Bericht deutlich wird.

Die Fahrten nach China mögen zwar den Stoff für Legenden abgegeben haben (ähnlich wie die Reisen entlang der afrikanischen Küste bis auf die Höhe des südlichen Moçambique), ab dem 10. Jahrhundert etablierte sich jedoch ein anderes Muster des Überseeehandels. Um 916 fuhren arabische Schiffe zunächst nur noch bis Kalah Bar im Malayischen Archipel, wo sie sich mit chinesischen Dschunken trafen, um Handel zu treiben, einer der Gründe hierfür könnte Chaudhuri zufolge das erwähnte Massaker von Guangzhou gewesen sein, allerdings scheinen sich auch die Chinesen zu dieser Zeit stärker im Überseehandel engagiert zu haben (Ibid.: 51).[127] Die Route nach China zerfiel später in drei Segmente: das erste reichte vom Roten Meer und Persischen Golf bis zur indischen Westküste; die zweite von der indischen Westküste bis zur Straße von Malakka, die dritte von Malakka bis Südchina (Ibid.: 39ff.). Mit dieser Segmentierung

---

[124] Die arabischen Seeleute waren durchaus fähig, auf dem offenen Meer nach den Sternen zu navigieren, sie mußten also nicht alle der genannten Stationen besuchen, sondern konnten z.B. direkt von Aden nach der Koromandelküste segeln (Ibid.: 50).

[125] Ein Überblick über die Fernhandelsbeziehungen um 1000 u.Z. findet sich in Anhang B.

[126] 758 hingegen hatten Araber und Perser Guangzhou überfallen (Ibid).

[127] Die Herausbildung von drei getrennten Handelssphären im Indischen Ozean wurde Findlay und O'Rourke zufolge durch die maritimen Aktivitäten chinesischer Händler zur Zeit der Song-Dynastie (960 bis 1279) zumindest mitverursacht. In dem Maße, wie die Chinesen über seetüchtige Dschunken verfügten, welche die Häfen insbesondere des Indonesischen Archipels anliefen, mußten die arabischen, persischen und indischen Seefahrer nicht länger den gesamten Weg bis Guangzhou zurücklegen, sondern konnten an Stapelplätzen wie Malakka Seidenstoffe und Porzellan erwerben (2007: 63; vgl. auch Ptak 2007: 148–164).

des Überseehandels einher ging der Aufstieg wichtiger Umschlaghäfen, welche den Seefahrer-Händlern, deren Reisezeiten durch die jahreszeitlich wechselnden Windverhältnisse bestimmt wurden, sowohl einen Absatzmarkt für die mitgebrachten Güter als auch eine Vielzahl von Waren für die Rückreise bereitstellten.[128]

Die lusitanischen Abenteurer waren zumindest in den Grundzügen über die Verhältnisse im Osten informiert, sie hatten keineswegs vor, neue Austauschmuster zu schaffen, sondern wollten vielmehr die vorhandenen Strukturen unter ihre Kontrolle bringen und die Warenflüsse zu ihrem Vorteil umleiten. Zwar mußte König Manuel II. zunächst interne Widerstände überwinden,[129] bevor da Gamas Expedition auf den Weg gebracht werden konnte, aber die Strategie, welche dieser im Indischen Ozean zu verfolgen gedachte, war – jenseits der von Prinz Heinrich übernommenen überspannten Kreuzzugsphantasien – durchaus schlüssig und wirkt in ihrer globalen Ausrichtung und der Verbindung von militärischem und ökonomischem Kalkül nachgerade "modern": Im Indischen Ozean wurde nicht nur nach (christlichen) Verbündeten gegen "den Islam" gesucht, vor allem sollte der Warenverkehr zwischen den Gewürzquellen im Osten und dem östlichen Mittelmeer unterbrochen werden, um die von diesem Handel profitierenden muslimischen Herrscher ökonomisch zu schwächen und Portugal im Gegenzug zu stärken (vgl. Subrahmanyam 1997: 57).[130] Die Portugiesen waren mithin von Anfang an gewillt, im Zweifelsfall Gewalt einzusetzen, um ihre Ziele zu erreichen. Dies wurde bereits im Zuge der zweiten, von Pedro Álvares Cabral angeführten portugiesischen Indienexpedition deutlich. Als die Schiffe Mitte September 1500 vor Calicut eintrafen, schienen die Beziehungen zu den Einheimischen sich zunächst gut zu entwickeln. Vasco da Gama hatte auf seiner ersten Reise vor Ort nur »unter großen Schwierigkeiten und mit großer Hartnäckigkeit« eine kleine Menge Pfeffer und Zimt erwerben können, da die von ihm mitgeführten Handelwaren in Indien praktisch keinen Wert besaßen und der lokale Herrscher nicht gewillt war, die ansässigen (muslimischen) Kaufleute durch eine Bevorzugung der Europäer zu verärgern (Parry 1966: 256f.). Mittlerweile war aber ein neuer *Samudri Raja*[131] in Calicut an die Macht gelangt; dieser hatte durchaus Interesse an Handelsbeziehungen mit den Portugiesen, und bot ihnen seine Unterstützung bei der Beschaffung von Gewürzen an. Die Portugiesen errichteten daraufhin an Land eine

---

[128] Es wäre allerdings verfehlt, aus dem Vorstehenden ableiten zu wollen, islamische Kaufleute hätten den Handel im Indischen Ozean quasi-monopolisiert. Eine solche Sichtweise wäre unangemessen, da sie erstens "den Islam" als politische und kulturelle Einheit darstellt, der er nicht war – arabische und persische Händler unterschieden sich ebenso wie Portugiesen und Venezianer –, und zweitens die Aktivitäten der jüdischen, indischen, chinesischen und indonesischen Händler unterschlägt, die ebenfalls den Ozean bereisten, auch wenn sie vielleicht nicht derart riesige Distanzen überbrückten wie Araber und Perser vor dem 10. Jahrhundert (vgl. auch Subrahmanyam 1997: 95f).

[129] Insbesondere wurde im Kronrat die Befürchtung geäußert, daß die "Eroberung Indiens" die Kräfte Portugals übersteigen würde. Die Kritiker verkannten Subrahmanyam zufolge aber die Reichweite von Manuels Plänen (1997: 52ff.). »Bis zum Jahr 1516-17, als die Osmanen Ägypten eroberten, verfolgt Dom Manuel den Plan, einen Angriff von zwei Seiten gegen das Mamelucken-Sultanat zu führen, welches Autoren wie Duarte Galvão mit dem biblischen Babylon identifizierten. Dies implizierte einerseits erneut eine bedeutende Offensive an der nordafrikanischen Front zu starten, was ein erhebliches Maß der verfügbaren Ressourcen binden würde. Andererseits war die asiatische Strategie eine Verbindung aus militärischen und kommerziellen Elementen, eine Blockade würde die Wirtschaft Ägyptens und Venedigs beschädigen, und gleichzeitig die Zolleinnahmen der Sultane aus dem Gewürzhandel drastisch reduzieren« (Ibid.: 57).

[130] Diese Strategie bedingte allerdings einen strikten "Zentralismus", d.h. ein Handelsmonopol der portugiesischen Krone, was in der Folge zu Konflikten zwischen König und Adel führte.

[131] Eine portugiesische Verballhornung des indischen "*Zamudr Raj",* was soviel bedeutet wie "*Herr des Ozeans*".

"Faktorei" (d.h. eine Handelsstation) und begannen Waren zu tauschen. Zwischenzeitlich wurden sie vom *Samudri* als Piraten engagiert, dieser bat Cabral, ein Schiff zu kapern, welches auf dem Weg nach Cambay in Gujarat war. Cabral kam dieser Bitte bereitwillig nach und händigte dem Herrscher das Schiff aus.

Dann aber begannen sich die Beziehungen dramatisch zu verschlechtern. Auslöser war die Kaperung eines im Eigentum muslimischer Kaufleute befindlichen Schiffs, das Calicut mit dem Ziel Jiddah verlassen hatte. Die Portugiesen betrachteten dies als Verletzung der Übereinkunft mit dem *Raja,* welche ihnen ihrer Ansicht nach das Monopol im Gewürzhandel einräumte. Daraufhin überfiel eine Gruppe muslimischer Händler die portugiesische Faktorei; im diesem Gefecht verloren die Portugiesen 54 Mann (nach zeitgenössischen Angaben) und Handelsgüter von erheblichem Wert. Als innerhalb eines Tages keine Nachricht des *Samudri* eintraf, ließ Cabral zehn (oder fünfzehn, die Quellen widersprechen sich) Schiffe im Hafen kapern, und die Stadt beschießen, was zu einem vielfachen der Verluste führte, welche die Portugiesen zuvor erlitten hatten. Die Flotte fuhr anschließend nach Cochin, einem mit Calicut rivalisierenden Handelsplatz, und Cabral errichtete dort eine permanente Niederlassung. In den folgenden Jahren dauerte der Konflikt mit Calicut an. Die Portugiesen versuchten derweil, Absatzmärkte für ihre in Indien nicht sonderlich begehrten Güter zu finden, die offen betriebene Piraterie dürfte dazu beigetragen haben, diesen Mangel zumindest teilweise wettzumachen (in welchem Maß erschließt sich aus der Literatur allerdings nicht).

Vasco da Gama kehrte 1502 in den Indischen Ozean zurück, wo er zunächst dem Herrscher des an der afrikanischen Ostküste (im Süden des heutigen Tansania) gelegenen Kilwa Tributzahlungen abpreßte. Er lauerte anschließend vor der indischen Westküste dem Schiffsverkehr zwischen der Malabarküste und dem Roten Meer auf, um den Handel zu blockieren. Die Aktion war insgesamt offenbar ein Fehlschlag, die Plünderung und Versenkung eines Pilgerschiffs, der *Mîrî*, übertraf aber das bis dahin übliche Ausmaß der Gewalt noch um ein Vielfaches. Ein Teilnehmer an da Gamas Expedition beschrieb den Vorfall mit lakonischen Worten: »Zur gleichen Zeit nahmen wir ein Schiff aus Mekka, auf dem sich dreihundertachtzig Männer und viele Frauen und Kinder befanden. Und wir nahmen ihnen zwölftausend Dukaten und noch einmal zehntausend in Gütern und wir verbrannten das Schiff und all diese Menschen ... « (zit. nach Subrahmanyam 1998: 206f.). Die Kinder allerdings wurden offenbar geraubt und zwangsweise getauft.[132]

Da Gamas Aktion sollte nur ein Vorspiel sein zu dem ab 1509 von Generalgouverneur Affonso d'Albuquerque systematisch betriebenen Versuch, den gesamten Seehandel im Raum des Indischen Ozean unter Kontrolle der Portugiesen zu bringen und ein maritimes Imperium zu errichten, das Vizekönigreich Indien, den *Estado da Índia*. »Nichts könnte wichtiger für uns sein als eine Festung am Eingang des Roten Meeres ... zu besitzen«, hatte König Manuel geschrieben, denn »wenn Portugal hier die Handelswege sperren könnte, wäre niemand mehr imstande, Gewürze nach Ägypten zu trans-

[132] Da Gama stellte diese Greueltat als Vergeltung für die Ermordung der Portugiesen in Calicut dar, es hätte sich allerdings um eine nochmalige Rache gehandelt, denn schließlich hatte bereits Cabrals Beschießung der Stadt erhebliche Opfer gefordert. Diese Gewalttat trug mit dazu bei, daß da Gama beim König in Ungnade fiel. Nicht daß dieser militärische Gewalt mißbilligt hätte, aber da Gamas Gewaltakt hatte ihn seinem Ziel, den Handel zwischen Indien und dem nahen Osten dauerhaft zu unterbinden, keinen Schritt näher gebracht. Zudem scheint da Gama eine den Interessen der Krone zuwiderlaufende Politik vertreten zu haben. Während der König ein Interesse daran haben mußte, den Gewürzhandel für sich zu monopolisieren, um die Erträge zu maximieren, wollte eine Reihe portugiesischer Adliger ebenfalls Profite im Indienhandel machen und diesen auf eigene Rechnung betreiben (vgl. z.B. ibid.: 268).

portieren, und jeder in Indien würde der Illusion beraubt, mit irgendwem anderen als uns Handel zu treiben« (zit. nach ibid.: 68).[133] Eben dieses Unterfangen, die Eroberung Adens, war das einzige Vorhaben, bei dem die portugiesischen Streitkräfte scheiterten. Aber auch wenn Stadt an der Südküste des heutigen Yemen ihnen verschlossen blieb und sie die Belagerung abbrechen mußten, erzielten die Portugiesen dennoch innerhalb kürzester Zeit unter der Führung von d'Albuquerque erstaunliche Triumphe. Dieser ließ befestigte Stützpunkte anlegen und entsandte Blockadegeschwader, welche den Bab el Mandab und die Straße von Hormuz sperrten, die Ausgänge des Roten Meers und des Persichen Golfs, später besetzten seine Truppen Malakka an der gleichnamigen Meeresstraße. Im Jahr 1513 schließlich erreichten portugiesische Schiffe sowohl Guangzhou (Kanton) in China als auch die als "Gewürzinseln" bakannt gewordenen Molukken, von denen die in Europa so begehrten Gewürznelken und Muskatnüsse stammten.

Goa wurde zur Hauptstadt des *Estado da Índia* erkoren, dessen Herrscher der König in Lissabon für eine jeweils begrenzte Amtsperiode ernannte. In der indischen Hafenstadt unterstützte eine Reihe von Ratgebern den Vizekönig, zu ihnen zählte der Verwalter der Finanzen (zu dessen Aufgaben auch die Abwicklung des Gewürzhandels gehörte), der Erzbischof von Goa und die führenden örtlichen Adligen. Die anderen Niederlassungen und Stützpunkte im Indischen Ozean unterstanden Goa, von Sofala und Moçambique an der afrikanischen Küste über Muskat und Hormuz am Persischen Golf, Diu und Cambay in Gujarat, Mangalore und Cochin an der Malabarküste, Colombo auf Ceylon, Meliapur an der Koromandelküste, Hugli in Bengalen, Malakka an der Küste Malayas, bis zu Macao, Nagasaki und den Molukken – jenen "Gewürzinseln", deren Produkte das primäre Ziel der Begierde darstellten. Zusätzlich wurden Aceh (auf Sumatra), Aden, Mombasa und Sansibar von jährlichen Patrouillen besucht, die Teil der stehenden Kriegsflotte waren, welche die Portugiesen im Osten unterhielten und deren Aufgabe nicht zuletzt darin bestand Handelsblockaden durchzuführen. Die einzelnen Orte, die der Herrschaft des Vizekönigs unterstanden, hatten unterschiedliche Funktionen: Hormuz und Malakka waren primär von strategischer Bedeutung; auch wenn die Portugiesen in diesen Hafenstädten in zunehmendem Maß auch Handel trieben, dienten die dortigen Festungen insbesondere dazu, Handelsrouten zu überwachen und Schutzzölle zu erheben. Macao, Nagasaki und den Gewürzinseln kam hingegen primär eine ökonomische Rolle zu, als Quelle von Seidenstoffen, Porzellan, Silber, Muskatnüssen und Gewürznelken.

Der Aufbau dieses Systems von Faktoreien und Festungen befähigte die Portugiesen, sowohl die örtliche Schiffahrt zu brandschatzen als auch den Gewürzhandel von der Quelle aus zu kontrollieren. Die »Plünderungen arabischer Gewürzschiffladungen trieben die Preise hoch, die die Venezianer in Alexandria bezahlen mußten; und einige Jahre lang blieb der Transport von Gewürzen, die für Europa bestimmt waren … beinahe ausschließlich portugiesischen Fahrzeugen vorbehalten« (Parry 1966: 263). Es wäre jedoch weit übertrieben, von einem portugiesischen Monopol zu sprechen, und sei es nur bezüglich des europäischen Handels mit dem Osten. Die Portugiesen, so Parry

»beherrschten wohl die Seeroute von Europa nach Indien, weil sie ein Jahrhundert lang keine Konkurrenten hatten; aber in asiatischen Gewässern gaben sie sich bald mit der Stellung einer Gruppe von Händlern unter vielen zufrieden. Sie beraubten in Kriegszeiten moslemische Schiffe und forderten in Friedenszeiten ... von Hormus und Malakka aus irgendwelche unberechenbaren

[133] Diese Strategie wurde durch Operationen an der afrikanischen Ostküste flankiert, um dort sichere Häfen für die Anreise und Rückreise nach und von der Malabarküste zu finden.

Abgaben; aber die arabische Schiffahrt durchquerte weiterhin den Indischen Ozean, die chinesischen und malaiischen Schiffe fuhren weiterhin regelmäßig durch das Südchinesische Meer und die Javasee« (Parry 1966: 340).

Zudem fehlte es den Portugiesen an Edelmetallen und Handelsgütern, mit denen sie den Import von Pfeffer aus Indien, Zimt aus Ceylon, Muskatnuß und Nelken von den Gewürzinseln und Seide aus China hätten finanzieren können. Als Da Gama auf seiner ersten Reise dem Herrscher von Calicut seine armseligen Geschenke überreichen wollte, wurde ihm bedeutet, daß diese nicht angemessen seien, und »der ärmste Kaufmann aus Mekka« mehr anzubieten hätte. Die Inder wollten von den Portugiesen Gold – das wiederum in den Hafenstädten Ostafrikas reichlich verfügbar war. Dort allerdings bestand zwar nur eine geringe Nachfrage nach Pfeffer und Gewürzen, aber Textilien aus Gujarat waren an den Küsten des heutigen Kenia, Tansania und Moçambique begehrt (Subrahmanyam 1993: 61). Also investierten die Portugiesen in indische Baumwollstoffe, die sie in Afrika gegen Gold und Elfenbein eintauschten; für die afrikanischen Produkte erhielten sie in Indien Pfeffer, Zimt, Sandelholz und weitere Stoffballen, ersteres wurde nach Lissabon verschifft, letztere wiederum nach Ostafrika expediert.

| | 1505 | 1518 |
|---|---|---|
| Pfeffer | 1.074,0t | 2.129,0t |
| Ingwer | 28,4t | – |
| Zimt | 8,8t | 1,3t |
| Gewürznelken | 7,1t | 5,6t |
| Indigo | 1,3t | – |
| Muskatblüten | – | 1,0t |
| Myrrhe | ,5t | ,7t |
| Lackwaren | ,4t | 66,4t |
| Sandelholz | – | 28,0t |
| Kassia ("chines. Zimt") | – | 2,4t |
| Weihrauch | – | 2,6t |
| Seide | – | 2,7t |
| Brasilholz | – | 1,0t |
| Kardamom | ,2t | – |
| Sonstige Waren | 1,0t | 1,5t |
| Summe | 1.222,0t | 2.242,1t |

Tabelle 3: Fracht aus dem Indischen Ozean nach Lissabon (nach Subrahmanyam 1993: 63).

Um das notwendige Kapital zu Finanzierung der Gewürzexporte nach Europa aufzubringen, bauten die Portugiesen ein ganzes Netzwerk derartiger lokaler Handelsbeziehungen auf, aus denen sie als Zwischenhändler Profit zogen. Im Rahmen dieses "Landhandels" setzten sie indische Baumwollstoffe z.B. auch in Indonesien ab – im Austausch gegen Gewürze. Die wahrscheinlich bedeutendste Aktivität war aber der Transport von chinesischen Seidenstoffen und Porzellan nach Japan, wo diese Waren gegen Silber gehandelt wurden, mit welchem die Portugiesen in China wiederum neue Handelsgüter, aber auch Gold erwarben. Dieser Austausch von chinesischer Seide gegen japanisches Silber generierte große Überschüsse an Edelmetall (vgl. Howe 1996: 11–22). Als die Portugiesen sich ab den 1540er Jahren in den sino-japanischen Handel einschalteten, nahmen die japanischen Silberausfuhren deutlich zu; ein von W.S. Atwell zitierter

japanischer Historiker vermutet, daß nach Errichtung des Tokugawa-Shogunats 1603 jährlich zwischen 150 und 187 Tonnen Silber auf japanischen, chinesischen, portugiesischen und schließlich auch niederländischen Schiffen von Japan nach China exportiert wurden,[134] dazu kamen noch jene Mengen, die über den Pazifik nach Manila verschifft worden waren und von dort aus zum größten Teil ihren Weg ins "Reich der Mitte" fanden.[135] W.S. Atwell zufolge bewegte sich diese Menge üblicherweise zwischen 58 bis 86 Tonnen, in einzelnen Jahren transportierten die Manila-Galeonen allerdings ungleich mehr, so wurden 1597 345 Tonnen mexikanischen Silbers über den Pazifik transportiert (Atwell 1982: 71ff.). Der innerasiatische Handel war schließlich insgesamt weit umfangreicher als der mit seiner Hilfe finanzierte Gewürzhandel mit Europa.[136] Eine weitere Einnahmequelle des *Estado da Índia* bestand im Verkauf von "Schutzbriefen". Kaufleute, die keinen Wegzoll an die Portugiesen entrichtet hatten, gingen ein hohes Risiko ein, daß ihre Schiffe von einer der portugiesischen Patrouillen aufgebracht wurden, die vor den Handelsplätzen und auf den Seerouten kreuzten. Die den indischen, arabischen und persischen Händlern abgepreßten Summen waren derart erheblich, daß die Portugiesen im Indischen Ozean rückblickend beizeiten primär als "Steuersammler" erscheinen. Eine solche Lesart ist aber Chaudhuri zufolge angesichts der enormen Einnahmen, die durch den "Landhandel" erzielt wurden, zu einseitig (Chaudhuri 1985: 66, 73; vgl. auch Subrahmanyam 1993: 104f.).

Aufgrund der hohen Profitabilität des Silberhandels verlagerte sich der Schwerpunkt der Aktivitäten des *Estado da Índia* in die Gewässer östlich von Malakka, was Chaudhuri zufolge zum Niedergang des Quasi–Monopols im Gewürzhandel beitrug. Dieses war zwar – wie gesehen – mit erheblichem Aufwand errichtet worden, konnte aber nur bis Mitte des 16. Jahrhundert aufrechterhalten werden.[137] Nach 1560 erholte sich der Warenverkehr über den Persischen Golf und das Rote Meer; weil die portugiesischen Ressourcen nicht ausreichten, den gesamten Raum des Indischen Ozean langfristig unter Kontrolle zu halten und gleichzeitig ein Handelsnetzwerk im pazifischen Raum aufzubauen, wurden erneut in Alexandria und an der Levanteküste Gewürze in substantieller Menge umgeschlagen (vgl. Chaudhuri 1985: 157).[138]

---

[134] Trotz der gerade erwähnten wiederholten Versuche der Ming-Kaiser, den Handel mit dem Inselreich zu unterbinden, stammte W.S. Atwell zufolge nichtsdestotrotz zwischen 1530 und mindestens 1570 der Großteil der Silberimporte nach China aus Japan, wo während des 16. Jahrhundert umfangreiche Vorkommen des Edelmetalls entdeckt worden waren (Atwell 1982: 68f.). Atwell zufolge trug ein Rückgang der Silberimporte in den späten 1630er und frühen 1640er Jahren mit zum Niedergang der Ming-Dynastie bei; in welchem Ausmaß, bleibt allerdings umklar (vgl. Atwell 2005).

[135] Daß die Portugiesen, die anfänglich von den chinesischen Autoritäten als Seeräuber und Kannibalen denunziert worden waren (ersteres teilweise zu Recht, sie operierten Anfangs offenbar tatsächlich im Kielwasser japanischer Piraten; vgl. Subrahmanyam 1993: 101–105), sich in den 1550er Jahren den Löwenanteil des sino-japanischen Handels sichern konnten, wurde durch ein Embargo begünstigt, welches der Ming-Kaiser 1547 nach einer Reihe von Piratenangriffen gegen japanische Schiffe verhängt hatte (Chinesen durften sich gleichfalls nicht im Überseehandel engagieren); wenig später legalisierte Peking die Anwesenheit der Portugiesen in Macao (Chaudhuri 1985: 77f.). Als dann die Niederländer im pazifischen Raum erschienen, wurden die Portugiesen 1639 aus Japan vertrieben.

[136] Eine ausführliche Darstellung der Strukturen des "Landhandels" im Bereich des Indischen Ozean und Südchinesischen Meers liefert Holden Furber (1976: Kap. 6).

[137] Die von den Portugiesen über die Seewege ausgeübte Kontrolle war ohnehin niemals vollständig; dies galt insbesondere für den indonesischen Archipel, wo der Sultan von Johore (in Malaya) und der König von Aceh (auf Sumatra) sich als hartnäckige Gegner erwiesen. Aceh blieb während des gesamten 16. Jahrhunderts eine ernstzunehmende Seemacht, zumal es Unterstützung vom Sultan des osmanischen Reichs erfuhr, der unter anderem Belagerungsgeschütze nach Sumatra liefern ließ.

[138] Der von der 1581 gegründeten *Levant-Company* organisierte englische Handel mit den Häfen des östli-

Der Aufbau des *Estado da Índia* an den Gestaden eines Tausende Meilen von der Heimat entfernten Ozeans war für ein kleines Land wie Portugal nichtsdestotrotz eine beeindruckende Leistung.[139] In der Anfangsphase der Expansion war die militärische Überlegenheit zur See eine entscheidender Faktor, welcher den Erfolg der Lusitanier begünstigte. Im Indischen Ozean war man mit der von den Europäern praktizierten systematischen maritimen Kriegführung nicht vertraut, zudem waren die portugiesischen Schiffe denen ihrer Kontrahenten überlegen.[140] Dieser technologische Vorsprung war aber nur ein relativer, in Indien und dem Mittleren Osten mangelte es weder an Werften, geeignetem Holz, geübten Schiffbauern, noch an Bedienungsmannschaften für Geschütze und auch nicht an Waffenhändlern, welche letztere lieferten. Die ansässigen Kaufleute und Herrscher hätten ihre Schiffe mithin relativ schnell auf den technischen Standard der Europäer bringen können (Ibid.). Die Fähigkeit der Portugiesen, ihr östliches "Imperium" zu konsolidieren und danach ein Jahrhundert lang zu behaupten, lag nach Einschätzung Chaudhuris denn auch letztlich weniger an der technologischen Überlegenheit der Europäer, sondern resultierte vielmehr daraus, daß die lokalen Herrscher und Kaufleute kein Interesse an einer erbitterten militärischen Auseinandersetzung hatten, zumal die Warenströme nach den Verwerfungen zu Beginn des 16. Jahrhunderts schnell wieder flossen. Letztlich erschien demnach den einheimischen Händlern und Fürsten die Zahlung der Schutzzölle im Vergleich zu einem anhaltenden Handelskrieg als kleineres Übel. Ebensowenig, wie das portugiesische Kernland durch die Landmächte des Nahen und Mittleren Osten angegriffen werden konnte, stellten die Portugiesen eine substantielle Bedrohung für irgendeine dieser Territorialmächte dar.

Nicht alle Herrscher in der Region nahmen allerdings den Versuch der Portugiesen, den Gewürzhandel im Indischen Ozean zu kontrollieren und die Lieferungen nach Europa zu monopolisieren, einfach passiv hin. Araber und Venezianer waren gleichermaßen durch die Anwesenheit portugiesischer Karacken vor der Malabarküste alarmiert. So notierte ein venezianischer Chronist 1501: »Am neunten dieses Monats trafen Briefe aus Lissabon vom ersten August ein. Und durch Briefe aus Genua und Lyon ... ist bekannt, daß Karavellen, die Gewürze geladen haben sollen, in Portugal sind. Drei der genannten Karavellen kamen aus Calicut [...] Dies wurde als sehr schlechte Nachricht für die Stadt Venedig betrachtet« (zit. nach ibid.: 64). 1504 reiste ein Gesandter aus Venedig zum Sultan nach Kairo um diesem mitzuteilen, die Venezianer seien eingeladen worden, nach Lissabon zu kommen um dort Gewürze zu kaufen; die *Signora* (die Regierung der Republik) wünsche aber nicht, ihre alten Märkte und Alliierten aufzugeben. Der Sultan sollte angemessen gegen die Portugiesen im Indischen Ozean vorgehen, damit der Gewürzhandel wieder die angestammten Wege nimmt. Zu diesem Zeitpunkt war aber die Situation bereits der Kontrolle der Mamelucken entglitten, und die Gewürzpreise in Alexandria erreichten astronomische Höhen (Ibid.: 67). Der Sultan in Kairo rüstete zwar noch eine Flotte aus, die die Portugiesen 1508 in Gujarat zu überraschen vermochte, im folgenden Jahr aber schlug Francisco de Almeida die vereinigten Flotten aus Ägypten und Gujarat vor Diu vernichtend.

---

chen Mittelmeers war schließlich so bedeutsam (Ibid.: 81), daß die Admiralität in London im 17. und 18. Jahrhundert Linienschiffs-Geschwader in das Mittelmeer entsandte, um der Bedrohung durch feindliche Kaperschiffe und die notorischen Piraten von der "Barbarenküste" zu begegnen (vgl. Rodger 2004: 20ff.).

[139] Sanjay Subrahmanyam (1993) gibt einen sehr detaillierten Überblick über die Geschichte und Strukturen des *Estado da Índia.*

[140] Sie waren gebaut, um dem rauhen Wetter des Nordatlantik zu widerstehen, was sie befähigte, schwere Geschütze zu tragen.

Die Mamelucken wurden danach nie wieder im großen Stil im Indischen Ozean aktiv, bereits 1516/17 eroberten osmanische Armeen Syrien und Ägypten. Es sollten mehr als zwei Jahrzehnte vergehen, bis das osmanische Reich, das sich zu diesem Zeitpunkt auf dem Höhepunkt seiner Macht befand, im Indischen Ozean gegen die Portugiesen vorging. Nachdem diese aber zunehmend Gewalt gegen muslimische Händler ausübten um das Gewürzmonopol durchzusetzen, fühlte der Sultan in Konstantinopel sich genötigt, seiner Rolle als (selbsternannter) Verteidiger der Gläubigen gerecht zu werden. Im Juni 1538 stach in Suez eine mit 20.000 Soldaten und schwerer Artillerie beladene Flotte von ca. 80 Schiffen in See. Ziel des größten maritimen Unternehmens welches die Osmanen jemals außerhalb des Mittelmeers durchführten war Diu in Gujarat, eine der wichtigsten Festungen des *Estado da Índia*. Zwar gelang es, auf dem Weg nach Indien Aden dauerhaft zu besetzen, vor Diu aber scheiterte die unter dem Kommando des Gouverneurs von Ägypten stehende Streitmacht (Casale 2010: 59-64) – Peter Feldbauer zufolge nicht zuletzt auch, weil die Einheimischen »eine osmanische Herrschaft möglicherweise mehr fürchteten als die Präsenz der Portugiesen« (Feldbauer 2005: 79). [141]

Die nächste großangelegte maritime Operation der Osmanen im Bereich des Indischen Ozean fand erst 14 Jahre später statt, als der berühmte Admiral Piri Reis nach erfolgreicher Plünderung von Muskat (Oman) versuchte den Portugiesen Hormuz zu entreißen, aber ebenfalls scheiterte. Eine aus 24 Galeeren und vier Transportschiffen bestehende Flotte verließ Suez im April 1552. Im Juli erreichte die von Piri Reis' Sohn Mehmet kommandierte Vorhut Muskat, die Stadt fiel noch vor Eintreffen des Admirals nach einer achtzehn Tage dauernden Belagerung. 128 Portugiesen wurden gefangen genommen, die Stadt geplündert und die Befestigungen zerstört. Nachdem wenige Tage später auch das Gros der Flotte vor der Küste des Oman vor Anker gegangen war, brach die vereinigte Streitmacht nach Hormuz auf. Die Portugiesen hatten ihre dortige Garnison aber bereits verstärkt, und zudem erwiesen sich Piri Reis' Geschütze als wirkungslos angesichts der mächtigen Festungsmauern, so daß den türkischen Truppen nichts blieb, als sich zurückzuziehen (Casale 2010: 96ff.).

Es vergingen wiederum 36 Jahre, bis die Türken einen erneuten Versuch unternahmen, die Infrastruktur des *Estado da Índia* zu zerschlagen. Dieses Mal zielte das Unternehmen darauf ab, die von Portugal kontrollierten ostafrikanischen Häfen zu erobern und damit den Seeweg von Europa nach Indien zu sperren. Im Herbst 1588 verließ Mir Ali Beg seine Basis in Mocha am Ausgang des Roten Meeres und segelte nach der Suaheli-Küste mit dem Ziel, die Portugiesen von der gesamten afrikanischen Ostküste bis herunter nach Mocambique zu vertreiben und alle dort ansässigen Moslems unter den Schutz des Sultans in Konstantinopel zu stellen.[142] Die türkische Flotte bestand zwar lediglich aus fünf relativ kleinen Galeeren und kaum mehr als dreihundert Soldaten, verfügte aber über eine Reihe von Kanonen für den Einsatz an Land. Mir Beg Ali landete auf Mombasa,[143] wo er von den Einwohnern willkommen geheißen wurde, die ihm halfen, die Seeseite der Insel zu befestigen. Mir Ali wiederholte damit in etwa die Taktik, die der osmanische Admiral Selman Reis 1517 bei der Verteidigung Dschiddas angewandt hatte. Damals war der portugiesische Angriff blutig gescheitert, und auch Mir Alis Position

[141] Schließlich versuchten die Gujaratis 1546 auf eigene Faust Diu zu erobern, blieben aber gleichfalls erfolglos (Ibid.).

[142] Zumindest gingen die Portugiesen davon aus, daß Mir Beg Ali dieses Ziel verfolgte.

[143] Die Hafenstadt liegt auf einer der Küste vorgelagerten gleichnamigen Insel. Sie war um das 11. Jahrhundert von arabischen Händlern gegründet worden und Umschlagplatz für den Elfenbein- und Sklavenhandel.

war keinesfalls aussichtslos, im Gegenteil konnte er hoffen, die portugiesischen Schiffe mit seiner gut postierten Artillerie niederzukämpfen, trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit der Lusitanier. Die portugiesische Flotte war, nachdem ein Spion den Vizekönig über die Pläne der Osmanen informiert hatte, aus Goa ausgelaufen und erreichte am 5. März 1589 Mombasa. Zu diesem Zeitpunkt war Mir Ali bereits gezwungen gewesen, seine hervorragende Defensivposition zu schwächen, da an der der Insel gegenüberliegenden Küste einer portugiesischen Chronik zufolge "zwanzigtausend Zimba-Kannibalen" aufgetaucht waren und die türkische Streitmacht im Rücken bedrohten. Angesichts der kombinierten Übermacht von Portugiesen und "Kannibalen" war es ein einseitiger Kampf. Die wenigen überlebenden osmanischen Soldaten endeten auf den Galeeren des *Estado da Índia*, während die Anführer ihrer örtlichen Verbündeten von den Portugiesen als Verräter hingerichtet wurden (Casale 2007: 268ff.).

Daß das Osmanische Reich erst zu diesem Zeitpunkt erneut im Indischen Ozean militärisch aktiv geworden war, und nicht bereits wesentlich früher erneut auf die permanenten Übergriffe der Portugiesen reagiert hatte, lag Giancarlo Casale zufolge an der in den 1570er Jahren verändernden geostrategischen Situation. War zuvor der Sultan in Konstantinopel von den Moslems im Bereich des Indischen Ozean als eine Art höchste Autorität anerkannt worden (Casale spricht in diesem Zusammenhang von einem "weichen Imperium"), begann der Mogulkaiser Akbar ab ca. 1573, als er mit Surat den wichtigsten Hafen in Gujarat eroberte, dem Sultan diese Stellung streitig zu machen. Das Osmanische Reich stand vor der Entscheidung, sich entweder passiv zu verhalten und jeglichen Einfluß an den Rändern des Indischen Ozean zu verlieren, oder aber den *Estado da Índia* zu zerschlagen und Teile seiner Einflußsphäre in das Reich einzugliedern. Während eine Fraktion in Konstantinopel angesichts des andauernden Kriegs mit Persien die erste Option favorisierte, sprach sich eine andere Gruppe hochrangiger Offizieller für ein aktives Eingreifen aus (Ibid.: 277ff.).

Die Osmanen befanden sich allerdings im Indischen Ozean in einer unvorteilhaften geostrategischen Position; obwohl Teile der osmanischen Territorien direkt an dessen Küsten lagen, nützte dies den Strategen in Konstantinopel nichts, da sich an den Rändern des Roten Meers keine der für den Aufbau einer Flotte benötigten Materialien (insbesondere Holz) fanden, was den Bau und die Unterhaltung einer großen Kriegsflotte in diesen Gewässern nahezu verunmöglichte. Um diesen Nachteil auszugleichen (und ganz allgemein den Schiffsverkehr zwischen dem arabischen Meer und dem mediterranen Raum zu ermöglichen), planten einige osmanische Offizielle den Bau eines Kanals von der Mittelmeerküste nach Suez. Dieser hätte es den Kriegsflotten des Sultans ermöglicht, in voller Stärke im Roten Meer und im Indischen Ozean aktiv zu werden (Ibid.: 76ff.).[144]

Bekanntlich wurde der Suezkanal aber nicht während des 16. Jahrhundert sondern erst 300 Jahre später gebaut; im Osmanischen Reich setzten sich letztlich jene Kreise durch, die eine Konzentration aller Ressourcen auf den Krieg mit Persien favorisierten und den Indischen Ozean als lediglich nachrangige Arena betrachteten; Mir Beg Alis Expedition blieb eine historische Randglosse und markierte nicht den Beginn der Vertreibung der christlichen Mächte von den östlichen Gestaden. Nichtsdestotrotz weist diese Episode darauf hin, daß das Osmanische Reich ebenso wie die asiatischen Mächte

[144] Casale zufolge war in Konstantinopel bereits 1520 zum ersten Mal über den Bau eines solchen Kanals nachgedacht worden (Ibid.). Einen Gesamtüberblick über die im 16. Jahrhundert von den osmanischen Sultanen im Raum des Indischen Ozean verfolgte Politik gibt Casales "*The Ottoman Age of Exploration*" (2010).

bis weit in das 18. Jahrhundert als unabhängige und machtvolle Akteure auftraten und keinesfalls passive "Opfer" der europäischen Expansion waren (Ibid.: 290).[145]

Welche Bedeutung hatte all dies für die weitere Geschichte von Okzident und Orient? Die materiellen und politischen Auswirkungen der portugiesischen Präsenz im Osten dürften alles in allem äußerst begrenzt gewesen sein. Laut Ronald Findlay und Kevin H. O'Rourke war das "portugiesische Jahrhundert" in Asien tatsächlich ein weitgehend asiatisches Jahrhundert, nicht nur blieb der portugiesische Anteil am Gesamtvolumen des Pfeffer- und Gewürzhandels im asiatischen Raum beschränkt; der größte Teil des erzeugten Volumens dieser Produkte wurde um 1600 weiterhin in Osten konsumiert. Den von den Autoren widergegebenen Schätzungen zufolge betrug der Anteil der Exporte nach Europa zu diesem Zeitpunkt lediglich ca. ein Viertel des gesamten Überseehandels, bei Gewürznelken dürfte dieser Wert noch niedriger gelegen haben (Findlay / O'Rourke 2007: 157). Die Präsenz portugiesischer Schiffe war angesichts der Ausdehnung der Ozeane und vor allem der asiatischen Landmassen letztlich marginal – und der *Estado da Índia* wenig mehr als eine vorübergehende, periphere Erscheinung in der langen und komplizierten Geschichte des indischen Subkontinents. Ich will in diesem Zusammenhang lediglich darauf hinweisen, daß zu dem Zeitpunkt, als da Gamas Schiffe an der Malabarküste eintrafen, das Mogulreich noch nicht existierte; dessen Begründer Babur begann erst 1519 seinen Angriff auf das Sultanat von Delhi. So bedeutsam die maritimen Unternehmungen für das kleine Land im Westen der Iberischen Halbinsel auch gewesen sein mochten;[146] im Indischen Ozean führten die Portugiesen eine eher randständige Existenz, und es war im 16. Jahrhundert ganz und gar nicht vorhersehbar, daß die portugiesische Handelsdiaspora historisch Vorbote einer europäischen Dominanz im Indischen Ozean und Chinesischen Meer war (vgl. auch Darwin 2007: 54ff.).

---

[145] Die Seeschlacht von Lepanto (1571) hatte keineswegs zur Konsequenz, daß nunmehr die christlichen Staaten das Mittelmeer unangefochten beherrschten, wie es der Untertitel von Roger Crowleys (2008) ansonsten vorzüglichen Buch über den Seekrieg zwischen Christen und Osmanen suggeriert. So vertrieben die Türken z.B. erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert die Venezianer von Kreta; Heraklion, die letzte venezianische Festung, fiel 1669 (vgl. Wheatcroft 2008: 39f.). Einen guten Überblick über die Geschichte und Strukturen des Osmanischen Reichs gibt Jason Godwin (1998).

[146] Nicht nur Gewürze aus Asien sondern auch afrikanisches Gold gelangte nach Portugal. Vor allem der portugiesische Stützpunkt São Jorge da Mina (Elmina) an der Küste des heutigen Ghana warf enorme Profite ab, die 1480-1500 der von Darwin zitierten Quelle zufolge nahezu das doppelte der Einkünfte der portugiesischen Krone betrugen und halfen, die aufwendigen maritimen Expeditionen die afrikanische Küste entlang zu finanzieren (Ibid.: 52).

## 5
## Amerikanisches Silber und chinesische Seide

Im Amerika lagen die Verhältnisse gänzlich anders, hier hatten die Ureinwohner den Europäern kaum etwas entgegenzusetzen. Als es Francisco Pizarro und seiner zusammengewürfelten Truppe von 168 Spaniern am 16. November 1532 in Cajamarca gelang, den Inka-Herrscher Atahuallpa gefangenzunehmen, obwohl dieser von 80.000 seiner Krieger beschützt wurde, existierte auf dem Kontinent keine Macht mehr, die den Eroberern von jenseits des Meeres hätte Einhalt gebieten können.[147]

Die spanische Überseeexpansion wird häufig als mehr oder weniger direkte Fortsetzung der Reconquista, d.h. der Rückeroberung der iberischen Halbinsel durch die christlichen Herrscher von Kastilien und Aragon betrachtet, eine derartige Sichtweise ist allerdings irreführend. Daß Granada, das letzte islamische Reich auf westeuropäischem Boden, in eben jenem Jahr fiel, als Kolumbus' Schiffe die Westindischen Inseln erreichten, ist nur einer jener Zufälle die in der Rückschau dazu verleiten, einen systematischen Bezug zwischen zwei Ereignissen zu postulieren, die tatsächlich nur in einem höchstens indirekten Zusammenhang stehen. Erstens lagen fast 250 Jahre zwischen dem Fall von Sevilla (1248) und demjenigen Granadas, die weitgehend, wenngleich nicht ausschließlich, durch innerchristliche Konflikte gekennzeichnet waren – ein viel zu langer Zeitraum, um eine ungebrochene Linie vom 12. und 13. Jahrhundert bis in die 1480er Jahre ziehen zu können. Und zweitens waren zwar nach dem Fall Granadas Tausende von Soldaten ohne Beschäftigung, es gab aber im Mittelmeerraum ausreichend Konflikte, in denen sie sich auf Seiten z.B. der Franzosen oder der Venezianer hätten verdingen können; keinesfalls bestand die zwingende Notwendigkeit womöglich bedrohliche Energien nach Übersee zu kanalisieren (vgl. Kamen 2003: 23f.).[148]

Nichts nötigte die Spanier also, Schiffe zu bemannen und nach Westen zu segeln. Aber ebenso wie Prinz Heinrich der Seefahrer zwei Generationen vor ihnen, träumten auch Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien (die 1469 mit ihrer Eheschließung die Königreiche vereinigt hatten) von einer messianisch–imperialen Zukunft; für die beiden Herrscher war der Kampf gegen Moslems, Franzosen und schließlich die Wilden in Amerika lediglich Vorspiel der Befreiung des Heiligen Landes (Ibid.: 47). Um derart ambitionierte Pläne umsetzen zu können, benötigten sie Geld – über das sie nicht verfügten. Ihre Ressourcen hatten nicht einmal ausgereicht, den Feldzug gegen Granada zu finanzieren, ohne Unterstützung des Papstes und die Kredite italienischer Bankiers wäre dieses Unternehmen unmöglich gewesen (Ibid.: 23). Was lag in dieser Situation näher, als die Strategie der Portugiesen nachzuahmen und einen Seeweg zu den Reichtümern des Ostens zu suchen? Aber Kolumbus hatte nicht nur die Distanz zwischen Sevilla und den Gewürzinseln weit unterschätzt, zwischen Spanien und den Gestaden, die er zu erreichen gedachte, lag ein bis dahin unbekannter Kontinent.

Die Iberer fanden, wonach sie nicht gesucht hatten: Amerika. Dort gab es weder Pfeffer, noch Gewürznelken und Muskatnüsse, und schon gar keine Seide oder Porzel-

---

[147] Zu den Ursachen für den Triumph der Spanier vgl. z.B. Diamond (1993) und Thomas (2003).

[148] Die maritime Expansion Kastiliens und Aragons hatte ihre Wurzeln im Mittelalter. Während die Aragonesen ab dem 12. Jahrhundert im mediterranen Raum expandierten (vgl. Fernández-Armesto 1987, Kapitel 1), richteten die Kastilianer ihren Blick auf den atlantischen Raum, die Kanarischen Inseln wurden in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundert zur ersten überseeischen Kolonie. Dies war für sie aber keine "koloniale Urerfahrung", denn bereits nach der Eroberung Andalusiens 1248 war Kastilien, wie bereits weiter oben erwähnt, mit einer quasi-kolonialen Situation konfrontiert (Ibid.: 45).

lan. Später sollten Tabak und Kakao zu Säulen der globalen Konsumkultur werden, und Kartoffeln wie Tomaten irreduzible Elemente der spanischen Küche – für den Augenblick aber hatte der Kontinent scheinbar nur eine Sache zu bieten, welche die Mühen der Atlantiküberquerung tatsächlich lohnte: Gold. In den auf die Entdeckung folgenden Jahrzehnten durchquerten Gruppen von Desperados auf der Jagd nach dem Edelmetall den Kontinent. Einige von ihnen waren vom Schicksal begünstigt, sie unterwarfen die Reiche der Azteken und Inka, gingen (wenngleich nicht unbedingt als strahlende Helden) in die Geschichte ein und kehrten mit sagenhaften Reichtümern beladen heim. Viele andere verschwanden hingegen spurlos auf ihrer Suche nach Schimären wie "El-Dorado", den "Sieben Städten von Cibola" oder dem "Jungbrunnen" in den Urwäldern, Gebirgen und Wüsten des Kontinents. [149]

Die Eroberung und Erschließung Amerikas durch die Spanier ging insgesamt nur sehr zögerlich vonstatten, es war kein systematisch von der Krone betriebener Prozeß, sondern Resultat einer Reihe von Beutezügen. Den spanischen Monarchen fehlte es bereits bei der Eroberung und Besetzung der Kanarischen Inseln im 14. und 15. Jahrhundert an Geld, Männern und Waffen, um in Amerika eine planmäßige imperiale Politik betreiben zu können,[150] statt dessen stattete die Krone Abenteurer mit militärischen Kommandos (*adelantamientos*) aus und belohnte sie mit Grundherrschaften (*repartimientos*). Für lange Zeit nach Kolumbus Landung war denn auch der Einfluß der Spanier in der "Neuen Welt" kaum wahrnehmbar. »Beinahe 30 Jahre … sollten vergehen, bevor eine substantielle spanische Präsenz auf dem Festland etabliert war. Amerika blieb eine habvergessene Realität, die die Pioniere enttäuschte, weil [der Kontinent] weder sofortigen Reichtum noch einen Weg zu den Gewürzinseln bot« (Ibid.: 82). Noch einmal 30 Jahr später behauptete hingegen López de Gómara, ein offizieller Historiker, die Entdeckung Westindiens sei "das bedeutendste Ereignis seit Erschaffung der Welt" gewesen (nach ibid.). Zu diesem Zeitpunkt waren die Reiche der Inka und Azteken in den Staub gesunken, und die Silberminen Mexikos und Perus hatten begonnen, nach damaligen Verhältnissen ungeheure Mengen des begehrten Edelmetalls zu liefern.

Daß die Entdeckung Amerikas so etwas wie den Beginn einer "Weltwirtschaft" markiert, liegt vor allem am amerikanischen Silber. Der wichtigste Exportartikel Spanisch-Amerikas war für Jahrhunderte das Edelmetall aus den Minen in Mexiko und Peru, dessen Abbau und Verschiffung die spanische Kolonialökonomie ab Mitte des 16. Jahrhundert dominierte.[151] In den Anfangsjahrzehnten der Kolonisation waren die Spanier, wie gesehen, vor allem an Gold interessiert. Sie raubten den Einheimischen nicht nur ihre Schätze, sie zwangen die Indios in Zentralamerika und der Karibik auch zur Goldwäsche in den Flüssen. Die Entdeckung der Silbervorkommen in Potosí (1545) und Zacatecas (1548) verschob das Gewicht auf den Silberbergbau. Die Erträge der Minen blieben gering, bis ab den 1570er Jahren das Quecksilber-Amalgam-Verfahren zum Einsatz

[149] Eine umfassende aktuelle Darstellung der überseeischen Expansion Spaniens im 16. Jahrhundert liefert Hugh Thomas (2003, 2010 und 2014). John K. Thornton (2012) beschreibt sehr instruktiv die Struktur und den Kontext der atlantischen Expansion. Zur Geschichte des spanischen Kolonialreichs siehe darüber hinaus vor allem auch Elliott (2006) und auch Williamson (1992).

[150] Sowohl die Spanier als auch die Portugiesen erkannten John Thornton zufolge allerdings auf den Kanaren, wie wichtig Bündnisse mit einheimischen Gruppen waren, mithin die Ausnutzung interner Konflikte, wenn man mit begrenzten Ressourcen fremde Territorien erobern wollte (Thornton 2012: 161f.).

[151] Zur Bedeutung des amerikanischen Silbers für die Entstehung der vormodernen "Weltwirtschaft" siehe z.B. Flynn und Giráldez 1995 und 2002.

kam.[152] Die Ausbeute der Minen in Potosí stieg daraufhin zwischen 1572 und 1585 um das Siebenfache; 1650 lebten in der auf 4.000 m Höhe im unwirtlichen Altiplano am Fuß des Cerro Rico, des sagenhaften Silberbergs, gelegenen Siedlung fast 160.000 Menschen, damit war Potosí die größte Stadt im spanischen Imperium. Die von indianischen Lohn- und Zwangsarbeitern[153] unter großen Opfern betriebenen Minen in Mittel- und Südamerika lieferten zwischen 1550 und 1800 schätzungsweise 80 Prozent der weltweiten Silberproduktion (Ibid.: 285f.).

Der Zielpunkt für den größten Teil des amerikanischen Silbers war Sevilla, die andalusische Stadt diente zugleich als Ausgangspunkt der in die Kolonien gehenden Warenlieferungen. Der spanische Amerikahandel war hochgradig reguliert, um das Monopol der spanischen Krone (und die daraus resultierenden Steuereinnahmen) sicherzustellen; zu diesem Zweck hatte Karl V. nach portugiesischem Vorbild die *Casa de Contratación de Indias* ins Leben gerufen. Die Regulierung des Handels betraf nicht zuletzt auch die Routen, auf denen die Schiffe segelten; ein königliches Dekret von 1561 legte z.B. fest, daß Schiffe nach Amerika nur in einer der beiden offiziellen Handelsflotten segeln durften, die jeweils im Januar und im August Sevilla verließen. In der Karibik teilte sich die Flotte auf, diejenigen Schiffe die Waren für das Vizekönigreich Peru geladen hatten steuerten Cartagena oder Panama an, der Rest nahm Kurs auf Mexiko. Für die Rückreise war Havanna als Sammelpunkt der Konvois vorgeschrieben. Dieses strikte System, das 200 Jahre lang weitgehend unverändert blieb, sollte nicht nur die Steuereinnahmen der Krone, sondern auch den Schutz der Schiffe von Freibeutern sicherstellen (Ibid.: 289f.).

Das amerikanische Silber ermöglichte den Spaniern schließlich auch, im Asienhandel aktiv zu werden. Am 21. November 1564, über 70 Jahre nach Kolumbus' vergeblichem Versuch Asien zu erreichen, stach eine Flotte von fünf Schiffen in Mexiko mit dem Ziel in See, endlich auch Spanien einen Zugang zu den asiatischen Gewürzquellen zu öffnen. Die Schiffe erreichten im April 1565 die Insel Cebu, wo die Spanier eine Basis errichteten, die als Ausgangspunkt von Erkundungsvorstößen und ersten Handelsaktivitäten diente. 1571 wurde Manila, ein bis dahin relativ unbedeutender Handelsplatz im Einflußbereich des Sultans von Borneo, Hauptstützpunkt der Spanier in der Region (Ibid.: 201f.).[154] Es stellte sich allerdings schnell heraus, daß die Philippinen weder Rohstoffe noch Gewürze zu bieten hatten, den Spaniern gelang aber, Kontakt zu chinesischen Händlern aufzunehmen, deren Schiffe in der Folge Manila anliefen und dort Seide und Porzellan gegen amerikanisches Silber tauschten. Im Jahr 1573 segelten die ersten mit den begehrten chinesischen Exportartikeln (712 Rollen Seide und 22.300 Stücke Porzellan) beladenen Schiffe über den Pazifik nach Acapulco. Dies war die Geburtsstunde der sog. "Manila-Galeonen", die in den kommenden zweieinhalb Jahrhunderten einmal jährlich von Mexiko nach den Philippinen und zurück segelten, um Silber

---

[152] Während Peru über eigene Quecksilberminen verfügte, mußte das Metall nach Mexiko aus Spanien eingeführt werden.

[153] In Peru bedienten sich die Spanier des bereits unter den Inka existierenden *Mita*-Systems, das sie in verschärfter Form fortführten.

[154] Die Existenz der spanischen Kolonie konnte in den Anfangsjahren keinesfalls als gesichert gelten, angesichts der großen Entfernung von der Ausgangsbasis in Mexiko galt die Priorität der Spanier auf dem nach Philipp II. benannten Archipel zunächst der Sicherung des eigenen Überlebens und weniger der Eroberung weiter Landstriche. Dies bezog sich auf so elementare Dinge wie die Nahrungsmittelversorgung, ohne die Verfügbarkeit von Sklavenarbeit war es für die Kolonisten offenbar schwer, ihre elementarsten Grundbedürfnisse zu befriedigen. Der Bischof von Manila berichtete 1581 von Spaniern, die nur überlebten, weil sie den Einheimischen ihr Essen stahlen (Ibid.: 202f.).

nach Asien und Seide und Porzellan nach Amerika zu transportieren, von wo aus der größte Teil der chinesischen Waren nach Europa reexportiert wurde (Ibid.: 205f.).[155]

Trotz der formellen spanischen Herrschaft über den Archipel war Manila allerdings viel eher ein chinesischer Stapelplatz als eine spanische Kolonie. Bereits 1586 betrug die chinesische Bevölkerung Manilas ungefähr 10.000 Köpfe, wohingegen in der Stadt nur etwa 800 spanische *Mestizos* lebten. Während die spanischsprachige Bevölkerung nur unwesentlich zunahm, wuchs die Zahl der chinesischen Bewohner bis 1630 auf schätzungsweise 30.000.[156] Das Zusammenleben von Spaniern, Einheimischen und Chinesen war nicht frei von Spannungen. Bis 1768 erhoben sich die Chinesen vierzehn Mal gegen die Spanier, 1603 ermordeten sie fast die Hälfte der spanischen Bevölkerung; in diesem Jahr (als Reaktion auf die Rebellion) sowie 1639 und 1662 verübten die Spanier im Verein mit der einheimischen Bevölkerung Massaker unter den chinesischen Bewohnern der Stadt (Ibid.: 220).[157]

Letztlich aber war die Existenz der Siedlung nur durch die Aktivitäten der dort tätigen chinesischen Kaufleute und Handwerker möglich – wie ein Chronist berichtet, gab es nach dem Massaker von 1603 in Manila "nichts zu essen und keine Schuhe zu tragen" (nach ibid.: 208). Die Chinesen versorgten die Spanier nicht nur mit Seide und Porzellan, sondern mit nahezu allen mehr oder weniger lebensnotwendigen Dingen, von Nahrungsmitteln bis hin zu Papier und Tinte; während für den Schiffbau unabdingbare Materialien wie Eisen, Kupfer, Nägel, Kanonenkugeln, Schießpulver und Tauwerk bis zur Abschottung des Landes in den 1630er Jahren aus Japan bezogen wurden. Henry Kamen zufolge sahen »die Spanier … Manila gern als Außenposten des weltumspannenden spanischen Imperiums. Tatsächlich existierte es nur, weil es von Chinesen und Japanern toleriert wurde« (Ibid.: 220). Die Iberer profitierten in erster Linie von der Politik der ostasiatischen Reiche, die nicht geneigt waren ihre kommerziellen Interessen jenseits der Landesgrenzen mit Waffengewalt zu schützen bzw. zu verfolgen. Solange die Präsenz der Spanier (und Portugiesen) den Interessen der lokalen Mächte nützte, ließ man diese gewähren; einen ernsthaften militärischen Konflikt hätten die Europäer kaum überstehen können (Ibid.: 223f.).[158]

Wenngleich die Spanier eine Weile davon träumten, das "Reich der Mitte" ebenso zu erobern wie die Reiche der Azteken und Inka, und zu diesem Zweck Ende des 16. Jahrhundert begannen Truppen auf den Philippinen zu sammeln (vgl. Thomas 2014, Kapitel 26 und 27), wurde nur allzu schnell deutlich, wie unzureichend die Ressourcen der Iberer tatsächlich waren; der Gouverneur von Manila war kaum in der Lage, seine Soldaten, die in Mexiko (weitgehend unter Einsatz von Zwang) rekrutiert und über den Pazifik verschifft worden waren, zu entlohnen – teilweise vermochte er nicht einmal, sie

---

[155] Die letzten Galeonen verließen Manila mit dem Ziel Acapulco im Jahr 1815 (zur Geschichte der Manila-Galeonen siehe z.B. ibid.: 210ff.).

[156] Europäer und Chinesen kooperierten im gesamten südostasiatischen Raum. Nicht nur Manila war im Grunde eine chinesische Stadt mit spanischer Garnison, auch Batavia zog chinesische Kaufleute in großer Zahl an, in den 1730er Jahren lebten über 100.000 von ihnen in der Hauptstadt Niederländisch-Indiens (Deng 1999a: 175).

[157] Die Position der chinesischen Händler war auch deshalb prekär, weil der chinesische Staat seine Untertanen im Ausland nicht schützte. So konnten Holländer und Spanier Chinesen in Batavia und Manila massakrieren, ohne daß die chinesische Regierung direkte Schritte zur Vergeltung einleitete (Chaudhuri 1985: 13).

[158] Allein der Sultan von Ternate verfügte über eine Armee von 4.000 Mann, die mit Musketen und Schwertern bewaffnet waren, die spanische Garnison in der Region umfaßte gerade einmal 350 Mann (Ibid.). Ohne einheimische Verbündete und Hilfstruppen waren die Spanier fast machtlos.

angemessen zu verpflegen, weshalb etliche der Rekruten ihre Gewehre verkauften um sich Nahrung zu beschaffen (vgl. Mawson 2016). Anspruch und Realität stimmten im spanischen "Weltreich" allzuoft nicht annähernd überein.

Der Handelsverkehr über den Pazifik war nichtsdestotrotz keineswegs nur eine historische Randglosse, höchstens Stoff für Legenden, sondern hatte für alle Beteiligten eine nicht unerhebliche ökonomische Bedeutung. Nicht nur Seide und Porzellan wurden in Manila umgeschlagen, sondern auch z.B. indische Baumwollstoffe, Elfenbein, Jade und Düfte aus China und Gewürze von den Molukken – die Kaufleute häuften hier während der Zeit des Jahres in der sie die Ladung für die Galeonen zusammenstellten alle Reichtümer Asiens auf; auf dem Höhepunkt des Manila-Handels im Jahr 1597 wurden 12 Millionen Silber-Pesos nach den Philippinen verschifft, dies überstieg das Volumen des spanischen Atlantikhandels (Ibid.: 213f.). Im frühen 17. Jahrhundert transportierten die Manila-Galeonen nach Angabe der Behörden in Neu-Spanien immer noch ungefähr fünf Millionen Pesos pro Jahr nach Asien, von denen eine großer Teil direkt nach China abfloß, was einen spanischen Staatsdiener in Manila zu dem Ausspruch veranlaßte, der Kaiser von China könne sich einen Palast aus all den peruanischen Silberbarren bauen, die in sein Land gelangten (Ibid.: 292) – für die Entlohnung der im fernen Osten stationierten spanischen Soldaten reichte das Geld allerdings wie gerade gesehen nicht.

Ein anderer Kaiser hatte 1516 den spanischen Thron bestiegen: Karl V., der in mütterlicher Line vom spanischen Königspaar und in väterlicher Linie von Maximilian I. von Österreich abstammte. Nach Maximilians Tod im Jahr 1519 wurde Karl zum Kaiser des Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gekrönt, und sein Herrschaftsgebiet umfaßte neben den spanischen und österreichischen Kernländern auch Ungarn, Böhmen, die Königreiche Neapel und Sizilien, Sardinien sowie die Niederlande (einschließlich des heutigen Belgien). Die Reichtümer, die aus Amerika nach Sevilla strömten, mochten Karls Träume von der Errichtung eines christlichen Universalreichs in Europa beflügelt haben, sie reichten aber nicht annähernd aus um die militärischen Unternehmungen Karls und seines Sohnes Philipp II zu finanzieren. Karl V. bezog bis 1550 jährlich zwischen 200.000 bis 300.000 Dukaten, gab aber ca. 1 Million aus, und hatte am Ende seiner Regierung Schulden von 39 Millionen Dukaten angehäuft, hauptsächlich bei ausländischen Kreditgebern.[159] In den 1590er Jahren erzielte sein Sohn Philip II. jährliche Erträge von 2 Millionen Dukaten in amerikanischem Silber zusätzlich zu 8 Millionen an Steuereinkünften aus seinen europäischen Besitzungen, gab aber 21 Millionen Dukaten *per annum* aus (Wolf 1997: 139). Das Weltreich entpuppte sich als Schimäre, die Mittel der Krone von Kastilien und Aragon standen letztlich in krassem Mißverhältnis zu dem Ambitionen der Könige (Kamen 2002: 322f.).[160]

Die Rede vom "spanischen Imperium" führt denn auch in die Irre; verglichen mit dem Römischen Imperium, dem zeitgenössischen "Reich der Mitte" und auch dem britischen Weltreich des 19. Jahrhundert war das dynastische Gebilde der Habsburger lediglich ein Koloß auf tönernen Füßen, eher eine Laune der Geschichte denn das Resultat

[159] Laut Henry Kamen lieh sich Karl V. während seiner Regierungszeit hingegen "nur" 29 Millionen Dukaten. Davon kamen 11,6 Millionen aus Genua und 10,3 Millionen aus Deutschland, während spanische Finanziers lediglich 15 Prozent der Gesamtsumme beisteuerten (Kamen 2002: 89).

[160] Spaniens Seemacht war im 17. Jahrhundert alles andere als beeindruckend: Laut einem Inventar aus dem Jahr 1630 verfügte die spanische Krone zu diesem Zeitpunkt über nur etwa 40 Kriegsschiffe, von denen zehn Eigentum des Staates und der Rest gechartert waren. Überdies wurde Kamen zufolge der Großteil der Schiffe in spanischen Diensten auf ausländischen Werften gebaut, in Städten wie Hamburg, Bremen, Lübeck und Danzig (Ibid.: 417)

einer spezifischen historischen und gesellschaftlichen Entwicklung.[161] Die vielen Kriege, die Karl V. und Philipp II. im 16. Jahrhundert zur Sicherung und Ausweitung ihres Herrschaftsgebiets führten, täuschen darüber hinweg, daß ihr Reich – um Fernand Braudel zu bemühen – eher von seinen vielfältigen Schwächen denn von irgendwelchen Stärken gekennzeichnet war. "Spanien" ist in diesem Sinn nicht nur das Synonym für militärische Macht, Stolz, Ruchlosigkeit und religiösen Eifer, sondern auch für die Erstarrung in Traditionen, mithin die Unfähigkeit trotz all des amerikanischen Silbers Anschluß an die gesellschaftliche und ökonomische Entwicklung der Staaten Nordwesteuropas zu finden.[162] Die Iberische Halbinsel war bereits zu den Zeiten eines Columbus und da Gama eine nicht nur in geographischer Hinsicht eher periphere Region; Produzent und Exporteur von Rohstoffen (im Fall Spaniens vor allem Wolle), Importeur und Konsument von Fertigwaren (vgl. ibid.: 5ff.).[163]

Zunächst allerdings ging die Eroberung Amerikas mit einem wirtschaftlichen Aufschwung in Spanien einher. Im 16. Jahrhundert wuchs die Bevölkerung Kastiliens um ca. 50 Prozent an, und die Produktion stieg mit der erhöhten Nachfrage, die Erzeugung von Wollstoffen in Segovia und anderen kastilianischen Städten florierte ebenso wie die Seidenweberei in Granada (Ibid.: 154). Die wirtschaftliche Blüte war aber wenig nachhaltig, sie resultierte neben dem Bevölkerungswachstum vor allem aus dem Zustrom von Edelmetallen, der einen Nachfrageschub auslöste. Die Leistungsfähigkeit der Ökonomie stand letztlich in keiner Relation zu den imperialen Ambitionen. Zwar war die Krone wie gesehen bemüht, den Amerikahandel zu zentralisieren, um sowohl an den Importen als auch den Exporten partizipieren zu können; das spanische Handwerk konnte den Bedarf der amerikanischen Kolonien jedoch zu keinem Zeitpunkt decken. Einerseits waren die Vizekönigreiche auf der anderen Seite des Atlantik verpflichtet, sämtliche Fertigerzeugnisse aus Spanien zu beziehen, andererseits betrug bereits im Jahr 1545 der Auftragsbestand der spanischen Erzeuger das sechsfache ihrer Jahresproduktion. Das führte zwangsläufig zu dem Ergebnis, daß erstens der Schmuggel englischer, französischer, deutscher und niederländischer Waren in die Neue Welt blühte, und daß zweitens spanische Kaufleute die legalen Lieferungen ebenfalls mit Fertigerzeugnissen dieser Länder decken mußten (vgl. ibid.). Daß das Land andererseits gleichzeitig zum Zentrum des ersten wahrhaft weltumspannenden Handelsnetzwerks wurde und in Sevilla die Reichtümer von vier Erdteilen aufeinandertrafen, entbehrt nicht einer gewissen

---

[161] Karl V. regierte ein Reich, das sich aus unterschiedlichsten Territorien zusammensetzte, in denen die Menschen verschiedene Sprachen sprachen, anderen Bräuchen und bald auch anderen Glaubensanschauungen anhingen. In der kaiserlichen Armee trafen all diese Völker zusammen: Spanier, Niederländer, Deutsche, Italiener, Österreicher usw. – aber das reichte kaum aus, die Idee einer Reichseinheit in den Köpfen der Menschen zu verankern. Zwar zogen, als in den 1530er Jahren die Türken die Donau entlang tief in habsburgisches Territorium vorstießen, etliche spanische Adlige nach Österreich, um dem Kaiser ihre Loyalität zu demonstrieren, 1538 weigerte sich die kastilianische Cortes (die Ständeversammlung) aber, den Krieg gegen die auf Wien vorrückenden Türken mitzufinanzieren (Ibid.: 56f.; 71) und empörte sich schließlich gegenüber dem Monarchen im Jahr 1548 darüber, daß »als Konsequenz der von Eurer Majestät in Deutschland und Italien aufgenommenen Anleihen eine große Zahl Fremde [in das Land] gekommen sind. Diese sind nicht zufrieden mit den Profiten ihrer Bankgeschäfte, noch damit Besitz, Diözesen und Landgüter zu erwerben, sondern kaufen all die Wolle, Seide, das Eisen und Leder und andere Güter auf« (nach ibid.: 89). Dem Kaiser blieb allerdings keine andere Wahl bei der Beschaffung der enormen Summen, die seine imperiale Politik erforderte.

[162] Der spanische Kulturhistoriker Américo Castro behauptete Mitte des 20. Jahrhundert, daß »keine bedeutende Innovation jemals aus Spanien kam« (vgl. Ibid.: xv).

[163] Man muß aber eine gewisse Vorsicht bei der Gleichsetzung von "Primärproduzent" und "unterentwickelt" walten lassen; bei "gerechten" Terms of Trade ist allein die Produktivität und nicht das Produkt entscheidend für die Stellung einer Volkswirtschaft.

Ironie. Kamen zufolge fungierte Spanien primär als Stapelplatz für Handelsgüter, die andere reich machten (Ibid.: 296).

Karl V. hatte die ausländischen Finanziers gezwungen, ihre Profite in Spanien zu investieren (der Export von Edelmetallen war bis 1566 zumindest offiziell untersagt),[164] aber auch diese Maßnahme bewirkte keine Transformation der kastilianischen Wirtschaft; Spanien wurde mitnichten zum industriellen Zentrum Europas, der wichtigste eigene Exportartikel blieb weiterhin Wolle.[165] Der Abfluß von Edelmetall ins Ausland setzte nach 1566 im großen Stil ein. Die Handelsmessen blühten, und mit ihnen das Wechselwesen; man kaufte in Erwartung der nächsten Lieferung amerikanischen Silbers ausländische Waren auf Kredit. Ein Zeitgenosse, Thomás de Mercado bemerkte: »In Flandern, Venedig und Rom befindet sich so viel spanisches Geld, daß man die Dächer mit Escudos pflastern könnte, und dennoch mangelt es in Spanien daran. All die Millionen die aus unseren indischen Besitzungen kommen, werden von Fremden in deren Städte getragen« (nach ibid.: 293). Diese "Fremden" waren in erster Linie die Genuesen, welche die Politik der spanischen Krone finanzierten – und trotz etlicher Versuche ihren Einfluß einzudämmen, das Schicksal des Landes bis 1627 weitgehend bestimmten.

Der Grund dafür, warum Spanien trotz der Unmengen an Gold und Silber, die von Amerika nach Europa verschifft wurden, in Armut und Stagnation versank, sind mithin schnell ausgemacht: Die gewonnenen Reichtümer wurden unproduktiv verschwendet und nicht produktiv investiert. Nicht nur verausgabten wie bereits erwähnt Karl V. und Phillip II. ihre Ressourcen in endlosen Kriegen, die Spanier wurden (überspitzt formuliert ) im 16. und 17. Jahrhundert von einem Volk von Produzenten zu einer Nation von Konsumenten. So bemerkte noch im Jahr 1675 ein Zeitgenosse:

»Möge die Londoner Industrie ihre Gewebe nach Herzenslust fertigen, Holland seinen Keramik, Florenz sein Tuch, die westindischen Gebiete ihren Biber und ihre Vikunjawolle, Mailand seine Brokatstoffe, Italien und Flandern ihr Leinen – solange nur unser Geld dies alles genießen kann. Bewiesen wird dadurch nur, daß alle Nationen Handwerker für Madrid ausbilden und daß Madrid die Königin der Hauptstädte ist, denn alle dienen ihr und sie dient keinem« (zit. nach Landes 1998: 190).

Die spanische Krone war nicht in der Lage, dieser Entwicklung entgegenzuwirken; im Gegenteil, die Adel und Klerus gewährten Privilegien verschlimmerten die Situation noch weiter, und alle Versuche, Wirtschaft und Gesellschaft zu reformieren, blieben m Ansatz stecken (vgl. de Vries 1976: 28f.). Die einzige vom Staat geförderte kommerzielle Aktivität scheint die Schafzucht gewesen zu sein, was nicht allein daran lag, daß Wolle der wichtigste Exportartikel Kastiliens war, ihre Erzeugung lag zudem in der Hand adliger Großgrundbesitzer, der *Granden*, die von der Krone bevorzugt behandelt wurden. Die restliche Landwirtschaft hingegen stagnierte, im Getreideanbau fehlten aufgrund von Preisregulierungen Anreize in die Intensivierung des Anbaus zu investieren, so daß die Felder bis weit ins 18. Jahrhundert teilweise noch mit frühmittelalterlichen Methoden bewirtschaftet wurden (Zweifelderwirtschaft), und zwischen 1750 und 1770 durchschnittlich über eine Million Scheffel Getreide pro Jahr importiert und teilweise mit Eselskarawanen von der Küste bis nach Madrid transportiert werden mußten.

---

[164] Offenbar nicht nur die Zinszahlungen, sondern auch die Tilgungen von in Flandern, Italien und Deutschland aufgenommenen Krediten wurden unter Karl V. grundsätzlich in Kastilien geleistet (Ibid.: 294).

[165] Wobei selbst der Wollhandel zunehmend in die Hand ausländischer Finanziers geriet (Ibid.: 295).

Wer konnte, floh vom Land, um in der anwachsenden Bürokratie, in der Armee oder im Klerus ein sicheres Auskommen zu finden. In formaler Hinsicht war die Stellung der spanischen Bauern durchaus vorteilhaft, sie waren keine Leibeigenen, aber »unter diesen ökonomischen Bedingungen konnten sie mit ihrer Freiheit wenig mehr anfangen als ihren Besitz zu verkaufen und in die Städte zu ziehen, in die Armee einzutreten oder sich einem religiösen Orden anzuschließen« (Ibid.: 50).

Die Wurzeln der gerade geschilderten Misere reichen möglicherweise bis ins 13. Jahrhundert zurück. Carlos Àlvarez-Nogal und Leandro Prados de la Escosura zufolge stellt die wirtschaftliche Entwicklung Spaniens im Mittelalter und der frühen Neuzeit im westeuropäischen Vergleich eine Anomalie dar, eine Art Invertierung des für Länder wie England und die Niederlande, aber auch Italien geltenden Musters. Den Autoren zufolge hatte der Lebensstandard um 1340 seinen Höchststand erreicht, die Reallöhne sanken nach der großen Pestepidemie aber, stiegen bis Ende des 16. Jahrhundert wieder an, um dann wiederum zu sinken. Das Einkommen pro Kopf der Bevölkerung überstieg demnach erst nach 1820 den Stand von vor 1350. Die Unterschiede zum Rest Westeuropas erklären sich Àlvarez-Nogal und Escosura zufolge erstens aus den Folgen der Rückeroberung der Iberischen Halbinsel von den Mauren und den wiederum daraus resultierenden gänzlich anderen Konsequenzen der Bevölkerungsverluste durch den "Schwarzen Tod". Nachdem die Reconquista 1264 weitgehend abgeschlossen war und viele Muslime aus dem Herrschaftsbereich der christlichen Könige von Kastilien und Aragon nach Granada und Nordafrika flohen bzw. vertrieben wurden, stand den spanischen (und portugiesischen) Bauern im Unterschied zu ihren Standesgenossen im Rest des Kontinent reichlich fruchtbares Land zur Verfügung; die agrarische Produktivität war folglich vergleichsweise hoch, ebenso wie aufgrund der Knappheit von Arbeitskraft in Relation zum verfügbaren Grund und Boden die Reallöhne (Àlvarez-Nogal und Escosura 2013: 1ff.). Die spanische Ökonomie befand sich mithin vor der großen Pestepidemie in einer gänzlich anderen Situation als z.B. die englische. Waren dort Arbeitskräfte im Überfluß vorhanden und Grund und Boden knapp, verfügte die Krone von Kastilien über zu wenig Untertanen, um das fruchtbare Andalusien effektiv zu kolonisieren, nach der Vertreibung der Mauren hatte Sevilla, trotz intensiver Bemühungen des Königs die Stadt neu zu besiedeln, lediglich etwas mehr als ein Viertel der vormaligen Bevölkerungszahl. Die maurischen Äcker und Gärten wichen in den folgenden Jahrzehnten zunehmend Viehweiden, anstelle einer intensiven trat eine extensive auf Latifundien zentrierte Landwirtschaft (Fernández-Armesto 1987: 61-69).[166] Die Pestepidemie verstärkte diese Entwicklung, da Arbeitskräfte noch knapper waren als zuvor bereits, die Produktivität der Landwirtschaft sank, während sie im Rest Europas stieg.[167]

| | Vereinigtes Königreich | Niederlande | Deutschland | Frankreich | Italien | Spanien |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1300 | 25 | | | | 72 | 51 |
| 1348 | 26 | 22 | | | 67 | 54 |
| 1400 | 38 | 31 | | 52 | 78 | 48 |

[166] Zu den gesellschaftlichen Konsequenzen dieser Entwicklung siehe gleichfalls Fernández-Armesto (1987: Kapitel 2).

[167] Die relative Knappheit an Arbeitskräften stellt mithin nur unter spezifischen Bedingungen einen Anreiz für produktive Investitionen dar, wie das weiter oben in Kapitel 3 angeführte Beispiel Ägyptens bereits illustrierte.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1500 | 39 | 37 | 49 | 50 | 68 | 50 |
| 1570 | 39 | 37 | | | 64 | 54 |
| 1600 | 37 | 68 | 34 | 50 | 60 | 53 |
| 1650 | 34 | 69 | | | 62 | 41 |
| 1700 | 55 | 54 | 40 | 54 | 65 | 48 |
| 1750 | 61 | 60 | 45 | 55 | 68 | 46 |
| 1800 | 75 | 67 | 42 | 56 | 60 | 54 |
| 1850 | 100 | 79 | 61 | 78 | 66 | 64 |

Tabelle 4: Bruttoinlandprodukt pro Kopf ausgewählter europäischer Länder (nach Àlvarez-Nogal und Escosura 2013: 23)[168]

Viel spricht folglich dafür, daß Kastilien und Aragon sich bereits vor der Entdeckung Amerikas auf einem anderen Entwicklungspfad (oder eben "Nichtentwicklungspfad") befanden als England und die Niederlande. Der Zustrom amerikanischen Edelmetalls begünstigte wie gesehen nicht allein die "Konsumentenmentalität" der spanischen Gesellschaft und deren institutionelle Inflexibilität, sondern auch die Träume eines Karl V. und Philipp II. von der Erneuerung des römischen Weltreichs, die letztlich im Staatsbankrott mündeten. Aber auch diese Entwicklung hat eine Vorgeschichte, und wahrscheinlich hatte Kastilien bereits mit dem Abschluß der Reconquista die begrenzten Ressourcen überdehnt. Insgesamt gesehen war Spanien schließlich trotz seines Militärs und seiner Kolonien bereits im 16. Jahrhundert im Grunde ein rückständiges Land, dessen Wirtschaft sich alles andere als dynamisch entwickelte; vor allem anderen war das Verharren in mittelalterlichen Denkweisen und Strukturen (wie es z.B. der *Don Quijote* so hervorragend karikiert) für Spaniens Niedergang verantwortlich. Madrids Träume waren auf die Vergangenheit gerichtet in einer Zeit, als andere europäische Mächte die Zukunft gestalteten. Auf der anderen Seite des Atlantik blieben die spanischen Kolonien (im Unterschied zu den englischen in Nordamerika) in feudalen Strukturen, d.h. einer unproduktiven "extraktionistischen" Ökonomie gefangen, welche die Eroberer geschaffen hatten (und deren Erbe bis heute die wirtschaftliche Entwicklung des Kontinents hemmt).

Schon Zeitgenossen waren der Ansicht, daß die Entdeckung Amerikas das Unglück Spaniens gewesen sei. So schrieb ein gewisser González de Cellorigo im Jahr 1600: »Unser Spanien hat so intensiv nach Westindien geblickt, daß seine Einwohner die Angelegenheiten dieser Königreiche vernachlässigten, weshalb sein großer Reichtum Spanien große Armut eingetragen hat« (nach Kamen 2002: 371). Ein Landsmann von ihm stellte 1619 kurz und bündig fest: »Die Armut Spaniens resultierte aus der Entdeckung Amerikas« (nach ibid.). Ob dies nun zutrifft oder nicht, am Ende waren es andere, die sich die Reichtümer Amerikas aneigneten; der Niedergang (oder die Stagnation) Spaniens korrespondierte mit dem zeitgleichen Aufstieg der Niederlande. Als der italienische Astronom Geminiano Montanari 1683 schrieb: »Die Kommunikation der Völker untereinander ist auf dem gesamten Erdball derart verbreitet, daß man fast meinen kann, die Welt sei eine einzige Stadt geworden, in der fortwährend Waren dargeboten werden und wo jeder Mensch von seiner Wohnstatt aus sich mittels des Geldes all das beschaffen

[168] Bei den hier wiedergegeben Zahlen handelt es sich nur um sehr grobe Schätzungen, die lediglich einen Eindruck der gegenläufigen Entwicklungstrends vermitteln können und sollen.

und fürderhin verbrauchen kann, was der Boden, die Tiere und die menschliche Industrie anderswo produzieren. Welch wunderbare Erfindung!«[169], hatte sich die ökonomischen und politischen Verhältnisse gegenüber dem frühen 16. Jahrhundert grundlegend verändert. Sevilla war nicht länger das ökonomische Zentrum Europas, in dem Waren- und Geldströme konvergierten, diese Rolle hatte längst Amsterdam übernommen.

[169] *Della moneta;* nach Marx 1859: 128. Diese Sätze aus dem Jahr 1683 wirken zwar auf den ersten Blick ungemein "modern", es ist aber fraglich, inwiefern sie es tatsächlich sind. Unter Umständen sind die Brüche zwischen unserer und Montanaris Welt gravierender als die Kontinuitäten.

6

## Das goldene Zeitalter der Niederlande

Nachdem der portugiesische König und große Teil des Adels während eines Feldzugs in Marokko im August 1578 bei al-Qasr al-Kabir zugrunde gegangen waren, fiel die Krone Portugals nach kurzem Kampf an Philipp II. von Spanien, der 1580 in Lissabon einmarschierte und das Land als *Dom Felipe I.* regierte. Die Personalunion endete 1640, als mit João IV. aus dem Haus Braganza erneut der Abkömmling einer einheimischen Dynastie den Thron bestieg (vgl. Subrahmanyam 1993: 115f.). Während dieser in historischen Maßstäben relativ kurzen Episode verloren die Portugiesen nahezu alles, was Albuquerque und seine Nachfolger hundert Jahre zuvor im Osten aufgebaut hatten, an die Erzfeinde Spaniens, die Niederländer.

Scheinbar legitimiert durch die Verbindung Portugals mit Spanien und motiviert durch hohe Pfefferpreise und die offenkundige Schwäche der Position des *Estado da Índia*, begannen die Niederländer in den 1590er Jahren, sich gewaltsam in den Asienhandel einzuschalten. Ihnen kam bei der Planung der ersten Expeditionen zugute, daß einige von ihnen entweder in Asien für die Portugiesen tätig gewesen waren – wie Jan van Linschoten, der seine Erlebnisse in zwei 1595 und 1596 erschienenen Reiseberichten detailliert festgehalten hatte – oder aber durch einen Aufenthalt in Lissabon zumindest über Informationen aus zweiter Hand verfügten. Der erste Versuch auf der Kaproute in die Interessensphäre der Portugiesen einzudringen erfolgte 1595.[170] Neun angesehene Amsterdamer Kaufleute hatten am 12. März 1594 die *Compagnie van Verre* (dt. in etwa "*Fernhandelsgesellschaft*") gegründet und 290.000 Gulden aufgebracht. Mit diesem Geld rüsteten sie vier Schiffe aus, die im April 1595 unter dem Kommando von Cornelius de Houtmann (der längere Zeit in Lissabon verbracht hatte) nach dem Fernen Osten aufbrachen. Die kleine Flotte erreichte Bantam auf Java am 23. Juni 1596, wo es nicht zuletzt auch aufgrund portugiesischer Einflußnahme schnell zu Konflikten mit den Einheimischen kam und sich die Beschaffung der Gewürze problematisch gestaltete. Da ihre Zahl zwischenzeitlich durch Skorbut und Fieber dezimiert war, verbrannten die Niederländer ein Schiff bevor sie erneut Segel setzten. Als diese erste niederländische Handelsexpedition nach Ostindien heimkehrte, waren von 249 Männern, die die Reise angetreten hatten nur noch 89 am Leben – ein extremer Blutzoll für einen eher bescheidenen Ertrag; der Wert der Gewürzladung überstieg die Kosten der Reise nur unwesentlich (vgl. Furber 1976: 31; Israel 1995: 318f. und de Vries / van der Woude 1995: 382ff).

Nichtsdestotrotz entsandten im Jahr 1598 fünf rivalisierenden Konsortien insgesamt 22 Schiffe nach Hinterindien. Der Zustrom an Pfeffer verstopfte allerdings die Märkte und ließ die Preise drastisch fallen, so daß die einzelnen wettstreitenden Konsortien vom Bankrott bedroht waren. Um dies zu verhindern, regulierte die Regierung der Republik den Handel und veranlaßte die Gründung einer Vereinigten Ostindienkompanie, in welcher Kapital und Expertise der bis dahin konkurrierenden Kaufleute zusammengeführt wurden. Eine solche Gesellschaft sollte in der Lage sein, das Angebot eines

[170] Ebenfalls ab 1595 erkundeten drei aufeinanderfolgende Expeditionen die Nordostpassage. Alle scheiterten kläglich, die dritte Expedition unter Willem Barentszoon mußte gar auf Nowăja-Semlja, einer unbewohnten Insel im nördlichen Eismeer, den Winter verbringen, bevor sie den Versuch machen konnte, nach den Niederlanden zurückzukehren. Da das Eis die Schiffe nicht freigab, machten die Männer sich teils zu Fuß, teils in offenen Booten auf dem Weg zum nächstgelegenen russischen Stützpunkt. Barentsz. kam auf dieser Expedition um (de Vries / van der Woude 1995: 383).

Produkts mit geringer Nachfragelastizität so zu steuern, daß die Marktpreise auf gleichbleibend hohem Niveau blieben (de Vries / van der Woude 1995: 384).

Vom Staat ermächtigt, Festungen zu errichten, Armeen aufzustellen und Verträge mit asiatischen Herrschern zu schließen, war die VOC im Unterschied zu den jeweils ad hoc finanzierten Handelsexpeditionen von vornherein als dauerhafte Institution konzipiert und mußte entsprechend mit Finanzmitteln ausgestattet werden. Über 1.800 Investoren brachten das Gründungskapital der im März 1602 errichteten *Vereenigde Oost-Indische Compagnie* in Höhe 6.424.588 von Gulden auf. Bei den Anteilseignern wurde unterschieden zwischen Großanlegern, den sog. *bewindhebbers* (dt. "Befehlshaber") und den *participanten* ("Teilhabern"). Die zunächst 76, später 60 *bewindhebbers* bestimmten die Geschicke des Unternehmens, das für die *participanten* eine profitable Anlagemöglichkeit bot. Menschen aus dem ganzen Land kauften Anteilsscheine der Gesellschaft, in Amsterdam allein waren es 1.143 Personen, von denen 80 über 10.000 und 445 weniger als 1.000 Gulden investierten. Die VOC war schließlich mit einem Kapital von 6,45 Millionen Gulden ausgestattet, was sie zur bei weitem größten wirtschaftlichen Unternehmung ihrer Zeit machte – die 1600 gegründete englische *East India Company* war mit umgerechnet lediglich 820.000 Gulden ausgestattet, die von 219 Personen aufgebracht worden waren (Ibid.: 385).

Die VOC begnügte sich nicht damit, in Amsterdam Schiffe auszurüsten und nach dem Osten zu entsenden, schon früh wurde dem Verwaltungsrat der Gesellschaft, den *Heren XVII* klar, daß eine permanente Präsenz in Asien vonnöten war, um die Profitabilität des Unternehmens zu sichern. Als die Direktoren im Jahr 1619 Jan Pieterszoon Coen zum Generalgouverneur für Ostindien ernannten, hatten sie aber keineswegs derart weitreichende Pläne, wie Coen sie entwickelte und in die Tat umsetzte. Coen, der über mehr Geld und Schiffe verfügen konnte als die portugiesische Krone jemals besaß, errichtete zunächst 1619 in Batavia einen befestigten Stützpunkt, der luvseitig der portugiesischen Machtbasen in Goa und Malakka lag, wodurch die strategische Initiative auf Seiten der Niederländer lag.[171] Coen und seine Nachfolger

»machten sich ihren Vorteil wohlüberlegt zunutze, um andere Käufer auszuschalten und ... ein Monopol zu errichten. Sie trachteten zunächst danach, die Portugiesen durch die gewaltsame Übernahme ihrer Handelsniederlassungen aus dem "Landhandel" auszuschalten und den Fernhandel zwischen Portugal und Indien durch Blockade oder Kaperungen zu unterbinden. Der zweite Schritt war, die anderen europäischen oder asiatischen Händler aus den einträglichen Handelsbeziehungen des Archipels zu verdrängen und schließlich die Herrscher der Gebiete, die Haupterzeuger der Gewürze waren, in Abhängigkeit zu zwingen, um so Produktion und Preise im holländischen Interesse zu überwachen« (Parry 1966: 356f.).

Die VOC übernahm mithin im Indischen Ozean jenes Modell, welches die Portugiesen vorgegeben hatten: Bewaffneter Handel mit Hilfe von Festungen und Faktoreien, *fortaleza e feitoria.* Und ebenso wie die Portugiesen hundert Jahre zuvor, versuchten sie, durch militärische Schläge gegen strategische Positionen die Handelswege der Konkurrenten zu unterbrechen. Ein erster Schritt auf diesem Weg war 1605 die Eroberung des

[171] Das Eindringen der Niederländer in den Indischen Ozean wurde dadurch begünstigt, daß die Portugiesen nach Umrundung des Kap der afrikanischen Küste folgten und schließlich das Arabische Meer überquerten, während die Schiffe der VOC direkt nach Osten segelten, bis sie auf die Küste Australiens trafen, von wo aus sie nördlichem Kurs nahmen und Java ansteuerten. Zum systematischen Vergleich der portugiesischen und niederländischen Aktivitäten im asiatischen Raum siehe auch Prakash 1999. Holden Furber beschreibt ausführlich die Frühphase der niederländischen Aktivitäten in Asien (1976: 31–39).

portugiesischen Forts auf Amboina, das im Zentrum der Gewürzinseln lag. Andere Unternehmungen scheiterten allerdings am hartnäckigen Widerstand der Portugiesen, die ihr östliches Imperium mitnichten kampflos preisgaben: Ein Angriff auf Malakka wurde 1606 unter hohen Verlusten für die Angreifer zurückgeschlagen, und die Holländer scheiterten in zwei aufeinanderfolgenden Jahren (1607 und 1608) bei dem Versuch, die Stadt Moçambique zu erobern, den für die portugiesischen Ostindienfahrer wichtigsten Hafen auf dem Weg nach Goa. Erst dreißig Jahre später neigte sich die Wagschale entscheidend zugunsten der Niederländer. Als Anton van Diemen 1636 Generalgouverneur der VOC in Ostindien wurde, trug er den Krieg nach Goa selbst und ließ den Hafen Jahr um Jahr blockieren. An Weihnachten 1637 nahmen sechs portugiesische Galeonen den Kampf mit einer doppelt so starken Blockadeflotte der VOC auf. Nach siebenstündiger Seeschlacht explodierte die portugiesische Galeone *S. Bartholomeus* und setzte die *'s-Gravenhage* und die *Flushing* in Brand. Ein drittes VOC-Schiff wurde durch Geschützfeuer versenkt. Die Sperrung der Seeroute konnte dennoch nicht durchbrochen werden. »Der Ausgang des Kampfs zwischen den beiden ungleichen Streitkräften demonstrierte allen neutralen Beobachtern, daß es dem *Estado da Índia* zwar nicht an Mut oder Seemannschaft mangelte, wohl aber an Kriegsschiffen« (Chaudhuri 1985: 84f.). Der Kampf war praktisch entschieden als van Diemen nach elfjähriger Blockade im Januar 1641 Malakka einnahm. 1656 schließlich kapitulierte die portugiesische Garnison auf Ceylon, womit der Zimthandel in die Hände der VOC überging, und 1663 fiel mit Cochin derjenige Hafen, in welchem die Portugiesen ihre erste permanente Niederlassung aufgebaut hatten. Damit war auch der Glanz des *Estado da Índia* erloschen – auch wenn dessen letzter Repräsentant Goa erst im Jahr 1961 an die indische Regierung übergab.

Zwischenzeitlich hatte die VOC 1620–21 die Banda-Inseln unter ihre Kontrolle gebracht, Heimat der Muskatnußbäume, die an keinem anderen Ort auf der Welt wuchsen. Als wenig später eine durch den Versuch zur Drosselung der Nelkenproduktion ausgelöste Revolte ausbrach, entvölkerten die Befehlshaber der VOC die Inselgruppe, indem sie die Reisversorgung unterbanden, und gaben das Land an niederländische Siedler, die es mit Hilfe von Sklaven bewirtschafteten (vgl. Smith 2002: 88 und Wills 2009: 86f.).[172] Auch wenn die Direktoren in der Heimat Coens Träume von einer niederländischen Siedlungskolonie im Osten nicht teilten (ein angesichts der hohen Sterblichkeit unter den Europäern höchst fragwürdiges Projekt), erschien der direkte Zugriff auf die Produktionszentren dennoch als probates Mittel, das Gewürzmonopol durchzusetzen; die Herrscher des indonesischen Archipels mußten sich nach ihrer Unterwerfung verpflichten, den Gewürzhandel exklusiv den Niederländern zu überlassen, die mit der Eroberung von Makassar auf der Insel Celebes 1666–68 auch den Gewürznelkenhandel fast vollständig unter ihre Kontrolle brachten. Als schließlich das Sultanat von Bantam auf Drängen der VOC 1682 alle Konkurrenten vom dortigen Handel ausschloß, lag scheinbar auch das Pfeffermonopol in Reichweite, aber zu diesem Zeitpunkt hatte die VOC bereits ihre Überlegenheit auf See an die Engländer verloren. Nichtsdestotrotz war es den Niederländern gelungen, die Vermarktung der vier "feinen" Gewürze, d.h. Muskatnüsse und Muskatblüten, Gewürznelken und Zimt, nahezu vollständig unter ihre Kontrolle zu bringen und gewaltige Profite aus dem Verkauf zu erzielen; nicht allein in

[172] Die East India Company wurde zeitgleich von Amboina vertrieben, und die zehn Angestellten der EIC auf brutalste Weise gefoltert und getötet – dies war eine Zeit, in der die Europäer einander mindestens ebenso brutal behandelten wie die sog. "Wilden" (vgl. Milton 1999: 337–39). Im Bereich der Gewürzinseln hielten sich spanische Garnisonen auf Ternate und Tidore, bis diese 1662 aus Furcht vor einem chinesischen Angriff auf die Philippinen abgezogen wurden.

Europa, sondern auch in Asien, wo diese Gewürze fester Bestandteil gastronomischer Traditionen waren.

Bereits Coen hatte den Aufbau des "Landhandels", d.h. des innerasiatischen Handels vorangetrieben und das Direktorium der Gesellschaft gedrängt, ihm zu diesem Zweck weit mehr Schiffe, Material und Männer zur Verfügung zu stellen als für den Verkehr mit Europa benötigt wurden. Die Profite, welche der Aufbau eines ostindischen Handelsimperiums abwarf, konnten seiner Überzeugung nach den gesamten Gewürzhandel finanzieren und somit die Verschiffung von Edelmetall nach Asien erübrigen (de Vries / van der Woude: 386). Auch wenn die Niederländer im Unterschied zu den Portugiesen durchaus über Waren verfügten, die im Osten nachgefragt wurden,[173] war der Handel mit einheimischen Produkten nichtsdestotrotz zwingend notwendig um die Profitabilität des Unternehmens zu sichern. In denjenigen Regionen, in denen sie die Gewürze nicht selbst anbauten, mußten die Niederländer sie entweder käuflich erwerben oder gegen indische Baumwollstoffe tauschen, die auf den Inseln Ostindiens ein begehrtes Gut darstellten. Die Profitabilität des Gewürzhandels hing mithin zu einem nicht geringen Teil von der Verfügbarkeit dieser Baumwollstoffe, der sog. Kalikos ab. Von daher war die VOC schon vor Coens Ernennung bemüht gewesen, an der Koromandelküste Fuß zu fassen, einem der Zentren der indischen Tuchproduktion. 1612 hatte die Gesellschaft den Portugiesen Pulicat abgenommen, das sie in der Folge zu einem befestigten Handelszentrum ausbaute; ab 1630 erlangte dann Bengalen zunehmende Bedeutung im Handelsnetz der VOC.

Eine weitere Handelssphäre der VOC umfaßte den fernöstlichen Raum, bereits 1609 hatte die Gesellschaft Kontakte mit Japan geknüpft, die sie aber solange nicht nutzen konnte, wie es ihr an den chinesischen Handelsgütern (insbesondere Seide, Porzellan und Baumwollstoffe) fehlte, die in Japan nachgefragt waren. Bei den ersten Versuchen, den Chinahandel zu öffnen, scheiterte Coen am Widerstand der Chinesen, Spanier und Portugiesen. Daraufhin begann die Gesellschaft, systematisch chinesische Schiffe anzugreifen, was schließlich dazu führte, daß die chinesische Regierung der VOC zugestand, einen Handelsplatz auf Taiwan, Fort Zeelandia, zu gründen, der von chinesischen Händlern mit ihren Dschunken angesteuert werden konnte und als Drehscheibe des niederländischen Chinahandels fungierte.[174] In der Folge wurde Japan, wo die auf Deshima (einer winzigen Insel im Hafen von Nagasaki) ansässigen Niederländer nach

---

[173] Im Unterschied zu den Portugiesen verfügten die Holländer über ein "industrielles Hinterland", was sie befähigte, den Gewürzhandel zumindest zum Teil mit deutschen Fertigerzeugnissen zu bestreiten. Nach dem Osten verschifft wurden »Helme, Rüstungen, Feuerwaffen, Leinen, Samt, Glas und kunstvolles Spielzeug, das ... *norembergerie* genannt wurde« (Parry 1966: 355). Um 1670 waren schließlich etwa 100 Schiffe regelmäßig zwischen den Niederlanden und Ostindien unterwegs, von denen die meisten eine Verdrängung von rund 600 Tonnen hatten, laut Parry war dies die bei weitem größte Klasse von Handelsschiffen in niederländischem Besitz.

[174] Die Niederländer bedurften – ebensowenig wie vor ihnen die Portugiesen oder nach ihnen die Engländer – keines weiteren Anlasses als die Aussicht auf Beute, um zur Gewalt gegen asiatische Händler und Schiffe zu greifen. »1622 zerstörten niederländische Geschwader vor der Küste Chinas 80 Dschunken auf Anweisung von Generalgouverneur Jan Pietersz. Coen, der befand, daß der Politik der Ming-Kaiser, ausländische Händler aus China fernzuhalten, mit direkter Gewalt ... begegnet werden müsse«. Es überrascht wenig, daß dieses Verhalten den Holländern »den Ruf eintrug, Mörder, Tyrannen und Piraten zu sein« (Subrahmanyam 1997: 88). Wenngleich ihre Anwendung beizeiten auch von Europäern selbst kritisiert, und ihr Ausmaß stets durch Kosten-Nutzen-Erwägungen begrenzt wurde, war Gewalt integraler Bestandteil der kommerziellen Aktivitäten in Asien. Die Gewalt machte auch vor anderen Europäern nicht halt, im Gegenteil, diese waren beim Kampf um die Gewürzmonopole die Hauptgegner. Einen guten Überblick über die Konflikte zwischen den europäischen Ostindiengesellschaften gibt Holden Furber (1976).

der Vertreibung der Portugiesen im Jahr 1637 über ein Handelsmonopol verfügten,[175] zur wichtigsten Quelle des zur Aufrechterhaltung des Gewürzhandels nach wie vor in großen Mengen benötigten Silbers (Ibid.: 394; vgl. auch Howe 1996: 16–32). Schließlich etablierte die VOC sich im Handel zwischen der indischen Westküste, Persien und der Arabischen Halbinsel, die Gesellschaft errichtete 1616 eine permanente Niederlassung in Surat (Gujarat), die den Ausgangspunkt der Routen nach dem Roten Meer (Mocha) und den Häfen am Persischen Golf bildete. Dieses ausgedehnte, als *Indisch Bedriijf* (indischer Betrieb) bezeichnete Netzwerk hatte sein Zentrum in Batavia, dem Sitz des Generalgouverneurs und seines Hohen Rats, der *Hoge Regering* (de Vries / van der Woude: 387).

Die von der VOC verfolgte Strategie war außerordentlich erfolgreich, die Schiffe und die 6,8 Millionen Gulden an Kapital, die in den Osten transferiert worden waren, um den Gewürz- und den diesen stützenden Landhandel aufzubauen, zahlten sich insbesondere ab 1630 aus; Dividenden und Kursgewinne zusammengenommen hatten die Anteile der Gesellschaft bis 1648 eine durchschnittliche Rendite von 27 Prozent pro Jahr erzielt (Ibid.: 396). Der Blutzoll, den das Unternehmen im Gegenzug forderte, war enorm. Während des Bestehens der VOC, d.h. zwischen 1602 und 1792 gingen de Vries und van der Woude zufolge ungefähr 975.000 Menschen an Bord der nach Ostindien segelnden Schiffe. Von diesen kehrten um die 485.000 in die Niederlande zurück, von den restlichen 490.000 mögen sich zwar einige im Osten niedergelassen haben, der größte Teil von ihnen aber erlitt Schiffbruch und ertrank oder ging am Fieber zugrunde. Da nahezu die Hälfte der Rekruten der VOC aus dem Ausland, vor allem Deutschland stammte, galt Holland zu jener Zeit als "Friedhof Deutschlands" (Ibid.: 75).[176]

Obwohl in Batavia und auf Weg nach Ostindien Hunderttausende Niederländer und Deutsche im Dienst der VOC zugrunde gingen, zog es die Menschen in die Ferne. Im 17. Jahrhundert scheint die unbekannte Welt der östlichen Meere eine fast metaphysische Verheißung dargestellt zu haben. So ist in einem Epitaph auf Kapitän Willem Cornelisz. Schouten zu lesen: »In dieser unserer westlichen Welt, wo er geboren und aufgezogen wurde, hielt es den tapferen Schouten nicht; das Feuer seiner innersten Seele drängte ihn sein Glück in der Ferne zu suchen, zu reisen und voranzuschreiten. Dies führte dazu, daß er ruht in der Welt seines Verlangens, sicher nach all seinen Fahrten. Oh großer und neugieriger Geist, ruhe in gesegnetem Frieden« (zit. nach Brook 2008: 24). Schouten wurde in der Hafenstadt Hoorn geboren; er umrundete zwischen 1615 und 1617 den Globus und entdeckte auf dieser Reise Kap Hoorn und die Tonga Inseln. In den 1620er Jahren segelte er im Dienst der VOC in asiatischen Gewässern. Auf der Heimreise starb er aus unbekannter Ursache, kurz bevor sein Schiff die Antongil–Bucht an der Ostküste Madagaskars erreichte. Dort wurde er bestattet. Heute mag dies als Tragödie erscheinen, in den Augen zumindest des unbekannten Verfassers des Epitaphs hatte er seine Erfüllung gefunden – in einem namenlosen Grab an den Gestaden des Indischen Ozeans.

---

[175] Ab 1635 japanischen war Kaufleuten untersagt ins Ausland zu reisen.

[176] Batavia muß ein für Europäer tödlicher Ort gewesen sein, ähnlich wie Bantam auf Sumatra. Die dortige Niederlassung der EIC war für exzessive Korruption berüchtigt, die Direktoren der Company trösteten sich aber damit, daß die Agenten in Bantam wegen der hohen Sterblichkeit in der Regel nur wenig Gelegenheit hatten, sich an ihrem neuen Reichtum zu erfreuen (Chaudhuri 1978: 323). Aber auch Coen und sein Nachfolger Anthony van Diemen starben in relativ jungen Jahren auf Java.

Zu der Zeit, als die VOC gegründet wurde, begann das "goldene Zeitalter" der Niederlande. Es war eine Epoche der kulturellen und wissenschaftlichen Blüte – für die Namen wie Rembrandt, Rubens, Vermeer, Huygens und Leeuwenhoek stehen – sowie der ökonomischen und maritimen Expansion. Die Niederlande waren bereits bei der Thronbesteigung Philipps II. von Spanien im Jahr 1556 dessen reichste Provinz gewesen, die Gründung der Ostindischen und wenig später der Westindischen Kompanie markiert mithin so etwas wie den Kulminationspunkt einer Entwicklung, die bis in das 15. Jahrhundert zurückreicht, als Holländer und Zeeländer begannen, den Handel im Nord- und Ostseeraum und im östlichen Atlantik zu dominieren.[177]

Das wirtschaftliche Zentrum der spanischen Niederlande lag allerdings bis in die 1580er Jahre nicht in Holland, sondern in Flandern; Antwerpen und nicht Amsterdam war damals die wichtigste kommerzielle Drehscheibe Nordwesteuropas, Umschlagsplatz für amerikanisches Silber, ostindische Gewürze, baltisches Getreide und nicht zuletzt Wolle und Tuche – die flämische Tuchindustrie war im 16. Jahrhundert nach wie vor die bedeutendste gewerbliche Konzentration nördlich der Alpen, auch wenn sich im Laufe ihrer langen und wechselhaften Geschichte die Produktionszentren von den Städten auf das Land verlagert hatten (vgl. Kulischer 1928: 165). Die von der spanischen Krone verfolgte Politik der religiösen Intoleranz und Refeudalisierung führte dann aber in der Konsequenz zum Niedergang von Handel und Gewerbe in Flandern.[178] Der Konflikt eskalierte, als 1564 Vertreter der niederländischen Generalstände, unter ihnen Wilhelm I. von Oranien und der Graf von Egmond, gegen die Politik Philipps protestierten und die Einstellung der Verfolgung von protestantischen Christen sowie die Wiederherstellung städtischer Freiheiten forderten. Philipp entsandte daraufhin den Herzog von Alba als Statthalter in die Niederlande. Alba versuchte, die von den Calvinisten weiter angefachte Unruhe ("Bildersturm") mittels eines 1567 eingerichteten Sondergerichts, dem sogenannten "Rat der Unruhen" (auch als "Blutrat von Brüssel" bekannt), gewaltsam zu unterdrücken. Albas Schergen richteten in den folgenden Jahren tausende Aufständische hin, unter ihnen am 5. Juni 1568 auch die Grafen von Egmond und Hoorn. Im gleichen Jahr begann mit der Schlacht von Heiligerlee (in der Provinz Groningen) der Krieg zwischen Spanien und den Niederlanden.

Zwar unterstützten 1576 in der *Genter Pazifikation* alle 17 Provinzen die Forderung nach Abzug der spanischen Truppen und religiöser Toleranz, und die Aufständischen konnten mit Hilfe ihrer Flotte große Teile der Niederlande von der spanischen Herrschaft befreien, die Einheit des Landes zerbrach aber, als sich 1579 die überwiegend römisch-katholischen südlichen Provinzen zur Union von Arras zusammenschlossen. Die protestantischen Territorien im Norden gründeten daraufhin die Utrechter Union, aus der 1581 die *Republik der Vereinigten Niederlande* hervorging. Die südlichen Provinzen der neuen Republik wurden ab 1581 von spanischen Truppen unter dem Kommando des neuen Statthalters Alessando Farnese, Herzog von Parma, zurückerobert. Schließlich fiel 1585 Antwerpen, und Farnese ließ alle Protestanten aus der Stadt vertreiben. Die flämischen Weber flohen in den Norden (oder über den Ärmelkanal nach England), während die Schiffe der Rebellen den Hafen Antwerpens

[177] Zur politischen Geschichte der Niederlande siehe vor allem Israel (1995).

[178] Der wirtschaftliche Abstieg Antwerpens begann bereits 1548, als die Portugiesen die aus dem Indischen Ozean herangeschafften Gewürze nicht länger exklusiv in der Schelde-Metropole vermarkteten. Zur gleichen Zeit ging der Handel zwischen Deutschland und Norditalien deutlich zurück, was die Prosperität der süddeutschen Handelshäuser untergrub. Diese wurden durch den spanischen Staatsbankrott von 1557, der die Aussetzung des Schuldendienstes zur Folge hatte, vollends ruiniert; was wiederum in Antwerpen zu einer Finanzkrise führte.

nal nach England), während die Schiffe der Rebellen den Hafen Antwerpens blockierten und die Stadt vom Meer abschnitten.[179] Der Niedergang der Metropole an der Schelde steht folglich in direktem Zusammenhang mit dem Aufstieg Amsterdams zur Handelsmetropole (vgl de Vries / van der Woude 1995: 368).

Spanien und die Niederlande führten, abgesehen von einem zwölfjährigen Waffenstillstand, der von 1609 bis 1621 dauerte, 80 Jahre Krieg gegeneinander. Die Kämpfe endeten formal erst, als Spanien 1648 im Haager Frieden die Republik der Niederlande anerkannte. Aber während das iberische Land sich in den Waffengängen finanziell verausgabte, erlebten die Provinzen an Maas, Rhein und Zuiderzee zur gleichen Zeit eine Phase der ökonomischen Expansion und der kulturellen Blüte. Es gehört zu den Ironien der Geschichte, daß ein Großteil des amerikanischen Silbers schließlich in die Schatztruhen der Todfeinde Philipps II. wanderte. Laut Henry Kamen geschah dies hauptsächlich auf drei Wegen: Erstens wurde in Sevilla und später Cadiz über Mittelsmänner direkt Silber gegen Fertigwaren und landwirtschaftliche Erzeugnisse getauscht. »Der englische Botschafter berichtete 1662, daß wenigstens ein Drittel des in diesem Jahr mit den Schiffen eintreffenden Schatzes an die Holländer gehen würde, und daß dieses Verhältnis bei jeder Flottenankunft ungefähr das gleiche sei« (Kamen 2002: 433). Zweitens fand auch das von genuesischen und portugiesischen Händlern eingenommene Silber fast umgehend seinen Weg auf den niederländischen Markt, und drittens wurde Edelmetall direkt von Sevilla in die Spanischen Niederlande verschifft, primär um die dortigen Truppen zu entlohnen; und auch ein großer Teil dieses Silbers fand seinen Weg in die nördlichen Rebellenprovinzen. An dieser Situation konnten die Spanier kaum etwas ändern, da sie auf die Republik der Niederlande als Lieferant von Rohmaterial für den Schiffbau und Weizen angewiesen waren (Ibid.: 433f.). Umgekehrt organisierten die Holländer auch in Kriegszeiten die spanischen Wollexporte und waren zur Finanzierung ihres Ostasienhandels auf das spanische Silber angewiesen; es bestand zwischen den beiden verfeindeten Nationen eine paradoxe Symbiose. Spanien brauchte die Niederlande, oder besser: es brauchte die niederländischen Schiffe und Seeleute; die niederländische Dominanz des Seehandels war in den Jahrzehnten um 1600 derart ausgeprägt, daß niemand sonst die Versorgung mit der gleichen Verläßlichkeit und zu ähnlich niedrigen Frachtraten hätte übernehmen können. Auf der Gegenseite wären hingegen die Niederlande ohne den Spanienhandel nicht imstande gewesen ihre Kriegsanstrengungen zu finanzieren.[180]

Der Wohlstand der späteren Republik der Niederlande entsprang tatsächlich zum größten Teil dem Meer. Zwar waren auch Landwirtschaft und Gewerbe vergleichsweise hoch entwickelt, der Aufstieg des kleinen Landes zu einer europäischen Großmacht wäre aber ohne die Aktivitäten der Reeder und Kaufleute undenkbar gewesen. Die Strukturen des maritimen Handels hatten sich im ausgehenden Mittelalter herausgebildet, die Niederländer unterschieden damals zwischen zwei unterschiedlichen Sphären, der *Westvaart* und der *Oostvaart*. In Richtung Westen fungierte zunächst Antwerpen als Umschlagplatz für Textilien und Gewürze, während in Frankreich, Spanien und Portugal Wein, Wolle und Salz geladen wurden. An den Küsten der Ostsee erwarben Kauf-

[179] Zum Kontext der spanischen Politik in den Niederlanden vgl. Kamen (2002, Kap. 4 und 7).

[180] Die Habsburger versuchten zwar, diese Geschäfte zu unterbinden und erließen 1574, 1584, 1598 und 1621 entsprechende Anordnungen, die aber nie dauerhaft umgesetzt wurden. »Wenn die Befolgung der Embargos energisch betrieben wurde, waren sie nur von kurzer Dauer, und wenn die Embargos lange aufrecht erhalten wurden, konnten sie nicht durchgesetzt werden« (de Vries und van der Woude 1995: 370).

leute aus Amsterdam und Middelburg Getreide und Schiffbaumaterialien (Holz, Hanf und Teer) im Austausch gegen Tuche, Metallwaren und Luxusgüter.[181] Der Ostseehandel wurde bereits um 1500 von den Niederländern dominiert, in der Periode von 1497 bis 1503 stammten 70 Prozent aller Schiffe, die für die Passage durch den Belt Zoll entrichteten, aus den Niederlanden, und von diesen wiederum 78 Prozent aus Holland (de Vries / van der Woude 1995: 350).[182]

Nach dem Niedergang Antwerpens wurden *Westvaart* und *Oostvaart* von niederländischen Kaufleuten zu einem einzigen System mit Amsterdam als Mittelpunkt und zentralem Stapelplatz integriert.[183] Eine der großen Leistungen der Seefahrer aus Holland und Zeeland war, daß sie Massengüter wie Getreide und Salz, die im Vergleich zu Luxusgütern nur geringe Margen abwarfen, profitabel in großen Mengen über weite Distanzen transportieren konnten; die Transportkosten wurden soweit gesenkt, daß baltisches Getreide mit Gewinn in Spanien verkauft werden konnte, während sich umgekehrt Salz von der Atlantikküste im Bereich der Ostsee gegen die Erzeugnisse deutscher und polnischer Salzsieder behauptete (Ibid.: 357).[184] Mehrere Faktoren waren dafür verantwortlich, daß die Niederländer ihre Konkurrenten bei den Kosten für den Seetransport deutlich unterbieten konnten. Zunächst übernahmen sie um 1460 die auf der iberischen Halbinsel entwickelte *carveel* (Karavelle), einen Schiffstyp der wegen der besseren Segeleigenschaften schnell an Stelle der Koggen und Holks des Mittelalters trat (Ibid.: 296; 354f.). Darüber hinaus waren die Arbeitskosten in den Niederlanden offenbar niedrig, sei es, weil Kleinbauern der Küstengebiete als Seeleute anheuerten um zu einem Zusatzverdienst zu kommen (Ibid.: 352), oder weil die Lebenshaltungskosten wegen der Verfügbarkeit billigen Getreides niedriger lagen als anderswo (zu dieser Zeit wurde der größte Teil eines Haushaltseinkommens für Nahrungsmittel aufgewendet). Der vielleicht wichtigste Grund für die günstigen Frachtraten war aber die Nutzung der Heringsflotten für den Warentransport.

Eine der Säulen der niederländischen Ökonomie war der Fischfang, genauer gesagt die Heringsfischerei. Neben Käse und Butter wurden Heringe zum wichtigsten im Inland erzeugten Exportartikel der Niederlande. Die Heringsfischerei bestand nicht nur aus den Männern und Schiffen auf See, sondern aus einer ganzen Reihe von Betrieben, die notwendig waren, damit die Schiffe auslaufen und die Fische verkauft werden konnten: Hanfbauern und Taumacher, Holzfäller und Sägewerke, Pechsieder, Flachsbauern und Segelmacher, Salzsieder und Böttcher, Werften und Häfen waren Bestandteile dieses "vorindustriellen" Komplexes.[185] Um die steigende Nachfrage nach gesalzenem He-

---

[181] Dieses Charakteristikum des Ostseehandels hatte sich Findlay und O'Rourke zufolge bereits im Mittelalter herausgebildet. Zunächst wurden zunächst vor allem Wollstoffe gegen Primärprodukte wie Pelze, Wachs, gesalzene Heringe und in zunehmendem Maße Getreide, Roheisen, Schiffbauholz, Pech und Teer (letztere Produkte waren für die expandierende Werfindustrie bestimmt) ausgetauscht. Die Zahl der nach Westen verschifften Pelze (die verwendet wurden, um die Kleidung der Reichen zu verzieren) ging im frühen 15. Jahrhundert in die Hunderttausende; den Autoren zufolge transportierte ein einziger Konvoi der Hanse 450.000 Pelze von Riga nach Brügge (Findlay und O'Rourke 2007: 212).

[182] Das Ausgreifen der Niederländer in den Ostseeraum führte im 15. und frühen 16. Jahrhundert zu teilweise heftigen Konflikten mit der Hanse (vgl. de Vries / van der Woude 1995: 351ff.).

[183] Den wertmäßig größten Anteil an den Importen der Habsburgischen Niederlande hatten 1567 allerdings zu Land und auf Flüssen transportierte italienische Seide und andere Erzeugnisse aus der Lombardei und Süddeutschland, erst an zweiter Stelle kamen englische Tuche, gefolgt von baltischem Getreide (vgl. ibid.: 360).

[184] Zu den Margen im Getreidehandel siehe ibid.: 373.

[185] Die Niederländer fingen in Süß- und Salzwasser eine Vielzahl unterschiedlicher Fische, am wirtschaftlich bedeutendsten war jedoch der Hering; die Heringsfischerei wurde auch als die "Große Fischerei" bezeichnet. Der Fernhandel mit getrocknetem oder gesalzenem Fisch war aber keineswegs von den Niederländern initiiert

ring befriedigen zu können, wurden schon früh Anstrengungen zur Intensivierung der Produktion unternommen, die schließlich in der Entwicklung des "Herings-Bus" gipfelten. Der Einsatz dieser Vorläufer der modernen Fabrikschiffe ermöglichte, die Fische weit von den Heimathäfen entfernt zu fangen, z.B. im Bereich der Doggerbank und vor der englischen Küste, und noch an Bord zu konservieren, d.h auszunehmen und einzusalzen. Die Verarbeitung des Fangs auf See stellte de Vries und van der Woude zufolge eine der wichtigsten Basisinnovationen des 15. Jahrhundert dar, der Heringsbus war demnach ein zentraler Faktor für den Aufstieg der Niederlande zur führenden europäischen Wirtschaftsmacht im 16. Jahrhundert. Fässer mit Salzheringen wurden schließlich zu einem der wichtigsten Exportartikel im Handel mit Deutschland und dem Ostseeraum (Ibid.: 243). Dies schuf die Grundlage für ein frühes Beispiels eines vertikal integrierten Wirtschaftsprozesses: Die Fangschiffe waren von April oder Mai bis September auf See, im Oktober und November wurden die Fässer mit den gesalzenen Fischen in den Ostseeraum expediert. Mit den Erträgen aus deren Verkauf erwarben die Händler in den Wintermonaten Getreide, welches sie nach Westen verschifften, sobald die Seefahrtsrouten im Frühjahr wieder offen waren.[186]

Die Einnahmen aus der Veräußerung des Korns flossen wiederum in den Kauf von Salz und die Ausrüstung der Fangschiffe für die neue Saison. Salz wurde aber nicht nur zum Pökeln von Heringen benötigt, sondern auch direkt in den Ostseeraum exportiert; in der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert wurden im Durchschnitt 25.900 Last Salz durch den Sund nach Osten transportiert, 78 Prozent davon auf niederländischen Schiffen. Der Bedarf war derart hoch und der Handel mit dem Mineral so profitabel,[187] daß niederländische Schiffe sogar die Küste Venezuelas aufsuchten, um dort Salz zu laden (kein gefahrloses Unterfangen, da Spanier und Niederländer sich im Krieg befanden), bis 1621 die spanische Regierung den Zugang zur Salzlagune von Araya mit einer großen Festung sperrte (Ibid.: 419).[188] Diese Verbindung von Heringen, Salz und Getreide stellte fraglos einen für die weitere Entwicklung der niederländischen Wirtschaft entscheidenden Wachstumsmotor dar.[189]

---

worden, sowohl getrockneter Kabeljau als auch Salzheringe wurden bereits im Mittelalter über große Distanzen transportiert (vgl. insbes. Fagan 2006).

[186] Der Aufstieg der niederländischen Fischereiindustrie wurde nicht allein durch technologische Verbesserungen und massive Investitionen befördert, auch die Unterstützung dieses Wirtschaftssektors durch die Politik spielte eine wichtige Rolle. Dies betraf sowohl die Regulierung des Verarbeitungsprozesses zum Zweck der Sicherstellung einer gleichbleibenden Qualität des Produkts als auch die militärische Sicherung der Fischereiflotten. James D. Tracy (1993) zufolge resultierte der Aufstieg der Niederlande zur führenden Seemacht auch aus der Notwendigkeit, die Heringsflotten vor gezielten Angriffen feindlicher Mächte, insbesondere der Spanier durch den Einsatz schlagkräftiger Kriegsflotten zu schützen. Die Heringsflotte umfaßte demnach in den 1560er Jahren um die 700 Schiffe (Ibid.: 253).

[187] Im Jahr 1621 machten Heringe und Salz den Autoren zufolge 45 Prozent des Werts aller Exporte in den Ostseeraum aus (Ibid.: 419).

[188] In den Jahren 1599 bis 1605 liefen nicht weniger als 768 niederländische Schiffe Venezuela an, um dort Salz zu laden (Ibid.: 397). Der größte Teil des in der Heringsindustrie verwendeten Pökelsalzes scheint allerdings in den Niederlanden selbst aus Meerwasser in torfbefeuerten Salzpfannen gewonnen worden zu sein. Das importierte Salz besaß aber eine höhere Qualität besaß als das durch Verbrennen von salzhaltigem Torf gewonnene niederländische Äquivalent (Fagan 2006: 115)

[189] Der baltische Handel wurde von den Niederländern als "Mutterhandel" betrachtet. So sprach z.B. ein Zeitgenosse davon, der Handel mit dem Ostseeraum sei »die Seele unserer gesamten Wirtschaft, von ihm hängen alle anderen Handelsgeschäfte und verarbeitende Gewerbe ab« (nach ibid.: 374). Die Verhältnisse hatten sich seit der Blütezeit der Hanse gewandelt. Auch wenn es üblich ist, die mittelalterliche Ostsee mit dem Mittelmeer zu vergleichen, so handelte es sich Marian Malowist zufolge doch eher um ein "Mittelmeer des kleinen Mannes" – weder dem Wert noch dem Volumen nach konnten sich die von der Hanse gehalten Güter mit dem messen, was ihre Zeitgenossen aus Amalfi, Pisa, Genua oder Venedig zwischen Orient und Okzident expe-

Die Nachfrage nach den gesalzenen Fischen (bei denen es sich vor der Erfindung des Matjes um alles andere als eine Delikatesse handelte) war Brian Fagan zufolge vor allem aufgrund der christlichen Fastengebote derart hoch. Die Verpflichtung, nicht nur Freitags und in der Fastenzeit, sondern auch an einer Vielzahl anderer Tage auf den Konsum von Fleisch zu verzichten, nötigte die Bewohner des christlichen Abendlands immer weiter von der Küste entfernte Fanggründe anzusteuern und wurde zu einer der wichtigsten Triebkräfte der maritimen Expansion und damit auch zum Motor der technologischen und ökonomischen Entwicklung Europas (vgl. Fagan 2006: 123, 202). Der Handel mit gesalzenem Hering befand sich allerdings im ausgehenden Mittelalter noch weitgehend in den Händen der Hanse, welche die Fanggründe vor der südschwedischen Küste kontrollierte. Auf der Fischmesse in Schonen wurden pro Jahr je nach Fangmenge zwischen 50.000 und 300.000 Fässer, entsprechend ungefähr 5.000 und 30.000 t, des Fischs umgeschlagen; die Unmengen Salz, die für die Konservierung benötigt wurden, machten Lüneburg und Lübeck reich (Ibid.: 107).[190] Im Bereich der Nordsee waren zunächst Scarborough und Great Yarmouth die Zentren der Heringsfischerei; Fagan zufolge segelten im frühen 14. Jahrhundert jedes Jahr 30 bis 50 mit gesalzenem Hering beladene Schiffe von Great Yarmouth nach Bordeaux, um dort Wein zu laden (Ibid.: 114). Erst als im frühen 15. Jahrhundert die Zahl der Heringe im Kattegat dramatisch abnahm und der Hafen von Great Yarmouth versandete, schlug die Stunde der Niederlande, die in den folgenden Jahrhunderten den Markt für Salzheringe dominierten, wie gesehen nicht zuletzt wegen der Kostenvorteile, welche aus dem Einsatz des "Heringsbus" resultierten (Ibid.: 120 und 160ff.).

Während die Heringsfischerei sich in relative Nähe der Häfen an der Nord- und Ostseeküste abspielte, zog der im Vergleich zum Hering wesentlich höher geschätzte Kabeljau die Fischer Nord- und Westeuropas an weit entfernte Gestade; zwar kam der Fisch auch in der Nordsee vor, die reichsten im Mittelalter bekannten Bestände befanden sich aber vor der Westküste Irlands und vor allem in den Gewässern um Island. Die Fischer, die im Februar den stürmischen Nordatlantik befuhren, benötigten Schiffe, die dem offenen Ozean gewachsen waren; sie entwickelten den Dogger, ein vergleichsweise kleines Fahrzeug, das den nordwesteuropäischen Seeleuten aber den offenen Ozean erschloß (Ibid.: 168f.).

»Der robuste, langsame Dogger trug die Fischer von den Nordseeküsten mitten im Winter weit auf die See hinaus, auf der Suche nach Kabeljau, einem Nahrungsmittel welches im europäischen Leben eine derartige Bedeutung erlangte, daß es als Fleisch des Meeres bezeichnet wurde. Um den Fisch zu fangen nahmen Männer und Jungen große Entbehrungen auf sich. Geschützt nur durch Kleidung aus Wolle und Leder, von eisiger Gischt und Wellen gepeitscht, von Tag zu Tag nur von Schiffszwieback und eben jenem Stockfisch ernährt, den sie jagten, fischten sie bei schönem wie schlechten Wetter, in Sonne, Schnee und Graupel, wohl wissend daß in jedem Augenblick die Hände eines launischen Gottes ihnen das Leben rauben könnten. Sie waren dort, weil Doktrinen in Schriften die sie nicht zu lesen vermochten vorschrieben, daß jedermann zur Fasten-

---

dierten (Malowist 1966: 24f.). Das Volumen und die Bedeutung des Ostseehandels stieg jedoch ab dem 15. Jahrhundert deutlich an, als im Westen zunehmend Getreide, Bauholz und gewerbliche Rohstoffe wie Flachs und Hanf aus den Ländern jenseits der Elbe nachgefragt wurden; die nach Westeuropa verschifften Güter wie Pelze und Wachs büßten im Gegenzug an Bedeutung ein. Für Malowist war der expandierende baltische Handel von entscheidender Bedeutung für die ökonomische Expansion Westeuropas, weil er sowohl Gewerbe und Seefahrt stimulierte als auch dringend benötigte Rohstoffe und Nahrungsmittel lieferte. Seiner Ansicht nach ist unwahrscheinlich, daß der kommerzielle und gewerbliche Aufschwung der Niederlande und Englands ohne den "Mutterhandel" mit dem Ostseeraum möglich gewesen wäre (Malowist 1958: 26f., 37).

[190] Die Hanse verwendete nicht nur einheimisches Salz, das Bestreben, die Qualität des Produkts zu verbessern, führte dazu, daß bereits um 1400 Salz aus Portugal importiert wurde.

zeit Fisch zu essen habe, und weil Könige aus dem geringsten Anlaß gegen andere Könige ins Feld zogen« (Ibid.: 172f.).

Dies war ein Abenteuer, an dem die Niederländer nicht teilhatten, sie überließen das Geschäft mit dem Kabeljau weitgehend den Portugiesen und Bretonen, die auf den Great Banks vor der Küste Neufundlands den Fisch in bis dahin ungeahnten Mengen fingen. Und auch wenn sie die Heringsfischerei in technologischer und organisatorischer Hinsicht perfektionierten, war der gesalzene *Clupea harengus harengus* letztlich nur mehr ein Produkt unter vielen, als gegen Ende des 16. Jahrhundert mit Entwicklung des *fluitschip*, einem auf den Frachttransport zu niedrigsten Kosten (d.h. mit möglichst geringer Besatzung je Mengeneinheit Fracht) spezialisierten Schiffstyp die direkte Verbindung zwischen Heringsfischerei und Getreidehandel zerbrach, da der *heringsbus* als Transportschiff nicht mit dem *fluitschip* konkurrieren konnte (de Vries / van der Woude 1995: 247; 296).

Der Einsatz des *fluitschip* ermöglichte den Kaufleuten aus Holland und Zeeland in der Periode zwischen den späten 1570er Jahren und dem dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhundert ihre Handelsaktivitäten kontinuierlich auszuweiten, die *Oostvaart* schloß schließlich auch den Rußlandhandel via Archangelsk sowie die atlantischen Walfanggründe ein, während die *Westvaart* zu einem weltumspannenden Netzwerk wurde: Die von Amsterdam, Hoorn oder Middelburg nach Westen auslaufenden Schiffe steuerten Häfen in Italien und der Levante, in Brasilien und Spanisch-Amerika, in Indien, dem Malayischen Archipel, China und Japan an (Ibid.: 376). Ein Grund für diese geographische Expansion war de Vries und van der Woude zufolge die defizitäre Zahlungsbilanz im baltischen Handel, ein Großteil des spanischen Silbers wanderte von Amsterdam weiter in den Ostseeraum, wo große Mengen an Edelmetall benötigt wurden, um die Getreidelieferungen zu bezahlen. Tatsächlich gelang es den Niederländern, die Silberexporte sukzessive durch Pfeffer, Gewürznelken, Muskatnüsse, Seidenstoffe und anderen östliche Luxusgüter, aber auch Erzeugnisse aus Amerika wie Zucker und Tabak zu substituieren. Die Exporte derartiger Waren in den Ostseeraum stiegen im 17. Jahrhundert signifikant an, 1661–1670 transportieren holländische Schiffe 14,5 Millionen Pfund "Kolonialwaren" durch den Dänischen Sund, und bis 1731–1740 stieg dieses Volumen auf 32 Millionen Pfund (de Vries 1976: 199f). De Vries zufolge dürfte zwar der innereuropäische Handel insgesamt profitabler gewesen sein als der Überseehandel, dies aber nur deshalb, weil letzterer ersteren begünstigte (Ibid.: 143).

Während des gesamten 17. Jahrhundert war Amsterdam nicht nur der Marktplatz Europas, sondern auch der wichtigste Finanzplatz des Kontinents. Hier bildeten sich Institutionen heraus, die zwar teilweise (insbesondere im Bereich des Finanzwesens) an in Norditalien bereits seit dem Mittelalter etablierte Praktiken anknüpften, in ihrem Zusammenspiel aber durchaus originär waren und rückblickend ausgesprochen "modern" wirken. Dies betrifft zunächst die Konstruktion der Aktiengesellschaft, die sich dynamisch entwickelte. Die Struktur der VOC war aber nicht von Beginn in der Form konzipiert, die sie schließlich annahm, sondern bewegte sich sukzessive in diese Richtung. Ihre Gründung war wie gesehen neben dem Bemühen, die Verkaufpreise durch eine Regulierung des Angebots hoch zu halten, durch die Einsicht motiviert, daß die vereinzelten niederländischen Händler, die um 1600 im Indischen Ozean operierten, jeweils für sich genommen niemals das Kapital hätten aufbringen können dessen es bedurfte um Kontrolle über den Gewürzhandel an dessen Quelle zu erlangen. Die Gründungsurkunde der VOC legte allerdings fest, daß die Gesellschaft nur für 10 Jahre Bestand ha-

ben und anschließend liquidiert werden sollte, in ähnlicher Weise wie zuvor bei Handelspartnerschaften üblich. Aus diesem Grund waren die ersten Anteilsscheine keine Aktien im modernen Sinn,[191] sondern eher Quittungen über die Höhe der Einzahlung, die aber veräußerbar und nicht an die Person gebunden waren – bereits 1607 hatte ein Drittel des Gründungskapitals der VOC den Besitzer gewechselt (vgl. Ferguson 2008: 128ff.).[192] Die Existenz eines Marktes für diese Anteilsscheine, einer "Börse", erleichterte fraglos die 1612 getroffene Entscheidung, die Gesellschaft nicht wie geplant zu liquidieren, sondern permanent fortzuführen; die *Vereenigde Oost-Indische Compagnie* wurde somit im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhundert Europas erste funktionierende Aktiengesellschaft.

In Amsterdam wurden aber nicht nur Anteilsscheine gehandelt, sondern nahezu jede damals verfügbare Ware und Dienstleistung. Man konnte mit Hilfe eines Agenten oder direkt an der Getreidebörse Güter aus aller Welt kaufen (Gewürze aus Ostindien, Seide und Porzellan aus China, Zucker aus Brasilien, Getreide aus dem Ostseeraum usw.), diese Transaktionen mit Hilfe der ansässigen Kreditinstitute finanzieren, Schiffsraum mieten und die Ladung gegen Schiffbruch und Piraterie versichern.[193] Zeitungen, Preislisten und Kaffeehäuser beförderten darüber hinaus den Informationsaustausch unter den Kaufleuten, die bemüht waren die Kosten ihrer ökonomischen Transaktionen möglichst niedrig zu halten.[194]

Das Ausmaß und die Reichweite der finanziellen Transaktionen führten parallel zur Entstehung von "Börsen" auch zur Entwicklung von Mittel zur Erleichterung des Zahlungsverkehrs. Lange Zeit waren Wechsel das wichtigste Instrument zur Abwicklung und Finanzierung von Handelsgeschäften. Ein Wechsel ist im Grunde lediglich ein Dokument, welches ein Zahlungsversprechen beinhaltet; d.h. Kaufmann A verpflichtet sich zu einem bestimmten Termin am Ort B das Papier gegen Vorlage in Bargeld zu tauschen (damit ist der Wechsel gleichzeitig eine Kreditvereinbarung). Bereits im Mittelalter wurden Wechsel ausgestellt, um den aufwendigen Transport von Münzen oder Edelmetallen zu vermeiden; in der frühen Neuzeit nahm der Wechsel neben seiner Funktion als Finanzierungsinstrument zunehmend auch diejenige des Zahlungsmittels ein. Damit das Papier diese Funktion erfüllen konnte, mußte es lediglich weitergegeben ("indossiert"), d.h. vom ursprünglichen Wechselnehmer an eine dritte Person übertragen werden können.[195]

---

[191] Nicht zuletzt auch deshalb, weil die über keinen einheitlichen Nennwert verfügten.

[192] Die Tatsache, daß die VOC gegründet worden war um zu dauern, hatte eine Konsequenz, die nach de Vries und van de Woude bei der Errichtung nicht intendiert war: Anleger, die flüssige Mittel benötigten, konnte diese nicht einfach aus dem Unternehmen abziehen, sondern mußten *und konnten* ihre Anteile an der Amsterdamer Börse wie eine Handelsware veräußern (1995: 385).

[193] Die Niederländer dominierten lange den Markt für Schiffsversicherungen. So wurde z.B. während des dritten Englisch-Niederländischen Kriegs 1672–74 die britische Handelsflotte in Amsterdam gegen Kriegsschäden versichert (Blanning 2007: 99).

[194] Diese von die Vries und van der Woude beschriebene Szenerie mutet durchaus modern an, wenngleich die Autoren einschränkend betonen, daß der Zugang zu Informationen wesentlich eingeschränkter war als heute, da weder der Staat noch die *Wisselbank* (s.u.) noch die VOC einer Informationspflicht unterlagen (de Vries / van der Woude 1995: 149). "Insiderwissen" dürfte für den ökonomischen Erfolg folglich eine weit größere Rolle gespielt haben als dies heute der Fall ist (zumindest als wir annehmen, daß es der Fall ist); nichtsdestotrotz stellte die Konzentration von Waren, Geld, Dienstleistungen und Informationen unter den zeitgenössischen Bedingungen den Autoren zufolge einen großen Durchbruch hin zu einer modernen Ökonomie dar.

[195] Zur Erhöhung der Flexibität des Wechsel trug auch die Möglichkeit bei, ihn vor dem Fälligkeitsdatum bei der Bank des Ausstellers einzulösen, d.h. zu "diskontieren". – Im Unterschied zum Wechsel ist ein Scheck wegen seiner sofortigen Einlösbarkeit lediglich Zahlungsmittel und kein Instrument zur Finanzierung.

Mit der zunehmenden Ausbreitung von Wechseln als Zahlungsmitteln ging der Aufstieg des Bankwesens einher, Wechsel wurden zunehmend nicht mehr im Kontor eines Kaufmanns sondern von dessen Bank eingelöst. Die Aufgabe der 1609 in Amsterdam gegründeten *Wisselbank* bestand darin, Einlagen zu verwalten, Transfers zwischen den Konten vorzunehmen und Wechsel auszuzahlen. Die in der Stadt ansässigen Kaufleute waren verpflichtet, alle Wechsel über 600 Gulden auf die *Wisselbank* auszustellen, was sie praktisch zwang, ein Konto bei der Amsterdamer Bank zu führen, die auf diese Weise schnell zu einer Schlüsselinstitution des entstehenden Welthandels wurde (Ibid.: 130f.). Die *Wisselbank* war allerdings keine Geschäftsbank im modernen Sinn, noch erfüllte sie die Funktion einer Zentral- oder Notenbank, was das niederländische Bankensystem im Vergleich zu den zeitgleich entstehenden oder bereits etablierten Institutionen in London und Antwerpen zumindest auf den ersten Blick als eher konservativ und restriktiv erscheinen läßt.[196] Neben der *Wisselbank*, die nur der Stadt Amsterdam und der VOC Kredite gewährte, existierte allerdings eine separate Kreditanstalt, die *Bank van Lening* oder *Lombard*, welche gegen Hinterlegung einer Sicherheit Geld verlieh; zudem arbeiteten in Amsterdam über 60 sog. *kassiers*, kleine Bankhäuser nach flämischem Vorbild, welche die Vermögen der Kaufleute verwalteten und den Zahlungsverkehr zwischen den Amsterdamer Handelshäuser abwickelten, während die Funktion der *Wisselbank* offenbar primär auf den Außenhandel beschränkt blieb (Ibid.: 132f.).[197] In diesem Kontext engagierte sich die Amsterdamer *Wisselbank* schließlich ab 1683 auch im Handel mit Edelmetallen, deren Bereitstellung im Zuge der Ausweitung des Handels mit Asien zunehmend an Bedeutung gewann. Dadurch, daß die Wisselbank begann Edelmetalldepots zu verwalten, wurde Amsterdam Europas Gold- und Silberreservoir (Ibid.: 133f.).[198]

Darüber hinaus entstand in den Niederlanden, ausgelöst durch die enormen finanziellen Anstrengungen des Unabhängigkeitskampfes so etwas wie der direkte Vorläufer der modernen Fiskalpolitik: der Staat nahm in Krisenzeiten Anleihen auf und bestritt die Zinszahlungen aus den laufenden Steuereinnahmen. Was sich beim Gegner als ruinöse Praxis erwies (die spanische Krone mußte wie gesehen mehrfach ihren Bankrott erklären), hatte in den Niederlanden keine vergleichbaren Konsequenzen. Die Republik der Niederlande konnte die Kampfhandlungen erfolgreich über fortlaufende Kreditaufnahmen finanzieren, ohne daß die Höhe der Staatsschuld (1640 mußten 60 Prozent der Steuereinnahmen für Zinszahlungen verwendet werden) die Zahlungsfähigkeit und die Bonität der öffentlichen Hand beeinträchtigt hätte (Ibid.: 114f.).[199]

Die Steuern und Abgaben, welche die Republik ihren Bürgern aufbürdete, waren im Vergleich zu den Nachbarländern konsequenterweise außerordentlich hoch, sie betrugen noch 1716–20 ungefähr das Doppelte dessen, was in England erhoben wurde (Ibid.: 110f.). Die Kaufleute und Bürger liehen nicht nur dem eigenen Staat Geld, der

---

[196] Die Konten bei der *Wisselbank* waren durch deren Edelmetallbestände abgesichert, die de Vries und van der Woude zufolge 90 Prozent der Einlagesumme betrugen, im Vergleich zu lediglich unter 50 Prozent bei der Middelburger *Wisselbank* (Ibid.: 133).

[197] Der Aufstieg Amsterdams zur europäischen Finanzmetropole wurde de Vries und van de Woude zufolge aber auch durch die im europäischen Vergleich niedrigen Zinssätze in Holland begünstigt (Ibd.: 134f.).

[198] Daß die *Wisselbank* in diesem Bereich tätig wurde lag den Autoren zufolge primär an einer Änderung der japanischen Handelspolitik, welche die VOC zwang, in großem Umfang Edelmetalle nach Asien zu verschiffen (Ibid.: 134).

[199] Der beständige Anstieg der Staatsschuld korrespondierte allerdings ab Beginn des 18. Jahrhundert nicht mehr mit einem entsprechend Anwachsen der ökonomischen Aktivitäten, die Stagnation der niederländischen Ökonomie führte folgerichtig auch zu einer Krise der Staatsfinanzen (Ibid.: 124–28).

Finanzplatz Amsterdam wurde auch genutzt um öffentliche Anleihen anderer Staaten zu plazieren.[200]

Bei dem fortgeschrittenen Stand der Institutionen kann schließlich kaum verwundern, daß die Niederlande der Ort der ersten großen Spekulationswut waren, der sogenannten "Tulpenmanie". Im Sommer 1636 breitete sich der Handel mit Tulpenzwiebeln wie ein unwiderstehliches Feuer in Amsterdam aus,[201] eine einzelne Zwiebel wurde für 5.500 Gulden verkauft. In den ersten Monaten des folgenden Jahres erreichte die Manie ihren Höhepunkt »als Hunderte von gewöhnlichen Bürgern sich in Tavernen trafen, um Tulpenzwiebeln zu kaufen und zu verkaufen, die sie weder haben wollten noch liefern konnten. Sie schlossen Wetten auf den zukünftigen Preis der Zwiebeln ab«.[202] Dieser *windhandel*, wie Termingeschäfte bald genannt wurden, kollabierte schließlich in der zweiten Februarwoche 1637 aus unbekannter Ursache, und die vor Gericht nicht einklagbaren Kontrakte blieben ebenso unerfüllt wie die Hoffnungen auf schnellen Reichtum (de Vries / van der Woude 1995: 150f.).[203]

Auch nachdem die Niederlande ihren Status als europäische Großmacht eingebüßt hatten blieb Amsterdam Europas bedeutendstes Finanzzentrum (Ibid.: 153ff.). Noch weit in das 18. Jahrhundert hinein überstieg der in der Stadt abgewickelte Wechselverkehr den Bedarf der niederländischen Wirtschaft bei weitem. Bis die durch den Siebenjährigen Krieg (1756–63) ausgelöste Finanzkrise diese Rolle unterminierte, wurden selbst die englischen Unterstützungszahlungen an deutsche Fürsten und die Währungstransaktionen für den gesamten englischen Handel mit Rußland über Amsterdam abgewickelt (Ibid.: 136).[204] Niederländische Auslandsinvestitionen spielten laut de Vries und van der Woude zudem wahrscheinlich keine unbedeutende Rolle bei der ökonomischen Entwicklung Englands, allerdings ist dies schwer zu quantifizieren, und man befindet sich zudem mitten in der alten Debatte darüber, ob und inwieweit das akkumulierte Handelskapital die Industrialisierung finanzierte (dazu weiter unten mehr). Umgekehrt kann man darüber diskutieren, ob es nicht eben der Kapitalabfluß war – mithin die Verwandlung von (aktiven) Kaufleuten in (passive) Rentiers –, der den Niedergang der niederländischen Ökonomie zumindest mit verursachte (vgl. Ibid.: 157).

Wie dem auch sei, die Niederlande wurden nicht zur "Werkstatt der Welt", die ökonomischen Aktivitäten blieben weitgehend auf die Bereich Handel und Finanzen ausgerichtet. Nicht, daß es dem Land an Handwerkern gefehlt hätte, nach dem Niedergang Antwerpens begann das produzierende Gewerbe in den nördlichen Provinzen

---

[200] So wurde z.B. 1714 eine österreichische Anleihe zu 8 Prozent Zinsen angeboten. Der Zinssatz war ungewöhnlich hoch, weil für die Schuldverschreibungen nicht von der Republik gebürgt wurde, die sich ab 1713 (d.h. nach dem Ende der Ära der Religionskriege) einer Politik strikter Neutralität verschrieben hatte. Zuvor waren entsprechend verbürgte österreichische Anleihen zu 5 Prozent aufgelegt worden (Ibid.: 142).

[201] Nach Aussage zeitgenössischer Kommentatoren angefacht durch schwere Ausbrüche der Pest, die den Menschen jegliche Hemmungen nahm.

[202] Eine detaillierte Darstellung der Tulpenmanie liefert Mike Dash (1999).

[203] "Freie" Märkte für Kapital und Waren luden bereits im frühen 17. Jahrhundert zur Spekulation ein. De Vries und van der Woude zufolge scheinen schon um 1550 Kaufleute in Amsterdam so etwas wie Warentermingeschäfte abgeschlossen und noch nicht geerntetes baltisches Getreide und noch nicht gefangene Heringe zu spekulativen Preisen gekauft zu haben.

[204] Die "Emanzipation" des Finanzplatzes London von Amsterdam impliziert nicht, daß der niederländische Kapitalmarkt an Bedeutung verlor. Im Gegenteil nahm das Volumen der in der holländischen Metropole abgewickelten Transaktionen bis zum durch die französische Besetzung 1795 ausgelösten Zusammenbruch noch weiter zu (vgl. ibid.: 163).

rasch zu expandieren,[205] Leiden wurde zu einem Zentrum der Wollverarbeitung,[206] Haarlem lieferte Leinenstoffe, Delft Töpferwaren, Gouda Tonpfeifen und Schiedam Spirituosen; einen großen Wachstumsschub bewirkte auch die Relokation des flämischen Textilgewerbes nach Holland und England; eine Bewegung, die infolge des Konflikts mit den Spaniern bereits in den 1560er Jahren einsetzte. Auch dem Schiffbau kam erhebliche ökonomischer Bedeutung zu. Die Werften in Holland und Zeeland entfalteten, eine nicht unerhebliche Innovationskraft; sie standen wie bereits erwähnt im Zentrum einer großen Anzahl von Zulieferbetrieben, die Holz, Segel, Taue, Instrumente und Proviant lieferten (vgl. Ibid.: 279f.). Schließlich stand das Land lange Jahre an der Spitze des wissenschaftlich-technologischen Fortschritts, es war nach Ansicht von Harold J. Cook sogar Ausgangspunkt der "wissenschaftlichen Revolution" der Neuzeit (Cook 2007). Die Niederlande wurden aber dennoch im Unterschied zu England trotz der Verfügbarkeit billiger Energie (Torf, Wind und Wasser) und der aktiven Rolle des Staates bei der Förderung des Gewerbes niemals zur Industrienation, es mangelte dem Land an der Dynamik seines insularen Widerparts.[207] Laut de Vries und van der Woude scheint es, als sei die Barockkultur der Niederlande nicht im Europa der Aufklärung angekommen – obwohl sie für deren Emergenz die Rolle eines "Geburtshelfers" gespielt hatte (de Vries / van der Woude: 342ff.).[208]

Rückblickend deuteten sich Stagnation und Niedergang in dem Moment an, als der Versuch der Niederländer scheiterte, den Atlantikhandel unter ihre Kontrolle zu bringen. Nicht zuletzt die Erfolge der VOC führten 1621 zur Gründung der *Verenigde West Indische Compagnie*, der WIC, mit dem Ziel, den Portugiesen auch den Amerikahandel zu entreißen und darüber hinaus in Spanisch-Amerika Fuß zu fassen. Erste Angriffe auf Bahia (in Brasilien) und São Jorge da Mina (an der afrikanischen Goldküste) scheiterten allerdings, so daß der Handel mit Sklaven und Zucker der WIC zunächst verschlossen blieb, man verlegte sich statt dessen auf die Seeräuberei. Der größte finanzielle Ertrag der Westindischen Kompanie blieben jene legendären 11,5 Millionen Gulden, die Ad-

---

[205] Daß die einzelnen Gewerbe trotz geringer Kaufkraft, d.h. einem in Relation zu den Getreidepreisen niedrigen Löhnen im "langen" 16. Jahrhundert expandierten, lag den Autoren zufolge primär daran, daß die Bevölkerung Europas und damit auch die Nachfrage nach handwerklichen Erzeugnissen insgesamt wuchs und das niederländische Gewerbe stark exportorientiert war (Ibid.: 272f.).

[206] Charles Wilson zufolge war Leiden Mitte des 17. Jahrhundert das wichtigste industrielle Zentrum Europas, die in der Stadt jährlich produzierten Tuche hatten einen Wert von 9 Millionen Gulden (1960: 213).

[207] Für einen zusammenfassenden Überblick über die Entwicklung des produzierenden Gewerbes in den Niederlanden siehe ibid.: 334ff.

[208] Zur materiellen Kultur der Niederlande im 17. Jahrhundert siehe vor allem Schama 1987. – Die Diskussion über die Ursachen des wirtschaftlichen Aufstiegs der Republik der Niederlande führt unweigerlich auch auf Max Webers These vom ursächlichen Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Protestantismus, der Darstellung dieser seiner Ansicht nach kausalen Beziehung ist sein berühmter Aufsatz "Die protestantische Ethik und der Geist der Kapitalismus" (1904/05) gewidmet. Während Weber (sehr grob gesprochen) der Ansicht war, die Religion verändere Gesellschaft und Ökonomie, macht es de Vries und van der Woude mehr Sinn davon auszugehen, daß die gesellschaftlichen und ökonomischen Strukturen des Landes (eine weitgehend monetarisierte Marktwirtschaft in Verbindung mit einem hohen Maß an persönlicher Freiheit) die Ausbreitung sowohl des Calvinismus als auch des Kapitalismus beförderte (de Vries / van der Woude 1995: 167). Die Autoren weisen darauf hin, daß bereits Johan Huizinga davor warnte, den Einfluß des Calvinismus auf das gesellschaftliche Leben des Landes zu überschätzen. Huizinga zufolge war die Blüte der Niederlande im 17. Jahrhundert weniger der protestantischen Häresie als dem mittelalterlichen Erbe geschuldet, für ihn lieferte viel eher Erasmus von Rotterdam, der große (katholische) Humanist, den interpretativen Schlüssel zum Verständnis der kapitalistischen Kultur der Republik als der Genfer Sektierer Calvin (vgl. ibid: 168). Letztlich plädieren de Vries und van der Woude dafür, den Protestantismus innerhalb des gesamtgesellschaftlichen Kontexts zu betrachten. Die Auswirkungen der Reformation waren demnach z.T. indirekt und nicht intendiert; die Förderung der individuellen Lektüre der Heiligen Schrift bedingte massenhafte Literalität, die bessere Schulausbildung kam dann aber auch ganz anderen Bereichen zugute (Ibid.: 170).

miral Piet Heyn erbeutete, als ihm 1628 die gesamte spanische Silberflotte in die Hände fiel – was der Gesellschaft erlaubte, eine Dividende von 75 Prozent auszuschütten. Die WIC verfügte nach diesem Coup auch über das nötige Kapital, um eine mit 7.000 Matrosen und Soldaten bemannte Flotte von 67 Schiffen auszusenden, die im Jahr 1630 Pernambuco im Nordwesten Brasiliens eroberte. Nachdem die Streitkräfte der Gesellschaft die Portugiesen auch noch aus São Jorge da Mina (1637, die Niederländer änderten den Namen des Ortes in Elmina) und Luanda in Angola vertrieben hatten, befand die WIC sich in einer Position die ihr ermöglichte, den atlantischen Dreieckshandel mit europäischen Fertigwaren, afrikanischen Sklaven und amerikanischem Zucker in großen Stil zu betreiben. Die Gesellschaft verschiffte nach bescheidenen Anfängen im Jahrzehnt nach 1636 ungefähr 30.000 Sklaven nach Brasilien und war 30 Jahre lang nach den Portugiesen der zweitgrößte Akteur in diesem grausamen Geschäft (Ibid.: 399f).[209]

Trotz dieses vordergründigen Erfolgs war die WIC, die 1644 über mehr als 100 Schiffe und 10.000 Angestellte verfügte, dennoch kein profitables Unternehmen; die Investitionen zahlten sich nicht aus, der kumulierte Verlust betrug 1636 bereits 7,8 Millionen Gulden und wuchs in den folgenden Jahren kontinuierlich an. Dies lag nicht zuletzt daran, daß die Gesellschaft nach dem Vorbild der VOC als Monopolgesellschaft konzipiert war und entsprechende Strukturen aufbaute, die hohe Fixkosten generierten. Monopole waren aber im atlantischen Handel nicht durchzusetzen, nicht einmal in den Niederlanden selbst und schon gar nicht gegenüber den englischen, französischen, dänischen und portugiesischen Konkurrenten. Konsequenterweise wurde zwischen 1637 und 1645 im Durchschnitt nur ein Drittel der brasilianischen Zuckerexporte auf Schiffen der WIC transportiert. Schließlich geriet die WIC infolge der Wiedererlangung der portugiesischen Unabhängigkeit im Jahr 1640 in Brasilien auch politisch unter Druck. Ein Aufstand der portugiesischen Pflanzer markierte den Beginn ihres Niedergangs, 1654 hatten portugiesische Truppen die letzten brasilianischen Gebiete (Recife und Paraiba) zurückerobert, und von Niederländisch-Amerika war nicht mehr geblieben als ein armseliger Landstrich an der Guayana-Küste (das heutige Surinam) und eine Handvoll Inseln in der Karibik, von denen Curaçao die bedeutsamste war, da sich dort der größte Sklavenmarkt der Region etablierte.

Die Zentren der sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert dynamisch entwickelnden Zuckerproduktion lagen von nun an aber außerhalb des niederländischen Einflußbereichs, und die Bedeutung Curaçaos als Sklavenmarkt verfiel, als die französische *Compagnie des Indes Occidentales* und die englische *Royal African Company* ab 1664 bzw. 1673 in diesem Geschäft aktiv wurden (Ibid.: 402; 465f.). Für sich genommen warf der Handel mit afrikanischen Sklaven aber nur moderate Profite ab. Ob eine Reise von Westafrika nach Brasilien, Surinam oder in die Karibik überhaupt lohnte, hing von der Sterblichkeit während der Überfahrt und den schwankenden Preisen für die menschliche Ware ab. Die Margen waren den von de Vries und van der Woude präsentierten Daten zufolge derart eng, daß eine von den üblichen 12,5 auf 10 Prozent reduzierte Mortalität den Gewinn um 70 Prozent ansteigen ließ, eine Verbesserung der Relation von Einkaufs- zu Verkaufspreis um 5 Prozent erhöhte ihn um ganze 116 Prozent (Ibid.:

[209] In Afrika eroberten sie neben Elmina 1637 auch Axim und Shama an der Goldküste, die Küste Angolas besetzten sie zwischen 1641 und 1648. Zwischen 1650 und 1674 verschleppte die WIC ungefähr 57.000 Afrikaner in die Karibik (de Vries / van der Woude 1995: 465f). Mit dem Verlust der Zuckeranbaugebiete machte Eric Wolf (1997: 150) zufolge allerdings der Versuch, die afrikanischen Küsten großflächig zu kontrollieren, keinen Sinn mehr, und die Niederländer wurden in diesem Geschäft zu einem Akteur unter vielen; nahezu alle nord- und westeuropäischen Länder engagierten sich im Sklavenhandel.

469ff.).[210] Aufgrund dieser Zahlen wird klar, warum eine große Zahl der Reisen über den Atlantik Verluste einbrachten. Eine Erfolgsgeschichte wie diejenige der VOC sollte sich im Westen also nicht wiederholen, die Niederlande spielten in der ab Mitte des 17. Jahrhundert zunehmend an Dynamik gewinnenden atlantischen Ökonomie keine signifikante Rolle. Zwar handelten sie im großen Stil mit Sklaven, versäumten aber, ihre Anstrengungen auf zwei andere Produkte zu konzentrieren: Zucker und Baumwollstoffe. Das kleine Land an der Nordsee verlor nach einer glanzvollen Epoche, in welcher es als Schrittmacher fungiert hatte, den Anschluß an die ökonomische Entwicklung – während England den Grundstein für sein Imperium legte.

[210] Die Mortalitätsrate der Schiffsbesatzungen war ebenfalls hoch, sie lag für eine 18 Monate lange Dreiecksreise bei ca. 18 Prozent (Ibid.: 469).

7

## Der lange Weg nach Plassey

Zehn Pfund Muskatnuß kosteten auf den Bandainseln um 1600 weniger als einen englischen Penny, in London hingegen mußte für die gleiche Menge mehr als £2 10s gezahlt werden, eine sagenhafte Differenz von 60.000 Prozent (Milton 1999: 6). Derartige Gewinnspannen lockten im frühen 17. Jahrhundert schließlich auch die Engländer in den Osten. 1600 wurde die *East India Company of London* (EIC) gegründet, 1601 organisierte die Gesellschaft ihre erste Reise, auf der in Bantam eine Ladung Pfeffer erworben und unterwegs eine portugiesische Karacke gekapert werden konnte (Parry 1966: 353). In der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert waren die Briten ihren Konkurrenten aus Hoorn, Middelburg und Amsterdam aber in jeder Hinsicht unterlegen.[211] Zwar gelang es der *East India Company* im Jahr 1616 sich auf Run festzusetzen, der einzigen Insel des Banda-Archipels, die noch nicht von der VOC kontrolliert wurde, und die Einwohner dazu zu bewegen, die Oberhoheit der englischen Krone anzuerkennen (was diese angesichts der von der VOC und ihren japanischen Hilfstruppen im Archipel begangenen Greuel nur zu bereitwillig taten; vgl. Milton 1999: 272ff.), der Versuch der Gesellschaft, am Handel mit Muskatnuß und Gewürznelken teilzuhaben, scheiterte aber am Ende kläglich. Nachdem es ab 1618 zu ersten offenen Feindseligkeiten zwischen den Engländern und der VOC im Raum des indonesischen Archipels gekommen war gelang es den Niederländern bereits 1620, die *East India Company* von Run zu vertreiben und sich damit das Muskatnuß-Monopol zu sichern. 1623 wurden die in der Faktorei auf Ambon, einer ergiebigen Quelle von Gewürznelken, tätigen englischen Kaufleute von den Niederländern unter dem Vorwand, sich mit japanischen Söldnern der VOC verschworen zu haben, brutal gefoltert und anschließend pauschal exekutiert. Damit war die englische Präsenz auf den Gewürzinseln praktisch beendet, und die EIC vom Zugang zu den "feinen Gewürzen" abgeschnitten. Die Gesellschaft mußte ihre Aktivitäten im Bereich des Indonesischen Archipels auf den Erwerb von Pfeffer beschränken, der aber ein weit weniger profitables Handelgut war (vgl. Furber 1976: 42ff.).

Das Scheitern des Versuchs, sich auf den Gewürzinseln festzusetzen, brachte die EIC an den Rand des Ruins, vor dem sie nur das persönliche Eingreifen des englischen Lordprotektors Oliver Cromwell bewahrte. Die 1659 erneuerte Gesellschaft richtete ihr Augenmerk nun auf Indien, wo sie in Surat und Madras bereits Niederlassungen besaß, zu denen bald Bombay und Kalkutta hinzukommen sollten. Die Niederlage im Kampf um die Gewürzquellen – die EIC hatte schließlich 1682 mit Bantam auch ihre wichtigste Quelle für Pfeffer an die Niederländer verloren – erwies sich langfristig als Glücksfall für die Briten.[212] »In Indien fanden die Engländer heraus, daß Asien dem Handel mehr und Besseres zu bieten hatte als bloß Gewürze. Vor allem erzeugte Indien die besten Baumwollgarne und -stoffe, und daraus zogen die Engländer rasch Nutzen« (Landes 1998: 171). Daß die Engländer schließlich die Niederlande als führende Handelsmacht ablösten, lag aber nicht nur daran, daß die Nachfrage nach Gewürzen letztlich begrenzt war, während der Markt für Baumwollstoffe dynamisch expandierte. Der Tri-

[211] Zur Frühphase der Aktivitäten der EIC in Indien siehe vor allem Furber 1976: 64–78.

[212] Kapitän James Lancaster, der die erste von der East India Company organisierte Expedition kommandierte, hatte bereits 1602 in Bantam (auf Java) eine Niederlassung gegründet, es stellte sich aber bald heraus, daß Sumatra ein besserer Absatzmarkt für die indischen Fertigwaren war, mit denen die EIC ihren "Landhandel" betreiben wollte, und so gründete Kapitän Thomas Best 1613 Faktoreien in Achin und drei anderen Häfen auf der Insel (Furber 1976: 41).

umph Britanniens war auch und vielleicht vor allem Ergebnis einer gegen die kommerzielle Vormachtstellung der Niederlande gerichteten Strategie.

Ein gewisser John Evelyn schrieb im Jahr 1674 in einem Buch mit dem Titel *"Navigation and Commerce, their Origin and Progress"*: »Wer immer den Ozean beherrscht, beherrscht den Welthandel, und wer den Welthandel beherrscht, beherrscht die Reichtümer der Welt, und wer die Reichtümer der Welt beherrscht, beherrscht die Welt selbst« (nach Rodger 2004: vii).[213] Die Formulierung geht wahrscheinlich auf Sir Walter Raleigh zurück, der bereits um 1600 geäußert haben soll: »whosoever commands the sea, commands the trade of the world; whosoever commands the trade of the world commands the riches of the world, and consequently the world itself« (nach Price 1999: 56). Was um 1600 noch die Einzelmeinung eines Freibeuters darstellte, war um 1700 allgemeiner Konsens geworden und stellte so etwas wie das Credo des Merkantilismus dar. Dieser vom Zeitalter des Barock bis weit ins 18. Jahrhundert das Denken der Mächtigen dominierenden Doktrin zufolge bedurfte es militärischer Macht, um jene Ressourcen zu sichern, welche wiederum benötigt wurden, um Armeen und Kriegsschiffe zu finanzieren (vgl. Viner 1949).

Bis Mitte des 17. Jahrhundert dominierten allerdings wie gesehen die Niederländer und nicht die Engländer den Handel, nicht nur in Übersee, sondern auch im Nord- und Ostseeraum; die Reichtümer der Welt flossen nach Amsterdam, nicht nach London. Die unter Oliver Cromwell 1651 erlassenen *Navigation Acts* sollten diese Verhältnisse gründlich ändern; die Gesetze richteten sich direkt gegen die Rolle der Niederländer als Zwischenhändler, indem sie vorschrieben, daß Waren nach England nur auf englischen Schiffen oder solchen aus den Ursprungsländern transportiert werden durften; der gesamte Außenhandel der englischen Besitzungen in Übersee mußte zudem über das Mutterland abgewickelt werden. Die niederländische Handelsflotte hatte bis dahin einen großen Teil des Warenverkehrs von und nach England abgewickelt, und neuen Bestimmungen lösten den ersten der englisch-niederländischen Kriege des 17. Jahrhundert aus, der am 29. Mai 1652 mit der Seeschlacht bei den Goodwin Sands begann. Nach insgesamt wechselhaftem Kriegsverlauf (vgl. Rodger 2004: 11–19) beendete der am 8. Mai 1654 geschlossene Vertrag von Westminster vorerst die Kampfhandlungen. Die Niederlande verpflichteten sich, die englischen Gesetze zu respektieren, und waren damit vom Handel mit England und dessen Kolonien weitgehend ausgeschlossen – was den Anfang vom Ende der niederländischen Vormachtstellung im Welthandel markierte. Zumindest chronologisch stehen damit die *Navigation Acts* am Beginn des Aufstiegs Britanniens zur führenden Seemacht,[214] ihre Verabschiedung korrespondierte mit dem Einsetzen eines Strukturwandels des britischen Außenhandels der derart tiefgreifend war, daß Ralph Davis ihn als "Handelsrevolution" bezeichnete.

---

[213] "Moderne" Strategien wie die Förderung des wirtschaftlichen Wachstums oder die Senkung der Transaktionskosten durch Freihandel – im Unterschied zu mit Waffengewalt abgesicherten Monopolen –, waren Ronald Findlay und Kevin O'Rourke zufolge mit dem merkantilistischen Denken unvereinbar, das auf ein statisches Modell begrenzter Ressourcen rekurrierte wie die Einsicht in den wechselseitige Nutzen friedlicher Handelsbeziehungen (Findlay und O'Rourke 2007: 227ff.).

[214] Laut Findlay und O'Rourke handelte es sich bei der Navigationsakte keineswegs um eine archaische Form der Regulierung, sondern um einen sehr modernen und effizienten Ansatz, denn *innerhalb* der britischen Handelsmarine wurde die Konkurrenz keinesfalls ausgeschaltet (Findlay / O'Rourke 2007:: 240f.). Die Autoren beziehen sich bei ihrer positiven Einschätzung der Gesetze primär auf David Ormrod, für den der eher an einem "liberalen" *laissez-faire* Paradigma orientierte niederländische Ansatz mit für die Niederlage der Vereinigten Provinzen im Handelskrieg mit den Briten verantwortlich war (vgl. Ormrod 2003, Kap. 10). Zur Bedeutung der Navigationsakte für den englischen Außenhandel siehe auch Davis 1960: 296f.

Englische Kaufleute hatten bereits Mitte des 16. Jahrhundert begonnen, neue Märkte jenseits der Meere zu erschließen. Die Gründung der *Muscovy Company* im Jahr 1555 war Resultat einer Expedition, die 1553 in London aufgebrochen war, um die "Nordost-Passage" zu finden, welche entlang der russischen Nordküste in den Pazifischen Ozean führen sollte. Die Passage erwies sich zwar als Schimäre, die Engländer erreichten aber immerhin das am Weißen Meer gelegene Archangelsk und nahmen Kontakt zu dem vom westlichen Europa bis dahin isolierten Zarenreich auf. Obwohl in Rußland großer Bedarf nach englischen Fertigerzeugnissen bestand, bleib der Handelsverkehr zwischen London und Moskau nicht zuletzt aufgrund der Gefahren der nördlich des Polarkreises verlaufenden Route aber letztlich unbedeutend (Parry 1966: 366f.). Andere Ziele und Routen waren vielversprechender, ab 1570 investierten englische Kaufleute in den Aufbau von Handelsbeziehungen mit dem Ostseeraum, der Iberischen Halbinsel und der Levante. Die 1579 gegründete *Eastland Company* exportierte vor allem Stoffe nach dem Baltikum und importierte im Gegenzug Getreide und insbesondere von den Werften benötigte Rohstoffe wie Holz, Pech, Hanf, aber auch Flachs und Eisen. Die 1581 respektive 1583 gegründeten *Turkey and Venice-Companies* verbanden sich bereits 1592 zur *Levant Company*, deren Schiffe und diejenigen der 1573–74 ins Leben gerufenen *Spanish Company* transportierten auf der Ausreise ebenfalls Stoffe (die zum Zweck der Finanzierung der Importe teilweise sogar unter den Einstandskosten verkauft wurden, was mit zum Ruin des italienischen Textilgewerbes beitrug), und luden im Gegenzug hochwertige Merino-Wolle, Wein, Trockenfrüchte, Seide, Gewürze und ebenfalls Eisen.[215] Der große Erfolg insbesondere der Levant Company war einer der Gründe dafür, daß die East India Company ins Leben gerufen wurde, zwischen beiden Gesellschaften bestanden personelle Überschneidungen (Wrightson 2000: 178). Hinsichtlich der Menge der transportierten Güter entwickelte sich allerdings noch mindestens bis Mitte des 17. Jahrhundert der Binnenhandel wesentlich dynamischer als der Überseehandel. Während bei letzterem die Gesamttonnage der eingesetzten Schiffe zwischen 1582 und 1660 gerade einmal um ein Drittel anwuchs, hatte sich diejenige der Küstenfrachter verfünffacht (Ibid.: 181). Dieser imposante Anstieg dürfte allerdings zum größten Teil der Ausweitung der Kohletransporte von Nordengland in die Städte im Süden des Landes geschuldet sein.

Der Handel mit dem nördlichen Europa und dem Mittelmeerraum verlor dann in dem Maße an relativer Bedeutung, wie das Volumen des Warenverkehrs mit den Westindischen Inseln, den nordamerikanischen Kolonien sowie dem asiatischen Raum anstieg, mit der Ausweitung des Überseehandels ab Mitte des 17. Jahrhundert trat der britisch Außenhandel in eine neue Phase ein (Ibid.: 237). Die Zusammensetzung der englischen Ausfuhren hatte sich bis dahin trotz der gerade skizzierten Aktivitäten seit dem 12. Jahrhundert kaum verändert; die Exporte bestanden zum überwiegenden Teil aus Rohwolle oder Wollstoffen; noch 1640 machten Tuche 80 bis 90 Prozent der Waren aus, die in London verschifft wurden. Sechs Jahrzehnte später hatte sich dieses Bild vollkommen verändert, in den Jahren 1699 bis 1701 bestanden nur noch 47 Prozent der englischen Ausfuhren aus Wollstoffen; 30 Prozent des Wertes der Ladungen der von den englischen Häfen abgehenden Schiffe waren Reexporte von Waren aus Amerika oder Asien, und 10 Prozent Exporte einheimischer Produkte nach Übersee (Davis 1954: 162).[216]

---

[215] Zur Bedeutung des Mittelmeerhandels siehe auch Colley 2002: 25; 33; 70.

[216] Zum Strukturwandel des englischen Außenhandels vgl. auch Rapp 1975.

| | |
|---|---|
| Wein (hauptsächlich Spanien und Portugal) | 24.000 t |
| Zucker (Westindien) | 23.000 t |
| Eisen (hauptsächlich Schweden) | 18.000 t |
| Tabak (Nordamerika) | 15.000 t |
| Hanf und Flachs (Ostseeraum, Rußland) | 10.000 t |
| Pfeffer (Indien) | 9.000 t |
| Rosinen (Spanien) | 8.000 t |

Tabelle 5: Menge und Herkunft ausgewählter Importwaren 1699 (nach Davis 1956: 61)

Das Wachstum des Außenhandels beschleunigte sich im 18. Jahrhundert nochmals deutlich, die verzollten Importe stiegen von ca. £6.000.000 Warenwert um 1700 auf £12.200.000 in 1770, und die legalen Exporte im gleichen Zeitraum von £6.470.000 auf £14.300.000; die Tonnage der Handelsmarine verdreifachte sich während dieser Periode nahezu, fuhren 1702 ungefähr 3.300 Schiffe mit 260.000 ts unter englischer Flagge, waren es 1776 9.400 Schiffe mit 695.950 ts (Porter 1991: 189).[217] Und wenngleich die *Navigation Acts* wie gesehen für sich genommen lediglich sicherstellten, daß die englischen Reeder und Seeleute sowie der englische Staat von der neuen Kolonialökonomie profitierten, so markiert ihre Verabschiedung rückblickend tatsächlich den Anbruch eines neuen Zeitalters.

Das enorme Anwachsen der englischen Im- und Exporte war zum größten Teil dem gestiegenen europäischen Verbrauch an Tabak, Zucker und Baumwollstoffen geschuldet, die von kostbaren Exotika zu "alltäglichen Luxusgütern" wurden (Ibid.: 150f.; 158).[218] Die europäische Nachfrage nach diesen überseeischen Erzeugnissen war im Unterschied zu jener nach Pfeffer und anderen Gewürzen nahezu unbegrenzt, und insbesondere die Ausweitung des Zuckeranbaus ab Mitte des 17. Jahrhundert veränderte die Rolle, welche Amerika in der Wahrnehmung der Engländer spielte komplett. Ab dem späten 16. Jahrhundert hatten die von den Spaniern in Peru und Mexiko geförderten Edelmetalle Freibeuter wie Sir Francis Drake (um nur den berühmtesten zu nennen) in die Karibik gelockt, wo sie versuchten, sich auf See und zu Lande[219] die Reichtümer der spanischen Krone anzueignen. Der berüchtigte Henry Morgan tat es seinem großen Vorbild gleich, und erbeutete 1668 bei einem Angriff auf das am Isthmus von Panama gelegene Porto Bello 100.000 Pesos. Nur drei Jahre überfiel Morgan mit 2.000 Männern Panama und erbeutete £30.000. Diese Aktionen riefen die englische Regierung auf den Plan, die mittlerweile Frieden mit Spanien geschlossen und die Attacken der Freibeuter unterbinden wollte, welche womöglich der Entwicklung der karibischen Zuckerplantagen schadeten. Morgan wurde verhaftet und nach London gebracht, dort gelang es ihm aber die Verantwortlichen davon zu überzeugen, daß kein Mann besser für die Bekämpfung der Piraterie geeignet sei als er. Zum Ritter geschlagen kehrte Morgan der Pirat als Sir Henry nach Port Royal zurück, um sein neues Amt als Gouverneur von Jamaica anzutreten. Seine ökonomischen Aktivitäten beschränkten sich in der Folge auf seine Rol-

[217] Das Gesamtvolumen des englischen Außenhandels wuchs Davis' Schätzungen zufolge zwischen den 1660er Jahren und der Jahrhundertwende von £4.100 auf £6.400, d.h. um ca. 56 Prozent (Davis 1954: 160). In diesem Zusammenhang steht z.B. auch der von Paul Clemens (1966) beschriebene Aufstieg Liverpools zum bedeutenden Überseehafen.

[218] Zwar war der Anteil dieser Waren an den englischen Einfuhren 1699 noch relativ bescheiden, er sollte sich aber in den folgenden Jahrzehnten deutlich ausweiten (Ibid.). Pomeranz und Topik (2006) geben einen guten Überblick über die Geschichte des Handels mit diesen Gütern.

[219] Die spektakulärsten Überfälle waren diejenige auf spanische Ansiedlungen, insbesondere diejenigen am Isthmus von Panama, über den das Silber aus Potosí umgeschlagen wurde.

le als Plantagenbesitzer (vgl. Rodger 2004: 79; 92).[220] Handel und Piraterie stellten nicht länger Synonyme in einer aufgrund der Schwäche Spanien weitgehend gesetzlosen Welt dar (vgl. Elliott 2006: 224), aus der wachsende wirtschaftliche Bedeutung der Karibik resultierte eine erhöhte militärische Präsenz insbesondere der Engländer und Franzosen, was wiederum den Spielraum der Freibeuter zunehmend beschränkte.

Auf den ersten Blick erstaunt die enorme Zunahme der Zuckerproduktion ab Mitte des 17. Jahrhundert, denn die süßen Kristalle waren für die Europäer keineswegs neu und "exotisch". Zuckerrohr wurde bereits seit dem Mittelalter in Europa angebaut, gehandelt und konsumiert; auch mit der Arbeitskraft schwarzer Sklaven bewirtschaftete Plantagen bestanden bereits seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert.[221] Die 1473 von portugiesischen Seefahrern entdeckte Insel São Tomé im Golf von Guinea war zum Prototyp der amerikanischen Plantagenwirtschaft geworden (vgl. Fernández-Armesto 1987: 201ff.). Diese breitete sich allerdings zunächst nur langsam aus, um 1515 begannen die Spanier auf Hispaniola Zucker anzubauen; ein Unternehmen welches zum größten Teil genuesische Bankiers finanziert hatten.[222] Wenig später pflanzten die Portugiesen in Nordostbrasilien Zuckerrohr an, und nach 1530 wurden die ersten afrikanischen Sklaven in die Kolonie verschifft (vgl. Wolf 1997: 129). 1570 operierten in Brasilien 60 Zuckerraffinerien, die zusammen über 2 Mio. kg Rohzucker pro Jahr herstellten, bis 1627 war die brasilianische Zuckerproduktion auf über 12 Mio. Kilogramm angewachsen (Ibid.: 150).[223] Dies weckte die Begehrlichkeiten der Niederländer, die zwar, wie gesehen, zwischen 1624 und 1654 die brasilianischen Anbaugebiete unter ihre Kontrolle zu bringen vermochten, dann aber in der weiteren Geschichte der Zuckerproduktion keine nennenswerte Rolle mehr spielten.

Mitte des 17. Jahrhundert bekam der brasilianische Zucker Konkurrenz aus Westindien. Auf den englischen Besitzungen St. Kitts, Nevis und Barbados war zunächst Tabak angebaut worden, was sich allerdings schnell als unprofitabel erwies, 1639 waren die Absatzmärkte in Europa mit Tabak überschwemmt, und viele der westindischen Siedler suchten nach neuen Betätigungsfeldern. In den frühen 1640er Jahren führten dann aus Brasilien vertriebene Niederländer das Zuckerrohr auf Barbados ein, und in den 1660er Jahren begannen die Briten auch auf Jamaica Plantagen zu errichten. Binnen weniger Jahrzehnte veränderten sich die Karibikinseln von Grund auf, die gesamte Region war schließlich von einer auf die europäischen Märkte ausgerichteten Zuckermonokultur geprägt, deren Bedeutung diejenige der brasilianischen Anbaugebiete schon

---

[220] Neben Freibeutern stellte Sir Henry (Hugh Thomas zufolge mit dem typischen Eifer des frisch Bekehrten) auch Schleichhändlern nach, die das Monopol der *Royal African Company* im Sklavenhandel mit den englischen Kolonien unterliefen (Thomas 1997: 205).

[221] Die Institution der Sklaverei war dem christlichen Europa des Mittelalters keineswegs fremd, dies betrifft insbesondere den Mittelmeerraum. Nach der Eroberung Mallorcas durch Jaime I. von Aragon im Jahr 1229 wurde das Land dort zum großen Teil von Sklaven bestellt, die aus Sardinien und Griechenland stammten oder ehemals freie muslimische Bauern waren (Ibid.: 25). Sklaverei war im Mittelalter zwar einerseits ein endemisches Phänomen, andererseits aber nur Teil einer Vielfalt möglicher Abhängigkeitsverhältnisse in Landwirtschaft, Bergbau und anderen Tätigkeiten; insbesondere Andersgläubige und "Häretiker" waren von Sklaverei bedroht.

[222] Die ersten indianischen Ureinwohner waren bereits 1494 von Kolumbus selbst versklavt worden, aber erst die mit der Zuckerproduktion einhergehende Intensivierung dieser Praxis führte zur Auslöschung der indigenen Bevölkerung Hispaniolas. Ein Resultat der demographischen Katastrophe, die schließlich die gesamte Karibik erfaßte, war die Verschiffung afrikanischer Sklaven nach Westindien (Wolf 1997: 83f.). Im Jahr 1510 gestattete König Ferdinand die Überführung von 250 in Lissabon erworbenen christlichen Schwarze nach Hispaniola, dies gilt gemeinhin als Beginn des transatlantischen Sklavenhandel (Ibid.: 135).

[223] Sinnappah Arasaratnam zufolge organisierten die Portugiesen auch im Bereich des Golf von Bengalen den Handel mit Sklaven (1994: 153).

bald bei weitem übertraf (Ibid.: 151).[224] Zuckerproduktion und -Konsum explodierten regelrecht: Die Einfuhr von westindischem Zucker nach England war vor 1640 vernachlässigbar gering, sie stieg bis 1663–69 auf 148 Millionen lb. jährlich und betrug 1699–1701 schließlich per annum 371 Millionen lb., von denen etwa ein Drittel reexportiert wurde (Davis 1954: 152f.). Der wachsende Verbrauch war von einem deutlichen Preisverfall begleitet; der Verkaufspreis halbierte sich zwischen 1630 und 1680 (Ibid.).[225]

Das europäische Verlangen nach Zucker hatte für einen anderen Weltteil schreckliche Konsequenzen, mit der Zahl und Größe der westindischen und brasilianischen Plantagen wuchs auch die Zahl der Afrikaner, die über den Atlantik verschleppt wurden. Der afrikanische Sklavenhandel hat allerdings eine Geschichte, die wesentlich weiter zurückreicht als diejenige der europäischen Überseeexpansion. Spätestens ab dem 10. Jahrhundert wurden an der afrikanischen Ostküste substantielle Mengen an Sklaven und Elfenbein, aber auch Eisen, Rhinozeros-Hörner, Schildkröten-Panzer, Bernstein und Leopardenfelle für den Transport nach Indien und in den Mittleren Osten verladen. Eric Wolf zufolge erwähnen bereits chinesische Quellen aus dem 7. Jahrhundert Sklaven aus Schwarzafrika, und 1119 sollen die meisten der reichen Bürger von Guangzhou afrikanische Sklaven besessen haben. Dieser Handel verstärkte sich ab dem 13. Jahrhundert, zu diesem Zeitpunkt exportierte das südliche Afrika zusätzlich auch Gold und Kupfer, im Austausch gegen u.a. indische Stoffe und chinesisches Porzellan (Wolf 1997: 42f.).[226] Die Europäer schalteten sich erst wesentlich später in diesen Handel ein, der erste portugiesische Handelsposten wurde wie gesehen 1445 auf der Insel Arguin angelegt. Als weit wichtiger sollte sich der zweite, 1482 von Diogo de Azambuja in der Bucht von Benin errichtete Stützpunkt Elmina erweisen (ursprünglich trug der Ort wie bereits erwähnt den Namen São Jorge del Mina). Zusammen mit dem 1503 an der Küste des heutigen Ghana gegründeten Axim fungierte Elmina später als Drehscheibe des Sklavenhandels (vgl. Wills 2009: 37).

Obwohl von Anfang an einige Gefangene als Sklaven an die Europäer verkauft wurden, waren die Portugiesen allerdings zunächst primär am afrikanischen Gold interessiert, um 1500 sollen sie pro Jahr ca. 170.000 *dobras*[227] nach Lissabon verschifft ha-

---

[224] Die Sklavenarbeit konkurrierte in den englischen Kolonien noch bis Ende des 17. Jahrhunderts mit der sog. "Kontraktarbeit" (*indentured labour*). Ursprünglich sollte auf den westindischen Besitzungen mit Hilfe von englischen Arbeitskräften, die entweder die Kosten der Überfahrt abarbeiten mußten oder zwangsweise deportiert waren, Tabak angebaut werden. Es zeigte sich aber schnell, daß das Klima der Inseln für den Zukkerrohranbau geeigneter war, und so setzte sich in Westindien die Plantagenwirtschaft nach portugiesischem Vorbild durch. Für die ursprünglich auf den Inseln angesiedelten englischen Kleinbauern und Pächter war kein Platz mehr, sie wanderten zum Teil nach Nordamerika aus. Einen Überblick über die Entwicklung des auf England zentrierten Teils der "atlantischen Ökonomie" gibt D.A. Farnie (1962).

[225] Allerdings kann dies den kontinuierlichen Anstieg der Nachfrage schwerlich erklären und dürfte lediglich ein begünstigender Faktor gewesen sein. Einen guten Überblick über die Geschichte der Zuckerproduktion und -Konsumption liefert O'Connell (2004). Das diesbezügliche Standardwerk, insbesondere hinsichtlich der Plantagenwirtschaft ist aber nach wie vor Sidney Mintz' "Die süße Macht" (1985).

[226] In Westafrika bestanden bereits lange vor Beginn der portugiesischen Überseeexpansion ausgedehnte Handelsnetzwerke. Insbesondere die Region am oberen Niger hatte von der vorteilhaften Position zwischen den mediterranen Handelszentren im Norden und den Salz-, Kupfer- und Goldvorkommen im Süden profitiert; hier entstanden die ersten zentralisierten Staatsgebilde des westlichen Afrika, das alte Ghana, Mali und Songhay. Von Mitte des 13. bis zum späten 16. Jahrhundert lebte ein Großteil der Gesamtbevölkerung Westafrikas auf dem Territorium dieser Reiche; es war die Blütezeit des transsaharischen Handels und der Handelszentren am Südrand der Sahara. »Mahmud Kati, ein Araber der im 14. Jahrhundert Mali besuchte, zählte 400 Städte… [und] 100.000 Menschen in der Hauptstadt Niani. Bevor die marokkanische Invasion 1591 zum Zusammenbruch des Songhay-Reichs führte, hatten die drei Städte an der Nigerschleife, Jenne, Timbuktu und Gao ein Bevölkerung von schätzungsweise 30-40.000, 80.000 und 100.000« (Inikori 2007: 71).

[227] Nach damaligem Wert ungefähr £108.000 (vgl. Bean 1974: 23), eine enorme Summe.

ben; ergänzt wurden die Ladungen der Galeonen durch Pfeffer aus Benin, Felle und Häute aus Senegambia sowie Kupfer, Elfenbein und Sandelholz aus dem Königreich Kongo (Inikori 2007: 72). Im Gegenzug lieferten die Europäer den Afrikanern Textilien aus England und Flandern, Weizen aus Marokko und den Azoren sowie Messingutensilien und Glasperlen aus Deutschland, Flandern und Italien.[228] Die Nachfrage nach Sklaven nahm erst zu, als die Portugiesen begannen, auf São Tomé Zuckerrohr anzubauen. 1520 schließlich wurden die ersten Plantagen in Brasilien angelegt, die sukzessive Ausweitung der Zuckerproduktion dort und später auch in der Karibik steigerte den Bedarf an Sklavenarbeit kontinuierlich. Der Sklavenhandel wurde zum irreduziblen Bestandteil der "atlantischen Ökonomie" und begünstigte die Entstehung räuberischer Staaten in Afrika, die ihre Macht auf von den Europäern gelieferte Feuerwaffen stützten, und folglich für ihren Fortbestand auf die Lieferung von Sklaven an die Europäer angewiesen waren – ein unerbittlicher Teufelskreis.

Ein frühes Beispiel für diese zerstörerische Entwicklung ist die Geschichte des Königreichs Kongo, das von den portugiesischen Seefahrern zum ersten Mal 1483 besucht wurde. Nimmt man die damaligen Verhältnisse in Europa als normativen Maßstab, begannen die Beziehungen zwischen Portugal und dem Kongo auf den ersten Blick durchaus verheißungsvoll: Bereits 1487 kehrte eine Anzahl von Kongolesen, die in Portugal im christlichen Glauben unterwiesen worden waren, von Missionaren begleitet in ihre Heimat zurück (Wills 2009: 37). 1491, acht Jahre nach der ersten Kontaktaufnahme, entsandte der portugiesische König eine Gruppe von Missionaren und Gesandten nach der zehn Tagesmärsche vom Meer entfernt gelegenen Hauptstadt Mbanza Kongo. Der König Nzinga a Nkuwu, der von einer Versammlung der Oberhäupter der Clans gewählte *ManiKongo*, hieß die Fremden willkommen, gestatte den Europäern Kirchen und Missionsschulen zu errichten und nahm zumindest nominell den christlichen Glauben an; er nannte sich fortan João I. (Hochschild 1999: 13).[229] Mindestens einer der Anwärter auf die Thronfolge war ebenfalls zum Christentum übergetreten, dieser bestieg 1506 als Dom Affonso I. den Thron und regierte den Kongo fast 40 Jahre lang. Dom Affonso unterhielt nicht nur (dem Beispiel seines Vaters folgend) einen regen Briefwechsel mit dem portugiesischen König, einer seiner Söhne wurde zudem in Europa zum Priester ausgebildet und vom Papst zum Bischof des Kongo ernannt. Die Portugiesen leisteten unterdessen eine Art früher "Entwicklungshilfe" indem sie neben weiteren Missionaren auch Berater und Handwerker nach dem Kongo entsandten, welche dort ihre Fertigkeiten und ihr Wissen weitergeben und Dom Affonso beim Aufbau einer differenzierten Wirtschaft unterstützen sollten.[230] Die Möglichkeit einer friedlichen Transformation und "Entwicklung" Zentralafrikas wurde aber schon im Keim erstickt, als der wie eine Seuche von São Tomé aus um sich greifende Sklavenhandel seine destruktive Dynamik entfaltete (Wills 2009: 37).

Um 1530 wurden pro Jahr zwischen 4.000 und 5.000 *peças de Indias* verschifft – wobei ein *peça* einem kräftigen jungen Mann entsprach, und Frauen, Kinder und Männer anderen Alters zählten weniger –; 1539 gelangten 12.000 Afrikaner auf die Sklavenmärkte in Lissabon, und 1550 lebten bereits 10.000 Sklaven in der portugiesischen

---

[228] Auch hier zeigt sich deutlich die industrielle Schwäche Portugals, das in erster Linie Re-Exporteur von in anderen Ländern hergestellten Fertigwaren war und dies auch bleiben sollte.

[229] Wie Adam Hochschild vermutet, war er allerdings mehr an deren Feuerwaffen als an der christlichen Religion interessiert.

[230] Wolf vermutet daß der Grund für diese "Entwicklungshilfe" darin lag, daß Portugal nicht über ausreichende Warenbestände verfügte um den Kongohandel zu finanzieren (Ibid.).

Hauptstadt (Thomas 1997: 119). Der Menschenhandel unterminierte nach und nach die gesellschaftlichen und politischen Strukturen des Königreich Kongo. Affonso I., der dies offenbar sehr früh erkannte, schrieb 1526 an João III. von Portugal:

»Jeden Tag entführen Händler unsere Menschen – Kinder dieses Landes, Söhne unserer Edlen und Vasallen, sogar Angehörige unserer eigenen Familie ... Diese Verderbtheit und Niedertracht ist derart weit verbreitete, daß unser Land vollkommen entvölkert ist. ... Wir benötigten in diesem Königreich lediglich Priester und Lehrer, und keine Handelswaren, es sei denn es ist Wein und Mehl für die Messe. ... Es ist unser Wunsch, daß dieses Königreich kein Ort für den Handel oder Transport von Sklaven ist« (zit. nach Hochschild 1999: 13).

Bereits zu diesem Zeitpunkt engagierten sich keineswegs allein die Europäer im Sklavenhandel; wie Affonso im gleichen Jahr in einem weiteren Brief an João III. beklagte, waren seine eigenen Untertanen mittlerweile so begierig auf die europäischen Handelswaren, daß sie ihre Nachbarn verschleppten und an die Portugiesen verkauften (Ibid.). Entgegen dem, was der gerade zitierte Teil seiner Korrespondenz nahezulegen scheint, war Affonso aber kein Gegner der Sklaverei *an sich*; er forderte von seinem portugiesischen Widerpart tatsächlich nur, daß erstens der Sklavenhandel kontrolliert außerhalb (bzw. an den Grenzen) seines Reichs abgewickelt wurde, und daß zweitens Joãos Landsleute keine *freien* Kongolesen, und vor allem keine Angehörigen des Adels kauften und/oder verschleppten. Der König des Kongo stellte also weder die Institution der Sklaverei noch den Handel mit versklavten Angehörigen anderer Volksgruppen oder verurteilten Rechtsbrechern in Frage, er war im Gegenteil selbst im für damalige Maßstäbe großen Stil in den Menschenhandel involviert und förderte die Einrichtung von unter seiner Kontrolle stehenden Sklavenmärkten (Heywood 2009: 5).[231]

In den Antwortschreiben des portugiesischen Königs an Affonso I. heißt es denn auch lapidar, Joãos Landsleute hätten ihm berichtet, der Kongo sei derart groß und dicht besiedelt, daß sich die Zahl der nach Übersee verschifften Sklaven kaum bemerkbar mache (nach Hochschild 1999: 14), und im Übrigen sei ihm versichert worden, daß Sklaven nur außerhalb des Kongo gekauft würden (nach Heywood 2009: 5). Das Problem für den König des Kongo bestand Eric Wolf zufolge denn auch weniger darin, *daß* Sklaven verschifft wurden, vielmehr wurde das Schicksal seines Reichs durch die Tatsache besiegelt, daß weder der afrikanische Monarch noch die portugiesische Krone den Handel monopolisieren respektive kontrollieren konnten. Portugiesische Handwerker, Händler, Priester, Schiffsoffiziere – offenbar jeder, der es sich leisten konnte – begannen auf eigene Rechnung am Sklavenhandel teilzunehmen und jeden einheimischen Mittelsmann zu bezahlen, der ihnen Sklaven beschaffte.[232] Dadurch wurde nicht nur die politisch-ökonomische Stellung des Königs untergraben (traditionell floß aller Reichtum durch seine Hände nach "unten"), es gelangten auch europäische Waffen in erheblichem Umfang in den Besitz vormals politisch abhängiger örtlicher Herrscher (Wolf

[231] Es gibt keinen Grund, die in Afrika praktizierte Sklaverei zu verharmlosen, es handelte sich nicht notwendig um eine "mildere" Form als das, was die Europäer betreiben. Zwar konnten einerseits Sklaven (wie auch in europäischen Antike) ihre Freiheit erlangen, und auch Eheschließungen zwischen Freien und Unfreien waren möglich, andererseits wurden aber auch Sklaven rituell ermordet, oder getötet um ihrem Herren in den Tod zu folgen (vgl. Hochschild 1999: 13ff.). Im Unterschied zum von letzteren organisierten Sklavenhandel ist mir allerdings kein Beispiel für von Schwarzafrikanern aus eigenem Antrieb organisierte Menschenjagden bekannt.

[232] Der Handel wurde er aber nicht ausschließlich über willige afrikanische Partner abgewickelt; Ende des 16. Jahrhundert stießen z.B. in Angola portugiesische Soldaten in das Landesinnere vor, um Gefangene zu machen und den lokalen Häuptlingen Tribute in Form von Sklaven abzunötigen (Wolf 1997: 223).

1997: 222f.). Mit Ausweitung des Sklavenhandels wurde denn auch die Trennlinie zwischen freien und unfreien Kongolesen zunehmend unscharf, trotz aller Bemühungen des Königshauses sie aufrecht zu erhalten (vgl. Ibid.: 4ff.).

Der Niedergang des Kongo erscheint im Rückblick unaufhaltsam. Im Jahr 1568 griffen die sog. "Jaga" das Königreich an. [233] Die Armee von König Álvaro I. wurde geschlagen, der Monarch floh auf eine Insel im Kongo-Fluß und bat den portugiesischen König um Hilfe. Dieser entsandte den Gouverneur von São Tomé mit 600 Mann nach dem Kongo, und gemeinsam mit den verbliebenen Streitkräften Álvaros konnten die Portugiesen mit Hilfe ihrer Feuerwaffen die Eindringlinge im Verlauf der folgenden anderthalb Jahre aus den Königreich vertreiben (Hilton 1981: 191f.).[234] Nach der Abwehr der Invasoren blieb der größte Teil der lusitanischen Streitmacht im Land und unterstützte Álvaro I. gegen interne Widersacher; der Sklavenhandel wurde derweil weiter intensiviert. Auch wenn der König des Kongo zwischenzeitlich eine mit Musketen bewaffnete Leibgarde aufstellte und sich erfolgreich gegen alle internen Widersacher behaupten konnte, war seine Machtbasis dennoch prekär, da die Europäer unterschiedliche Interessengruppen gegeneinander ausspielten, was den gesamten Bereich des Kongobeckens destabilisierte (Ibid.: 201f.), zudem rangen zu Beginn des 17. Jahrhundert Portugiesen und Niederländer in Afrika um den Zugang zu den lukrativen Sklavenmärkten (während sie zeitgleich in Brasilien um die Zuckerrohrplantagen kämpften, auf denen die verschleppten Afrikaner zur Arbeit gezwungen wurden, vgl. unten S. 96f.).[235]

König Garcia II. bezeichnete 1643 in einem Brief an einen Jesuitenpater in Luanda den Sklavenhandel als "Quelle allen Übels in unserem Land", aber wie schon sein Vorgänger Affonso I. verkaufte der Herrscher des Kongo gleichzeitig seine Untertanen im großen Stil an niederländische Händler, in diesem Fall um einen Bürgerkrieg gegen die abtrünnige Provinz Soyo zu finanzieren (Heywood 2009: 11). Die Negativspirale war auch durch ein Bündnis von Garcia II. mit den Niederländern – die 1641 mit dessen Unterstützung durch Luanda eingenommen, aber schon 1648 wieder an Portugal verloren hatten – nicht mehr aufzuhalten; nachdem 1665 die Armee des geschwächten Königreichs von den Portugiesen geschlagen und der *ManiKongo* enthauptet worden war, stellte der Kongo keinen ernstzunehmenden Machtfaktor im westlichen Zentralafrika mehr dar (Rothschild 1999: 15).[236]

Der Sklavenhandel erfaßte und transformierte schließlich das gesamte südliche Afrika, auf den großen Sklavenmärkten im Kongobecken wurden Menschen zu Hunderttausenden gegen portugiesischen Wein, brasilianischen Rum, indische Stoffe, europäische

---

[233] Erst während der Jaga-Invasion verkaufte die kongolesische Krone freie Untertanen in die Sklaverei um den Krieg zu finanzieren; der König unternahm nach Ende der Krise aber erhebliche Anstrengungen, diese Personen wieder freizukaufen (Heywood 2009: 7).

[234] Nur eine einzige Quelle berichtet von diesen Ereignissen, folglich wurde die von Anne Hilton wiedergegebene Beschreibung zuweilen angezweifelt. Insbesondere die Herkunft der Jaga bleibt im Dunkel, Hilton vermutet, daß es sich um Gruppen aus dem Inneren des Kongobeckens handelte, die gewaltsam versuchten sich in den Sklavenhandel einzuschalten (Ibid.: 199f.).

[235] Daß das Königreich Kongo sich nach der Invasion noch ein Jahrhundert lang behaupten konnte, lag Hilton zufolge primär daran, daß der *ManiKongo* den Sklaven- und Tuchhandel nach und von Luanda besteuerte (Ibid.: 202). Die 1575 gegründete Hauptstadt des heutigen Angola wurde zum wichtigsten Umschlagplatz für Sklaven aus dem Kongogebiet, die Errichtung der portugiesischen Kolonie war eine der Gegenleistungen des Königs des Kongo für die militärische Unterstützung durch die Portugiesen während des Einfalls der Jaga (vgl. Thornton 2012: 183 f.).

[236] Zum Sklavenhandel im Kongo und seinen Konsequenzen siehe den Überblick in Thornton 2012: 81–97 und 182–186 sowie Heywood 2009 und Ballandier 1965: Kap. 2 und 3.

Metallwaren und nicht zuletzt auch Waffen getauscht (Wolf 1997: 196ff.).[237] Die Nachfrage nach Arbeitskräften aus Schwarzafrika stand wie bereits erwähnt zunächst in direktem Zusammenhang mit der Ausweitung der Zuckerproduktion in Amerika. Wurden Eric Wolf zufolge zwischen 1451 und 1600 etwa 275.000 Sklaven von Afrika nach Europa und Amerika verschifft, verfünffachte sich diese Zahl im 17. Jahrhundert auf ca. 1,25 Millionen. Zwischen 1701 und 1810 verschleppten die Europäer schließlich über 6 Millionen Menschen gewaltsam über den Atlantik. Selbst nach dem Verbot des Sklavenhandels in Großbritannien im Jahr 1807 wurden bis 1870 noch einmal ca. 2 Mio. Menschen in die Frachträume der Sklavenschiffe gezwungen, die meisten von ihnen waren für die kubanischen und brasilianischen Plantagen bestimmt (vgl. Tabelle 6).[238]

| Periode | Portugal | Britannien | Frankreich | Niederlde. | Spanien | Andere | SUMME |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1519–1600 | 246,1 | 2,0 | — | — | — | — | 248,1 |
| 1601–1650 | 439,5 | 23,0 | — | 41,0 | — | — | 503,5 |
| 1651–1675 | 53,7 | 115,2 | 5,9 | 64,8 | — | 0,2 | 239,8 |
| 1676–1700 | 161,1 | 243,3 | 34,1 | 56,1 | — | 15,4 | 510,0 |
| 1701–1725 | 378,3 | 380,9 | 106,3 | 65,5 | 11,0 | 16,7 | 958,6 |
| 1726–1750 | 405,6 | 490,5 | 253,9 | 109,2 | 44,5 | 7,6 | 1.311,3 |
| 1751–1775 | 472,9 | 859,1 | 321,5 | 148,0 | 1,0 | 102,5 | 1.905,2 |
| 1776–1800 | 626,2 | 741,3 | 419,5 | 40,8 | 8,6 | 84,7 | 1.921,1 |
| 1801–1825 | 871,6 | 257,0 | 217,9 | 2,3 | 204,8 | 91,6 | 1.645,1 |
| 1826–1850 | 1.247,7 | — | 94,1 | — | 279,2 | — | 1.621,0 |
| 1851–1867 | 154,2 | — | 3,2 | — | 23,4 | — | 180,7 |
| GESAMT | 5.074,9 | 3.112,3 | 1.456,4 | 527,7 | 517,0 | 374,2 | 11.062,4 |
| Anteil | 45,4 % | 28,3 % | 13,2 % | 4,8 % | 4,7 % | 3,4 % | |

Tabelle 6: Volumen des transatlantischen Sklavenhandels in tausend Personen[239]

Im 18. Jahrhundert sollte in England Zucker vom exotischen Luxusgut zu einem für nahezu jedermann erschwinglichen "Genußmittel" werden und in Kombination mit Tee die englische Alltagskultur nachhaltig verändern. Die Teeimporte blieben allerdings bis ca. 1700 vernachlässigbar, zunächst gelangte eine andere Ware auf die europäischen Märkte, die ebenfalls zu einer Säule der modernen Konsumkultur wurde: Baumwollstoff. Der Handel mit in Indien aus der Pflanzenfaser hergestellten Textilien hatte entscheidenden Anteil am Aufstieg der *East India Company* zum dominierenden Machtfaktor im Raum des Indischen Ozean und des Arabischen Meeres. Die ersten Jahrzehnte

[237] Wolf beruft sich auf Joseph Inikori, der schätzt, daß um 1730 jährlich 180.000 Gewehre und Pistolen nach Afrika geliefert wurden, und daß sich diese Zahl im Zeitraum von 1750 bis 1807 zwischen 283.000 und 394.000 bewegte (Ibid.: 210). Damit dürfte, selbst wenn man in Rechnung stellt, daß die Haltbarkeit von Eisen unter tropischen Bedingungen gering ist, allerdings die Zahl der Gewehre in Afrika höher gewesen sein als in Europa, was nach Wolfs Einschätzung doch eher unwahrscheinlich ist. Interessanterweise wurde auch in nicht unerheblichem Maße Eisen von Europa nach Afrika verschifft, welches von den dortigen Handwerkern weiterverarbeitet wurde (vgl. Evans und Rydén 2018).

[238] Alle Schätzungen hinsichtlich der tatsächlich nach Amerika verschleppten Anzahl von Schwarzafrikanern sind selbstverständlich aufgrund der unzureichenden Dokumentation notwendig fehlerbehaftet, die Größenordnung an sich ist allerdings nicht in Zweifel zu ziehen (vgl. auch Inikori 2007). Einen umfassenden Überblick über die Geschichte des atlantischen Sklavenhandels gibt Thomas (1997).

[239] Nach David Eltis (http://oieahc. wm.edu/wmq/jan01/Eltis.html); Stand Mai 2010.

der Existenz der im Vergleich zu ihrem niederländischen Pendant damals noch wesentlich kleineren EIC waren allerdings denkbar unspektakulär und von Konflikten mit anderen Europäern geprägt. Wie die Niederländer im Bereich des Malaiischen Archipels versuchten auch die Portugiesen anfänglich, die englischen Handelsaktivitäten im Raum des Arabischen Meers gewaltsam zu unterbinden, was zu einer Reihe von Scharmützeln auf See führte,[240] die darin gipfelten, daß die Engländer den Schah von Persien 1622 bei der Eroberung von Hormuz unterstützen (was ihnen das Tor zum Handel mit Persien und dem heutigen Irak öffnete).[241] Schließlich praktizierten Engländer und Portugiesen ab den 1630er Jahren aber eine Politik wechselseitiger Duldung, womit die Position der EIC einigermaßen abgesichert war (Chaudhuri 1985: 86). Was Indien betraf, lag das Zentrum der Aktivität der Gesellschaft zunächst in Gujarat; nach einem Seegefecht mit den Portugiesen gründete die EIC 1612 in Surat ihre erste Niederlassung. Die im Schnittpunkt von Karawanenrouten und Seewegen gelegenen Stadt blieb bis 1687, als sie durch Bombay als Hauptstützpunkt abgelöst wurde, Hauptsitz der EIC in Asien. 1639 erwarb die EIC zusätzlich einen Landstreifen an der Koromandelküste und errichtete dort das Fort St. George, welches zur Keimzelle von Madras wurde; und 1690 begann man mit der Errichtung von Fort William in Bengalen, in dessen unmittelbarer Nähe Kalkutta entstand. Die Entwicklung der Geschäfte der Gesellschaft in Indien verlief aber, anders als die vorstehende Auflistung vielleicht suggeriert, auch während des 17. Jahrhundert keinesfalls stetig. Der Asienhandel hing zu dieser Zeit in hohem Maße von den politischen und ökonomischen Verhältnissen in Europa ab; er wurde nicht nur durch die zahlreichen innereuropäischen Kriege behindert, die Nachfrage nach asiatischen Güter war insgesamt stark konjunkturabhängig. Zwischenzeitlich auftretende Absatzprobleme führten z.B. 1661 dazu, daß die Faktoreien in Mocha und Agra geschlossen wurden um die hohen Fixkosten der Gesellschaft zu senken (Ibid.: 46f.).

Mindestens ebenso sehr, wie sie von den politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen in Europa bestimmt wurde, war die Geschichte der East India Company mit derjenigen des Mogulreichs verwoben. Als die ersten englischen Schiffe um 1600 die Küste Indiens erreichten, wurde der größte Teil des Subkontinents von Akbar beherrscht, dem dritten "Großmogul". Akbars Herrschaftsgebiet ersteckte sich von Kabul im Westen bis Kalkutta im Osten, von Surat im Süden bis nach Srinagar im Norden; lediglich die Regionen südlich einer Linie vom heutigen Mumbai bis Bhubaneswar befanden sich nicht in seinem unmittelbaren Einflußbereich.[242] Akbar war Enkel Baburs, des Reichsgründers, der wiederum in direkter Linie von Timur ("dem Lahmen") abstammte. Als dieser letzte der großen Mongolenherrscher 1405 über den Planungen für einen Feldzug zur Eroberung Chinas starb, zerfiel sein Reich, das die heutigen Staaten Irak, Iran, Afghanistan, Usbekistan, Tadschikistan, Kirgisistan und Pakistan umfaßte, und dessen Hauptstadt Samarkand war. Um 1500 wurden dann die Nachfahren Timurs (die sog. "Timuriden") von den Usbeken aus ihrem zentralasiatischen Kernland vertrieben. Babur ließ sich daraufhin zunächst in Kabul nieder, und stieg von dort aus 1519 mit einer lediglich um die 1.500 Mann starken Armee »wie ein asiatischer Pizarro in die nordindische Ebene hinab ... um ein neues timuridisches Reich zu formen« (Darwin 2007: 82). Sein erfolgreicher Feldzug gegen das Sultanat von Delhi

---

[240] Zum Konflikt der EIC mit den Portugiesen zu Beginn des 17. Jahrhundert siehe Furber 1976: 40ff.

[241] Für die Portugiesen war dieser Verlust allerdings eher von symbolischer Bedeutung, sie konnten ihren Handelsverkehr relativ problemlos über Basra und Muskat umleiten.

[242] Eine instruktive Darstellung der Geschichte des Mogulreichs findet sich bei Bose und Jalal 2004: Kap. 4.

wurde nicht nur durch persönlichen Mut, militärisches Geschick und technologische Überlegenheit begünstigt, sondern auch durch das große Prestige, welches die Erben Timurs in der islamischen Welt genossen. Zwar wurde Baburs Nachfolger 1539/40 von den Erben des Sultans von Delhi aus Indien vertrieben, die Timuriden kehrten aber schon 1555 zurück und schufen unter der Führung von Akbar (1555-1605) ein neues Imperium, welches um 1700 nahezu den gesamten Subkontinent mit Ausnahme der Marathen-Staaten im Hinterland von Bombay beherrschte. Der Untergang von Timurs Reich stellte mithin keineswegs den direkten Auftakt für das Zeitalter europäischer Dominanz dar, sondern bereitete vielmehr den Boden für den Aufstieg der sog. "*gunpowder empires*", der "Schießpulver-Imperien" der Osmanischen Türken, der Safawiden im Iran und der Großmoguln in Indien;[243] Europa war noch zu Beginn des 17. Jahrhundert eine in globalen Maßstäben eher periphere Region, die nur langsam vom Objekt fremder (arabischer und türkischer) Expansionsgelüste zum Subjekt eines aggressiven kommerziellen Imperialismus wurde.

Nachdem die EIC sich gegen die Portugiesen behauptet hatte, wurde folgerichtig im Jahr 1615 Sir Thomas Roe nach Agra an den Hof von Akbars Nachfolger Jahangir gesandt, um eine offizielle Übereinkunft auszuhandeln, welche den Schutz der Niederlassung in Surat garantierte, dem damals wichtigsten Hafen Nordindiens. Das Mogulreich expandierte zu diesem Zeitpunkt nach wie vor, seine berühmtesten architektonische Hinterlassenschaften, das Rote Fort in Delhi und das Taj Mahal, sollten erst noch von Jahangirs Sohn Shāh Jahān errichtet werden. Nichtsdestotrotz behauptete Roe 1618, daß Engländer und Holländer nur deshalb in Surat Handel treiben dürften, weil die kaiserlichen Behörden sich vor deren Schiffen fürchteten (Chaudhuri 1985: 87). Angesichts der späteren Ereignisse könnte man Roe so etwas wie eine prophetische Gabe unterstellen, tatsächlich aber dürfte seine Aussage auf einer nachgerade grotesken Fehlwahrnehmung der realen Machtverhältnisse basiert haben. Die Geringschätzung der einheimischen Herrscher durch die Briten mündete schließlich 70 Jahre später in dem absurden Versuch von Sir Josiah Child, dem Gouverneur von Bombay, gegen das Mogulreich, das sich zu diesem Zeitpunkt auf dem Höhepunkt seiner Macht befand, Krieg zu führen.[244] Die in den Jahren 1688 bis 1690 ausgefochtenen Scharmützel zeigten der EIC allerdings schnell die Grenzen ihrer Mittel auf – und nicht zuletzt auch den damals noch sehr eingeschränkten Wert der Herrschaft über die Weltmeere. Die Kampfhandlungen waren weitgehend darauf reduziert, daß die Gesellschaft indische Schiffe kaperte, welche nach Bombay verbracht wurden, woraufhin Truppen des Großmoguls die Stadt belagerten und Sir Josiah um Frieden nachsuchte; die Niederlage wurde von Child darauf zurückgeführt, daß der Mogul–Kaiser dem Handel relativ gleichgültig gegenüberstand, und seine Untertanen an der Westküste Indiens nicht derart arm oder vom Handel mit den Engländern abhängig waren wie er angenommen hatte. Daß der Friedensschluß für die Company keine tiefgreifenden Konsequenzen nach sich zog, dürfte tatsächlich primär daran gelegen haben, daß die Engländer für den mächtigen Großmogul keine substantielle Bedrohung darstellten und er deshalb wenig geneigt war, eine Flotte aufzubauen, um die Europäer angemessen für ihre Aggression zu bestrafen (Ibid.: 111).

---

[243] Einen guten Überblick über die Imperien Asiens liefern die Beiträge in einem von Jim Masselos (2010) herausgegebenen gleichnamigen Band.

[244] Indien hatte C.A. Bayly zufolge im Jahr 1700 um 180 Millionen Einwohner, was ungefähr einem Fünftel der damaligen Weltbevölkerung entspricht, während in England gerade einmal um die 6 Millionen Menschen lebten (1988: 4).

So bedeutsam ihre Niederlassungen in Indien für Portugiesen, Niederländer und Engländer gewesen sein mochten – von Agra oder Delhi aus betrachtet war deren politische und ökonomische Rolle im wahrsten Sinn des Wortes peripher. Das beste Indiz hierfür ist wahrscheinlich das Fortbestehen des Überlandhandels, welcher die Ankunft der europäischen Schiffe in Asien ebenso überdauert hatte wie Jahrhunderte zuvor die Ausweitung des Seehandels im Zuge des Aufstiegs Basras und Kairos zu Handelsmetropolen. Noch im 18. Jahrhundert wurde wie zu Harun-al-Raschids Zeiten ein großer Teil des Warenverkehrs über Land abgewickelt. Die den Küsten des Mittelmeers nach Osten führenden Handelsrouten trafen sich sämtlich in Bagdad, von dort zogen die Karawanen entweder zu den Hafenstädten am Persischen Golf weiter (d.h. nach Basra, Shiraz oder Hormuz), oder aber sie reisten auf jener berühmte Seidenstraße,[245] welche den Nahen Osten mit den großen Städten Nordindiens und Chinas verband. Die Überlandroute führte zunächst über Hamadan nach Nishapur oder Mashhad im östlichen Iran. Hier gabelte sich der Weg, ein Zweig reichte über Kabul nach Lahore und Dehli, der andere nach Buchara und Samarkand, wo die bis zu tausend Kamele umfassenden Karawanen aus dem Osten sich mit denen aus Indien und Mesopotamien trafen.[246] In Richtung China führte der Route weiter über Kokand im Ferghanatal, über die Pässe zwischen dem Pamir und dem Tianshan-Gebirge nach Kashgar, und von dort entweder über Turfan und Hami (nördliche Route) oder Yarkand und Khotan (südliche Route) durch die Taklamakan-Wüste (im heutigen Xinjiang) bis zum Westrand der Chinesischen Mauer, und von dort entweder nach Beijing oder Nanjing.[247]

Die Anfänge des organisierten Karawanenhandel durch Zentralasien liegen über zwei Jahrtausende zurück. Auch wenn die kostbaren Stoffe schon sehr früh vereinzelt ihren Weg in weit entfernte Länder fanden, wurde der Seidenhandel im großen Stil erst ab dem 2. Jahrhundert v.u.Z. betrieben.[248] Die Herrscher der Han-Dynastie begannen damals, bei den im Westen und Norden des Reichs der Mitte ansässigen Nomaden Stoffballen in substantiellen Mengen gegen Pferde einzutauschen. Mit den so erworbenen Reittieren konnte die chinesische Kavallerie in den Krieg gegen die berittenen "Barbarenvölker" ziehen, welche immer wieder die Grenzen des Reichs der Mitte überschritten. Schon bald nach seiner Thronbesteigung im Jahr 140 v.u.Z. führte Kaiser Wudi Krieg gegen die jenseits der Großen Mauer ansässige Xiongnu-Konföderation, welche die größte Gefahr für das Reich der Mitte darstellte. Nach mehreren erfolgreichen Feldzügen ging von diesen Nomaden schließlich keine direkte Bedrohung mehr aus, die Handelsmuster hatten sich aber zwischenzeitlich etabliert, und der Schwerpunkt der chinesischen Politik verlagerte sich auf den Warenaustausch und den Schutz der Handelsrouten. Wudi hatte zwischenzeitlich den chinesischen Machtbereich weit nach

---

[245] Die Chaudhuri zufolge ebensogut "Baumwollstraße" genannt werden könnte wegen der Vielzahl von Ballen feinen indischen Baumwolltuchs, welche auf den Rücken der Packtieren nach dem Nahen Osten transportiert wurden (Ibid.: 169f.).

[246] Die Händler aus Bagdad mußten mit ihren Tieren nicht den ganzen Weg zurücklegen, sondern konnten die Seidenstoffe in Zentralasien erwerben.

[247] Es existierte noch eine weitere Route nördlich des Tianshan–Gebirges (der "Himmlischen Berge"), die von Kokand über Turfan nach Hami führte, aber nur genutzt werden konnte, wenn die nördlichen Steppen befriedet waren (das Volumen des Handels hing insgesamt von den politischen Bedingungen entlang der Karawanenwege ab). Die gewaltigen Distanzen durch lebensfeindliche Wüsten und über gefährliche Gebirge vermitteln Chaudhuri zufolge einen unmittelbaren Eindruck davon, wie hoch geschätzt die Produkte waren, die auf dieser Route gehandelt wurden, und über welchen Reichtum diejenigen verfügten, die diese Güter konsumierten (vgl. Ibid.: 169ff.).

[248] Bereits seit dem 3. Jahrtausend v.u.Z. wurden in China aus den Fasern, welche die Kokons des Seidenspinners einhüllen Stoffe gewoben.

Westen ausgedehnt, der östlich der Taklamakan-Wüste gelegene Jadetor-Pass markierte nunmehr die Grenze des Reichs. Das Jadetor konnte von Zentralasien aus bereits damals auf den gerade beschriebenen Routen erreicht werden, und in dem Maße, wie chinesische Seidenstoffe auch weit jenseits der Grenzen des Reichs der Mitte zu begehrten Statussymbolen wurden, gelangten im Gegenzug exotische Luxusgüter wie römische Glaswaren, indische Baumwollstoffe, Gewürze und Aromen nach China (Liu 2010: 8ff.).[249] Die Zunahme des Handelsvolumens begünstigte schließlich auch das Wachstum von Oasenstädten an den Rändern der Taklamakan-Wüste.[250]

Westlicher Endpunkt der Seidenstraßen war bereits in der Antike das Mittelmeer, die kostbaren chinesischen Stoffe waren bereits im römischen Kaiserreich derart begehrt, daß Zeitgenossen sich Sorgen wegen des massiven Abflusses von Silbermünzen nach dem Osten machten.[251] Wenngleich die Anfänge des Überseehandel zwischen Ägypten (sowie Mesopotamien) und Indien bis mindestens in die hellenistische Epoche zurückreichen, scheint das Volumen dieses Handels nach der Eroberung Ägyptens durch die Römer aber deutlich zugenommen zu haben. In Indien erwarben die Römer chinesische Seidenstoffe (die ebenfalls zum größten Teil über die Seidenstraßen auf den Subkontinent gelangt waren, und zwar deren südlichen Zweig, der von Zentralasien durch das heutige Afghanistan ins Industal führte), sie importierten aber auch bereits indische Baumwollstoffe (Liu 2010: 33).[252]

Es ist im Nachhinein ebenso schwer, das Volumen des Überseehandels zu demjenigen des auf den Land- und Flußrouten abgewickelten Warenverkehrs in Beziehung zu setzen, wie es nahezu unmöglich ist, die Bedeutung abzuschätzen, welche der Fernhandel im 17. Jahrhundert für die Volkswirtschaften und die Herrscher der *gunpowder empires* Asiens hatte. Eines aber läßt sich mit Sicherheit konstatieren: Keine europäische Macht verfügte damals auch nur annähernd über die militärischen und ökonomischen Mittel, um das glanzvolle Reich der Großmoguln auf dem Höhepunkt seiner Machtentfaltung ernsthaft bedrohen zu können; dessen Niedergang wurde nicht von den Engländern, sondern von Indern, Persern und Afghanen herbeigeführt. Josiah Childs törichte Aktion war denn auch keineswegs repräsentativ für die Politik der *East India Company*, die Gesellschaft griff bis Mitte des 18. Jahrhundert nur sehr sporadisch auf offene Gewalt zurück. Die Direktoren der EIC waren allerdings bestrebt, ihre Stützpunkte zu befestigen und mit Garnisonen auszustatten, weil sie von der Annahme ausgingen, daß die Ge-

---

[249] Auch der Austausch mit Indien wurden zum großen Teil über Zentralasien abgewickelt, da die direkte Landroute, die von Yunnan aus über die Ausläufer des Himalaya ins heutige Burma führte, unsicher war und eine Seeverbindung zu dieser Zeit noch nicht bestand (Ibid. 8f.).

[250] David Christian beschreibt ausführlich die Bedeutung der Seidenstraße für den kulturellen Austausch zwischen "Osten" und "Westen" (Christian 2000). Über die Karawanenrouten gelangten nicht nur Fertigwaren nach Europa, sondern auch viele Zierpflanzen, unter ihnen die Tulpe (vgl. Pavord 2005: 11ff.).

[251] Bereits vor der Annexion Ägyptens durch Kaiser Augustus segelten zudem Schiffe von den am Roten Meer gelegenen Häfen bis nach Indien, und während der Regentschaft von Kaiser Nero sollen Plinius zufolge jährlich etwas 100 Millionen Sesterzen nach Osten transportiert worden sein, um die Importe von Aromen, Gewürzen, Textilien und Elfenbein zu finanzieren. Warwick Ball liefert einen instruktiven Überblick über die Handelsbeziehungen des römischen Reichs mit Indien und China (Ball 2000: 123-139). Seide war aber nicht das einzige Luxusgut, welches seinen Weg aus weit entfernten Ursprungsländern in die "ewige Stadt" fand. Über die "Gewürzstraße" gelangten Weihrauch und Myrrhe aus dem Bereich des heutigen Jemen in die ägyptischen und levantinischen Häfen, zunächst wahrscheinlich zum großen Teil auf dem Landweg über das im heutigen Jordanien gelegene Petra, dann allerdings zunehmend auf dem Seeweg.

[252] Die Chinesen wußten interessanterweise von den ganz im Westen der damals bekannten Welt gelegenen Absatzmärkten ihrer Seidenstoffe (Ibid.).

sellschaft andernfalls ihr Kapital und die persönliche Sicherheit ihrer Angestellten der Willkür einheimischer Herrscher preisgeben würde. Einer der Nachfolger von Sir Joshua Child als Gouverneur von Bombay brachte diese Einstellung auf die Formel: »*if no Naval Force, no Trade, if no Fear no Friendship*« (nach Ibid.: 113). Zudem schien der bewaffnete Handel profitabler zu sein als friedfertige Konkurrenz, allerdings, nur solange die Gewalt eine Option, eine Drohung blieb und nicht zu kostspieligen Kriegen mit möglicherweise desaströsen Effekten eskalierte. Chaudhuri zufolge war Gewalt »für die EIC lediglich ein Mittel zum Zweck und der Zweck war die Maximierung der Handelserträge« (Ibid.: 115).[253] Auch wenn also die Engländer Forts in Gujarat (Bombay), an der Koromandelküste (Madras) und in Bengalen (Kalkutta) errichteten, war ihre militärische Macht bis weit in das 18. Jahrhundert äußerst begrenzt, und die EIC mußte ein vehementes Interesse an der Aufrechterhaltung guter Beziehungen zu den örtlichen Machthabern haben. Wären diese als echte Bedrohung angesehen worden, hätten die indischen Herrscher die Briten wahrscheinlich ohne größere Probleme "ausweisen" können (Ibid.: 117ff.).

Bengalen rückte schließlich zunehmend ins Zentrum der Aktivitäten der EIC.[254] Zwar hatte die Gesellschaft das ökonomische Potential dieser Region, die wegen ihrer hohen Nahrungsmittelüberschüsse als Kornkammer Indiens galt und darüber hinaus hochwertige Textilien exportierte, schon früh erkannt, die Produktionszentren lagen aber im Landesinneren und waren nicht ohne weiteres von See aus zu erreichen. Obwohl die Region von vorzüglichen Wasserstraßen durchzogen ist – zwei große Ströme, der Ganges und der Brahmaputra münden in den Golf von Bengalen –, war das Ganges-Delta im 17. Jahrhundert äußerst schwierig zu navigieren, da der Lauf der Flußarme sich ständig veränderte. Erst 1672 gelang es einem Schiff der Company, die 150 Meilen flußaufwärts von der Mündung nach Hugli zu segeln, einer lokalen Marktmetropole, die zunächst Ausgangspunkt der Aktivitäten der EIC im Nordosten des Subkontinents wurde (Chaudhuri 1978: 52f.). Die Provinz an der Mündung des Ganges stand zu dieser Zeit vor allem für ein Produkt: bedruckte Baumwollstoffe, sog. "Kalikos".[255] Daß das indische Baumwollgewerbe im 17. und 18. Jahrhundert nicht nur ihre angestammten Märkte an den Rändern des indischen Ozeans behauptete, sondern zudem noch neue Märkte in Europa dazugewann, lag Chaudhuri zufolge vor allem an der überlegenen Qualität der indischen Tuche:

»Um Baumwollstoffe zu weben reichte es nicht aus, einfach die benötigten Rohstoffe zusammenzutragen und die unbeschäftigten Armen zur Arbeit anzuhalten, wie viele Europäer meinten. Die Baumwollindustrie benötigte darüber heraus empirisches Wissen hinsichtlich der Vorbereitung und Bearbeitung der Naturfaser … Das Spinnen und die Behandlung des Garns war ein entschei-

[253] Im Unterschied zum *Estado da India* erzielten Chaudhuri zufolge weder die EIC noch die VOC nennenswerte Einnahmen durch die Ausstellung von Schutzpässen (Ibid.: 114f.)

[254] Zum europäischen Handel mit Textilien aus Bengalen siehe auch Arasaratnam (1994: 167f.).

[255] Als die East India Company begann, indische Baumwollstoffe nach Europa zu exportieren, fand sie diejenigen Institutionen, die sie zur Organisation dieses Handels benötigte, bereits weitgehend vor. Die Praxis der Beauftragung von Webern mit der Herstellung genau spezifizierter Qualitäten und Muster gegen Vorauszahlung war Chaudhuri zufolge gängig und keineswegs eine Verpflanzung des europäischen "Verlagssystems" nach Indien. Der EIC kam im Produktionsprozeß zunächst lediglich die Rolle des Auftraggebers und Finanziers zu; die gesamte Organisation lag in der Hand der einheimischen Handwerker und ggf. der Kaufleute, die als Verbindungsglieder zwischen der EIC und den Webern fungierten. Wenn die Agenten der EIC zuweilen die Tuchproduktion überwachten, dann nur deshalb, um sicherzustellen, daß die Ware auch tatsächlich termingerecht geliefert wurde (Chaudhuri 1985: 201).

dender Faktor für die erfolgreiche Herstellung der höherwertigen Textilien und war häufig ebenso zeitaufwendig wie der Prozeß des Webens selbst. Vor der Erfindung des maschinellen Spinnens konnten Handspinner in Europa nur selten die Qualität des indischen Garns erreichen« (Chaudhuri 1978: 238).

Neben Bengalen produzierten auch der Punjab, Gujarat und die Koromandelküste Tuche für den Export; die Textilien wurden traditionell nach Zentralasien, dem Nahen Osten und dem Malaiischen Archipel ausgeführt (Ibid.: 243ff.). Für die EIC lagen die Vorzüge Bengalens als Produktionsstandort primär darin begründet, daß erstens aufgrund der äußerst ertragreichen Landwirtschaft die Lebenshaltungskosten (und damit auch die Löhne) gering, und zweitens wegen der reichlich vorhandenen Wasserstraßen die Transportkosten niedrig waren (Ibid.: 247f.).

Das primäre Motiv der Europäer, sich im Handel mit indischem Tuch zu engagieren war wie gesehen zunächst die Nachfrage nach diesen Produkten in Indonesien; Stoffballen konnten dort im Rahmen des "Landhandels" gegen Gewürze getauscht werden. Später wurden die amerikanischen Zuckerplantagen zu einem weiteren Absatzmarkt für indische Baumwollstoffe, in diesem Fall solche von minderer Qualität; blaue Salempore-Stoffe von der Koromandel-Küste galten in der Karibik und Nordamerika als Symbol der Sklaverei (Ibid.: 277). In Europa fanden indische Stoffe hingegen bis ca. 1670 primär als Heimtextilien, d.h. als Vorhänge, Tischtücher etc. in wohlhabenden Haushalten Verwendung, der Markt war entsprechend begrenzt. Kleidung aus Baumwolle wurde nur von "einfachen Leuten" getragen, bis die EIC 1683 feinere Stoffe bedrucken ließ, um diese auch für besser gestellte Personen interessant zu machen (wie es in den Niederlanden zu diesem Zeitpunkt bereits der Fall war). Daraufhin stieg die Nachfrage rasant an, innerhalb weniger Jahre wurden Kleidungsstücke jeglicher Art und Preisklasse in großer Menge aus Indien importiert.[256] Der Handel mit Pfeffer und feinen Gewürzen, die ursprüngliche Triebkraft der überseeischen Expansion trat zusehends in den Hintergrund; indischer Pfeffer fungierte nicht zuletzt aufgrund sinkender Verkaufspreise im 18. Jahrhundert primär als Ballast der von Indien nach England abgehenden Schiffe (Ibid.: 313).[257] Eine regelrechte "Marketingoffensive" der *East India Company* führte schließlich dazu, daß in England die sog. Kaliko-Gesetze erlassen und der das heimische Textilgewerbe vermeintlich schädigende Import von bedruckten Baumwoll-

[256] Von den nach England importierten Baumwollstoffen vor allem indischer Herkunft wurden 1699–1701 laut Davis ungefähr zwei Drittel reexportiert (1954: 153).

[257] Die Ladungen der *East Indiamen* wurden ergänzt durch aromatische Harze wie Myrrhe und Weihrauch, Hölzer (Sandel- und Rotholz), Baumwollgarn, Zucker, Indigo und Salpeter (letzterer war aufgrund der vielen Kriege in Europa eine wichtige strategische Ressource, vgl. Cressy 2011). Chaudhuri zufolge hatte dieser Warenmix auch die Funktion, bei den Auktionen der EIC den Reiz des "Exotischen" zu erhöhen. Indigo war neben dem Pfeffer das wichtigste frühe Importgut, spielte aber später aufgrund einer ähnlichen Entwicklung wie bei dem Gewürz (Marktsättigung und Preisverfall) ebenfalls primär eine Rolle als Schiffsballast bzw. Ergänzungsladung (Chaudhuri 1978: 330f.). Die EIC betrieb bei der Zusammenstellung der Schiffsladungen zudem eine Politik der Risikominimierung, die hochwertigen Waren wurden auf möglichst viele Schiffe verteilt, um die finanziellen Auswirkungen einer Katastrophe auf See möglichst weitgehend zu reduzieren. Dies war zu einer Zeit, in der Schiffe relativ häufig verloren gingen und der Verlust eines einzigen Schiffes bereits zu erheblichen Verwerfungen auf den Märkten in England führen konnte, dringend geboten. Die Ballastladungen der Schiffe dienten der EIC schließlich auch als Mittel, Kapital von Indien nach Europa zu transferieren, weshalb die Gewinnmargen bei diesen Produkten solange nicht von kritischer Bedeutung waren, wie die hochwertigen Exportartikel ausreichend Profite abwarfen und die Ballastgüter zumindest keinen Verlust generierten (vgl. Ibid.: 304f.). Das Kalkül der EIC erscheint mithin als eine Frühform der modernen Deckungsbeitragsrechnung. Daß Pfeffer in Europa schließlich im Überfluß vorhanden war, lag nicht zuletzt daran, daß es weder den Portugiesen noch der VOC gelungen war, den Handel zu monopolisieren. Letztere scheiterte mit ihrem Versuch, die gesamte Malabarküste zu kontrollieren, womit alle Hoffnungen auf ein Preisdiktat sich zerschlugen (Ibid.: 314ff.).

stoffen verboten wurde; was zumindest in zeitlicher Hinsicht die Geburt der englischen Baumwollindustrie markiert.

Bengalen war nicht nur die Herkunftsregion eines Produktes, welches einen nicht unerheblichen Beitrag zur Transformation der europäischen Konsumkultur leistete (ich komme wenig später darauf zurück), die Provinz am Unterlauf von Ganges und Brahmaputra war auch der Schauplatz eines Ereignisses, welches den Untergang des Mogulreichs besiegelte. Als 1757 die Truppen der EIC in der Schlacht von Plassey über die Armee des Nawab von Bengalen triumphierten, wurden die bisherigen Machtverhältnisse auf dem indischen Subkontinent nachgerade auf den Kopf gestellt, und die Company befand sich auf dem Weg zur regionalen Hegemonialmacht. Der Aufstieg der EIC zu einem ernstzunehmenden politischen Akteur auf dem Subkontinent resultierte allerdings weniger aus eigenen Anstrengungen als aus dem rasanten Niedergang des Mogulreichs in der ersten Hälfte des 18. Jahrhundert. Eine der Ursachen für dessen Zerfall war der Gegensatz zwischen Hindus und Moslems, der sich während der Regierungszeit von Muhammad Aurangzeb (reg. 1658 bis 1707) in Folge des religiösen Fanatismus des Herrschers deutlich verschärft hatte.[258] Beim Tod Aurangzebs war die Finanzlage des Reichs kritisch, die Kosten der zur Sicherung der Mogulherrschaft überall auf dem Subkontinent geführten Feldzüge überstiegen die Staatseinnahmen, die finanziellen und militärischen Ressourcen waren überdehnt.[259] Ab 1712 erschütterten dann auch innere Konflikte das Reich, die ihren Höhepunkt in der Ermordung von Kaiser Furrukhsiyar im Jahr 1719 fanden. Die hinduistisch geprägte Marathen-Konföderation nutzte diese innere Schwäche und eroberte in den 1730er Jahren aus den Bergen des Dekkan kommend Teile der Flußtäler.[260] Zu den inneren Feinden gesellten sich von außen kommende Invasoren, 1739 fielen persische Truppen unter Nadir Shah, und 1759–61 schließlich Afghanen in Indien ein. In der gleichen Periode lösten sich die Statthalter in den Provinzen (Nawabs bzw. Nabobs) zunehmend von der Zentrale in Delhi und herrschten weitge-

---

[258] Anders als sein Nachfahre Aurangzeb war Akbars von 1556 bis 1605 dauernde Herrschaft durch ausgeprägte religiöse Toleranz gekennzeichnet. Der Großmogul liebte es John E. Wills zufolge, religiösen Debatten beizuwohnen, bei denen Sunniten, Schiiten, Sufis, Hindus und sogar Christen über Fragen des Glaubens stritten (Wills 2009: 23).

[259] Von durch Aurangzebs Politik geschürten Konflikten war auch die EIC, wenngleich indirekt, betroffen. Als der Kaiser 1669 befahl, die Tempel der Hindu zu zerstören und ihre religiösen Praktiken zu unterdrücken, hatte dies zur Konsequenz, daß die Hindu-Händler, mit denen die Engländer kooperierten, unter Protest Surat verließen ,und das geschäftliche Leben der Stadt zum Erliegen kam (Ibid.: 150).

[260] Holden Furber gibt einen guten Überblick über die politischen Entwicklungen auf dem Subkontinent, die schließlich zum Niedergang des Mogulreichs führten (Furber 1976: 3–14). Die Geschichte der Marathen ist nicht weniger abenteuerlich als diejenige des Mogul-Reichs. Sivaji, der Sohn eines kleinen Grundbesitzers aus der Nähe von Poona, hatte zunächst in Diensten des Großmogul gestanden, schloß sich dann aber der Armee des Sultan von Bijapur an, wo er zu einem der führenden Generäle aufstieg. 1640 entschloß Sivaji sich, ein eigenes Reich zu gründen, er hinterging den Sultan, und 1661 mußte Bijapur Sivajis Herrschaftsbereich anerkennen. Anschließend suchte Sivaji mit der von ihm angeführten Marathen-Kavallerie die zum Mogul-Reich gehörenden Küstengebiete heim, seine Beutezüge führten ihn 1664 bis nach Surat. Ein kurzzeitiger Frieden mit Kaiser Aurangzeb (Sivaji hatte sich zwischenzeitlich unter strenger Bewachung in dessen Hauptstadt Agra befunden, war aber in einem Korb mit Süßwaren versteckt geflohen) endete bereits 1670 wieder. Nach einer Reihe weiterer abenteuerlicher Unternehmungen führte Sivaji einen (offenbar weitgehend erfolglosen) letzten Feldzug gegen seinen Halbbruder Ekoji, der 1676 den *Nayak* von Tanjore vertrieben und dort eine eigene Marathen-Dynastie aufgebaut hatte, und starb 1680. Zwar gelang es Aurangzeb unter Aufbietung sämtlicher Ressourcen seines Reichs die Situation im bergigen Hinterland der indischen Westküste vordergründig zu stabilisieren – die bislang nicht unter Herrschaft der Moguln stehenden Reiche von Bijapur und Golconda fielen 1686 bzw. 1687, 1689 wurde schließlich Sivajis Sohn gefangen und hingerichtet – er vernachlässigte über diesen Kampagnen aber den Rest seines Herrschaftsgebiets (Ibid.: 11f.).

hend autonom über ihre Territorien.[261] Diese Krisen und die innere Schwäche des Mogulreichs wurde von der EIC zunehmend dazu genutzt, im Verbund mit indischem Kapital und einheimischen Interessengruppen eine aggressive Politik zur Sicherung ihrer Interessen zu betreiben (Bayly 1988: 3ff.).[262]

Ein Auslöser der Entwicklung, die dazu führte, daß die Briten schließlich den gesamten Subkontinent beherrschen sollten, waren aber auch die innereuropäischen Konflikte des 18. Jahrhundert. Schon vor Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs (1756–63) rangen Engländer und Franzosen in Südindien um die Vorherrschaft. Siradsch-du-Daula, der Nawab von Bengalen,[263] nutzte diese Situation und besetzte im Juni 1756 Kalkutta – vorgeblich, weil die EIC in ihrer Niederlassung den Teilnehmern einer Verschwörung Unterschlupf gewährte. Diese Aktion kostete die Gesellschaft mehr als £2 Millionen, und ihre Direktoren entsandten von Madras aus eine Expeditionsstreitmacht zur Rückeroberung der Stadt. Die Truppen der *East India Company* wurden von Robert Clive, einem Angestellten der Company angeführt.[264] Clive brachte Kalkutta ohne große Schwierigkeiten wieder in britische Hand, da Siradsch-du-Daula mittlerweile mit der Abwehr eines afghanischen Invasoren beschäftigt war, welcher Delhi erobert hatte. Der Nawab stimmte daraufhin der Wiederherstellung des *Status quo ante* zu. Wäre er seinen

---

[261] Bereits bei Aurangzebs Tod im Jahr 1707 war das mächtige Reich Holden Furber zufolge in eine Reihe von Nachfolgestaaten zerfallen, deren Herrscher dem Kaiser nur noch nominell Gefolgschaft schuldeten (Ibid.: 12).

[262] Christopher Bayly identifiziert drei unterschiedliche, deutlich voneinander geschiedene Aspekte der Krise des 18. Jahrhundert, die zum Untergang des Mogul-Reichs und zum Aufstieg der East India Company führte. Die erste Ursache der Instabilität war demnach ein kumulativer Wandel, der durch die Kommerzialisierung des wirtschaftlichen Lebens, Veränderungen in den Beziehungen zwischen gesellschaftlichen Gruppen und eine politische Transformation innerhalb des Subkontinents selbst ausgelöst wurde. Zweitens wurde das gesamte westliche und südliche Asien zu dieser Zeit von einer umfassenderen Krise erfaßt; nicht nur das Imperium der Großmoguln, sondern auch das Persische und das Osmanische Reich befanden sich im Niedergang. Schließlich wirkte sich die massive Ausweitung von Produktion und Handel innerhalb Europas ebenso bis nach Asien aus wie die Herausbildung der expansiven Nationalstaaten. Das "alte imperiale Modell" der Moguln scheiterte auf diesen drei Ebenen und wurde schließlich durch das "neue imperiale Modell" der Briten abgelöst (Ibid.: 3f.). Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob Bayly den Einfluß der Europäer vor der Schlacht von Plassey nicht überschätzt. Laut Bayly ist die zunehmende Kommerzialisierung, d.h. die Produktion für (teilweise überseeische) Märkte, und der mit dem ökonomischen einhergehende gesellschaftliche Wandel entscheidend den Niedergang des Mogulreichs und die nachfolgende politische Instabilität verantwortlich. Diese Entwicklung wurde allerdings nicht von den Europäern angestoßen, es war vielmehr so, daß die EIC, wie bereits gesehen, im 17. Jahrhundert von der Leistungsfähigkeit der indischen Tuchindustrie profitierte. Wie gerade auch Bayly selbst überzeugend darlegt, brachen die Europäer auf dem Subkontinent mitnichten in eine starre, statische und rückständige Szenerie ein; sie trafen vielmehr auf eine ökonomische, politische und gesellschaftliche Dynamik, die sie sich zunutze machten. Ob das in Relation zum Binnenhandel auch in Indien damals noch geringe Volumen des Austauschs mit den Europäern substantielle Rückwirkungen auf die indische Ökonomie hatte, ist für diese frühe Epoche durchaus zu bezweifeln.

[263] Siraj ud-Daulah wurde 1756 im Alter von 23 Jahren zum Nawab von Bengalen, Bihar und Orissa. Die Stellung des jungen muslimischen Herrschers war allerdings alles andere als gesichert, vor allem beschränkte John Darwin zufolge die ökonomische Macht der eng mit der *East India Company* verbundenen Hindu-Kaufleute und -Bankiers seinen Handlungsspielraum. Ein gravierendes Problem stellte insbesondere der quasi-extraterritoriale Status von Fort William bzw. Kalkutta dar, über das ein Großteil des bengalischen Außenhandels abgewickelt wurde. John Darwin kommentiert die Einnahme Kalkuttas durch Siraj ud-Daulah folgendermaßen: »Für einen Augenblick schien es, als zeigte dieser coup d'etat den Aufstieg eines neuen südasiatischen merkantilistischen Staates an – einer Art orientalischer Niederlande, die ihre Position aus eigener Kraft behaupten konnten« (Darwin 2007: 177). Ob diese Option tatsächlich bestand, erscheint mir allerdings fraglich, die politischen Verhältnisse in Bengalen wirken in der Rückschau zu instabil, die Antagonismen zwischen Herrscher und kommerzieller Klasse zu gravierend.

[264] Der das kurz zuvor in Madras eingetroffene königliche Regiment kommandierende Oberst »weigerte sich, die Leitung der Expedition zu übernehmen, weil ihm die Kompanieregeln nicht zusagten, die eine gerechte Verteilung der bei Plünderungen gemachten Beute vorschrieben« (Parry 1971: 301) Bei Parry bleibt leider unklar, ob "gerecht" oder "Plünderung" den Widerwillen des Oberst auslösten.

Instruktionen gefolgt, hätte Clive nun nach Madras zurückkehren müssen. Er hatte aber weitergehende Pläne und nahm Kontakt zu denjenigen lokalen Größen auf, die auf einen Sturz des Nawab erpicht waren. Anschließend griff er Chandernagore an, den bengalischen Hauptstützpunkt der 1664 gegründeten *Compagnie des Indes Orientales*, der französischen Ostindienkompanie,[265] was den Nawab veranlaßte, zugunsten der Franzosen zu intervenieren. Clive marschierte daraufhin mit seiner zwar kleinen, aber gut bewaffneten und organisierten Truppe auf Murshidabad und besiegte die weit größere, aber mangelhaft geführte und bewaffnete Armee des Nawab 1757 bei Plassey durch eine Mischung aus Bestechung und taktischem Geschick (vgl. James 1997: 30–44).

Auf den ersten Blick erscheint die Schlacht von Plassey wie ein Monument der Überlegenheit Europas über den Orient. Tatsächlich aber war – ungeachtet der besseren Bewaffnung und wahrscheinlich auch strafferen Disziplin der englischen Truppen – einer der wichtigsten Gründe für den Sieg einer Handvoll britischer Bataillone über die zahlenmäßig weit überlegenen Kräfte von Siradsch-du-Daula der Verrat von Mir Jafar, eines der wichtigsten Generäle des Nawab. Nach der Schlacht übernahm eben dieser Mir Jafar, wie von Clive zugesagt, mit Unterstützung der EIC die Herrschaft über Bengalen, Bihar und Orissa – nicht zuletzt weil Clive davor zurückschreckte, ein so großes Territorium mit den damals noch durchaus begrenzten Mitteln der Gesellschaft zu regieren. Vielleicht hatte der neue Nawab geglaubt, die Engländer für seine Zwecke instrumentalisieren zu können; wer wen benutzte wurde aber schnell deutlich, als Mir Jafar versuchte, durch eine Politik der Anlehnung an die VOC politisch unabhängiger zu werden. Nachdem in Bengalen gelandete niederländische Truppen vernichtend geschlagen waren, ersetzte die EIC Mir Jafar 1760 durch dessen Schwiegersohn Mir Kasim; aber auch mit diesem gab es Probleme. Als Spannungen zwischen dem neuen Nawab und europäischen Händlern erneut zu gewaltsamen Auseinandersetzungen führten, kam es 1764 zur Schlacht von Buxar, in welcher die EIC Mir Kasim und seinen Verbündeten, den Herrscher von Awadh, besiegte. Die East India Company übernahm in der Folge 1765 den sog. *Diwan*, d.h. das Recht zur Steuereinziehung; der Nawab herrschte von diesem Zeitpunkt an nur noch nominell (vgl. Darwin 2007: 177ff.). Die EIC hingegen verfügte plötzlich über Geldsummen, von denen selbst Sir Joshua Child 70 Jahre zuvor wahrscheinlich kaum zu träumen gewagt hätte: Zu Clives Zeiten betrugen die Steuereinnahmen Bengalens ungefähr £3 Millionen jährlich.[266] Damit konnten nicht nur die indischen Exporte nach England finanziert werden, Teile dieser Einnahmen wurden zudem direkt als sog. "home charges" nach London verschifft; gemeinsam mit den transferierten Gehältern der EIC-Angestellten und den in Indien zusammengerafften Vermögenswerten belief sich der direkte Geldabfluß um 1820 auf ca. £6 Millionen jährlich (Bayly 1988: 116).[267]

---

[265] Einen Überblick über die Geschichte und Aktivitäten dieser Gesellschaft und den englisch-französischen Konflikt in Indien gibt Holden Furber (1976: 103–69).

[266] Den überzeugendsten Beleg für die Leistungsfähigkeit der indischen Wirtschaft sieht Christopher Bayly in der Tatsache, daß obwohl die EIC nach der Schlacht von Plassey keine Edelmetalle mehr nach Indien einführte (sondern das in Bengalen vereinnahmte Steueraufkommen verwendete, um die Ausfuhren nach Europa zu finanzieren), dies zu keiner generellen monetären Krise führte, wenngleich die verringerte Geldmenge im östlichen Indien Probleme verursachte (Bayly 1988: 35; 64). Ein Nebeneffekt der Schlacht von Plassey war zudem, daß Großbritannien von diesem Zeitpunkt an etwa 70 Prozent der weltweiten Salpeterproduktion kontrollierte (Cressy 2011: 109).

[267] 1818 nahm die EIC in Indien insgesamt ca. £22 Millionen ein, eine für damalige Verhältnisse gewaltige Summe (Ibid.). Die gesamten Staatseinkünfte Englands beliefen sich Patrick O'Brien zufolge im Jahr 1815 auf ca. £62 Millionen (was in etwa 18,2 Prozent des Nationaleinkommens entsprach, O'Brien 1988: 3).

Plassey ist ein Paradebeispiel für jene Zufälle, die den Gang der Geschichte nachhaltig verändern; bereits Clive selbst betrachtete den Sieg über den Nawab als eine Umwälzung, »die in der Geschichte schwerlich ihresgleichen hat« (nach Darwin 2007: 177). Die Eroberung Bengalens war aber, wie gesehen, keineswegs das Resultat eines von langer Hand verfolgten Plans, die nun endlich sein Ziel erreicht hatte; eher war das Gegenteil der Fall, die Strategie der EIC zielte bis Plassey keineswegs auf territoriale Expansion ab; Handelsinteressen und deren Schutz dominierten ursprünglich die Politik der Gesellschaft, nicht imperiale Ambitionen (vgl. Bayly 1988: 62). Der von Clives Truppen mit Unterstützung einheimischer Händler und Bankiers durchgeführte Feldzug war wenig mehr als ein Coup;[268] Clive widersetzte sich den Anordnungen seiner Direktoren und griff zu, als sich ihm eine einmalige Gelegenheit bot: Der Nawab war in Schwierigkeiten, während gleichzeitig infolge der durch den englisch-französischen Konflikt verursachten "Militarisierung" der europäischen Politik in Indien die Mittel für größere Militäroperationen verfügbar waren. Diese Entwicklung war um 1700 keinesfalls abzusehen; sie war weder der überlegenen Technik der Engländer noch ihren effizienteren Institutionen geschuldet, die Ursachen für die Eroberung Bengalens lagen zum größten Teil in Indien selbst. Und wäre Clive bei Plassey unterlegen, hätte es der EIC John Darwin zufolge an den politischen und militärischen Mitteln gefehlt, später die Marathen und Tipu Sultan von Mysore zu unterwerfen (Darwin 2007: 178). Die Eroberung Bengalens veränderte die Politik der *East India Company* langfristig von Grund auf. Zwar war die Gesellschaft zunächst darauf bedacht, ihre Kräfte nicht zu überdehnen und das Gewonnene zu konsolidieren – nicht zuletzt angesichts der beeindruckenden militärischen Macht der Marathen (die 1784 Delhi einnahmen) und des Aufstiegs neuer Staaten wie Hyderabad und Mysore.

Clives Husarenstreich hatte die Verhältnisse dennoch grundlegend verändert: Die EIC war quasi über Nacht zu einer der wichtigsten Territorialmächte auf dem Subkontinent aufgestiegen, und wurde in den auf Plassey folgenden Jahrzehnten in eine nicht enden wollende Spirale militärischer Konflikte involviert, an deren Ende die nahezu vollständige Eroberung Südasiens stand; die Armee der EIC wuchs von 18.000 Mann in 1763 auf über 150.000 am Ende des Jahrhundert an. Während die Gesellschaft sich vor 1757 im Hinblick auf die indische Politik eher opportunistisch verhalten hatte, nahm ihre Politik ab ca. 1780 einen offen imperialistischen Charakter an. Auch wenn die lokalen Akteure im Einzelfall den Interessen der Direktoren in London zuwider gehandelt haben mögen, setzten sie nichtsdestotrotz den zur Sicherung der Besitzungen der EIC aufgebauten militärischen Apparat ein, um indischen Herrschern "Sicherheit" zu verkaufen. Dieser Handel von Schutz gegen Geld wurde als "Subsidarallianz" bezeichnet. Gegen die Zahlung von Geld und die Überlassung fruchtbarer Landstriche unterstützte

[268] Man sollte sich nicht allzusehr über das Bündnis einiger Inder mit der EIC wundern, erstere waren keineswegs "Verräter an der indischen Sache" – einfach deshalb nicht, weil es im 18. Jahrhundert kein "Indien" im modernen Sinn und auch kein Nationalbewußtsein gab. Auch Sultan Tipu von Mysore, der vermeintliche Vorkämpfer für die Freiheit Indiens und der große Gegenspieler der EIC Ende des 18. Jahrhundert, war ein moslemischer Fremdherrscher inmitten von Hindu-Bauern und -Handwerkern. Und die Marathen, die so wirkungsvoll die Macht des Mogulreichs unterminierten, waren nur eine Gruppe von Hindus, die über eine eigene Sprache und Kultur verfügten. Die z.T. widerstreitenden Interessen und die daraus resultierenden Brüche innerhalb der Marathen-Konföderation wurden schließlich von den Briten bei deren Unterwerfung ausgenutzt (Ibid.: 99; 101f.). Auch wenn M. Athar Ali in einer umfassenden Kritik "revisionistischer" Ansätze (Ali 1993) jeglichen Versuch zurückweist, die Herrschaft der Briten als Teil einer historischen Kontinuität zu begreifen, widerspricht die Tatsache, daß weite Teile der kommerziellen Elite des Subkontinents mit der EIC paktierten einer derart pauschalen Auffassung. Während die Welt der herrschenden Moslem-Elite unterging, öffneten sich den mit den Briten kooperierenden Hindu-Kaufleuten zunächst neue Tätigkeitsfelder und Verdienstmöglichkeiten (vgl. z.B. Ray 1998).

die EIC erstmals 1763 den Nawab von Arcot gegen seine Feinde und unterhielt Garnisonen auf seinem Territorium (Bayly 1988: 58). Derartige Regelungen führten einerseits dazu, daß sich die "Klienten" immer tiefer verschuldeten und letztlich ihre Unabhängigkeit gegenüber den Briten völlig einbüßten; andererseits schürten derartige Arrangements die Konflikte unter den Nachfolgestaaten des Mogulreichs und trieben die EIC in immer neue militärische Auseinandersetzungen (vgl. insbes. Ibid: 89ff. und James 1997: 63–78). Die territoriale Expansion der East India Company sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch nach Plassey die Politik der Gesellschaft letztlich im Dienst der Ökonomie stand.[269] Während die von der EIC in Indien eingetriebenen Abgaben die Exporte indischer Produkte nach Britannien finanzierten, halfen die Ausfuhr von indischer Rohbaumwolle und Opium nach China, den Abfluß von Silber ins "Reich der Mitte" zu begrenzen (Ibid.: 104f.).[270]

Im 18. Jahrhundert wurde Tee zum Nationalgetränk der Engländer, und mit der rasanten Zunahme des Teekonsums veränderte sich auch die Struktur des europäischen Handels mit dem "Reich der Mitte". Die Anfänge des Teehandels waren allerdings äußerst bescheiden, Chaudhuri zufolge wird Tee zum ersten Mal in den frühen 1660er Jahren in den Unterlagen der EIC erwähnt. 1669 importierte die Company lediglich 222 lb., diese Menge stieg aber kontinuierlich an. Bevor Tee zum alltäglichen Genußmittel werden konnte, war aber zunächst das Problem der Beschaffung zu lösen. So lange die EIC ein Kontor in Bantam unterhielt, bezog sie die benötigten Mengen von den im Malayischen Archipel Handel treibenden Dschunken. Mit dem Verlust Bantams 1682 entfiel diese Möglichkeit, und bis zum Aufbau kontinuierlicher Handelsbeziehungen mit Südchina zu Beginn des 18. Jahrhundert war die Versorgung unsicher. Dann aber steuerten Schiffe der EIC regulär chinesische Häfen an. Der Chinahandel unterschied sich allerdings in einem wesentlichen Punkt von demjenigen mit Indien und Indonesien. Während die EIC dort permanente Niederlassungen unterhielt, waren ihre Angestellten in China zunächst nicht dauerhaft präsent. Die Rolle der Agenten in den indischen Niederlassungen übernahmen im Chinahandel sog. *"supercargoes"* (von spanisch *"sobrecargo"*), die sich an Bord des Schiffes (oder des Flaggschiffs, wenn eine Flotte Guangzhou ansteuerte) befanden und für den Ankauf und Verkauf der Waren zuständig waren. Ebenso wie der Baumwollhandel in Indien wurde auch der Tee- und Porzellanhandel in Guangzhou über einheimische Kaufleute abgewickelt, den von der Regierung lizenzierten Hong–Händlern.[271] Als sich später der Teekonsum in England ausbreitete, waren diese Muster erprobt, und die Lieferungen der EIC konnten problemlos mit der gestiegenen Nachfrage Schritt halten (zumindest in Friedenszeiten).

Maxine Berg zeichnet die Struktur des Chinahandel im frühen 18. Jahrhundert am Beispiel der *Augusta* nach, eines Schiffs der EIC, das im Januar 1718 England verließ

---

[269] Bei aller vordergründigen Modernität war die EIC in Indien eine durch und durch "merkantilistische" Organisation; kein Vorläufer moderner Großkonzerne sondern Nachfolger der Großmoguln als oberster Grundherr (Bayly 1988: 105ff.; 171f.). Die Herrschaft der EIC, die bisweilen auch als Bewahrer der hinduistischen Tradition agierte, um die Legitimität ihrer Herrschaft zu unterstreichen (Ibid.: 114), unterschied sich allerdings von derjenigen der Moguln insofern, als die EIC zumindest bemüht war, ein Konzept der "*direct rule*" zur Erhöhung der Einnahmen und Ausschaltung ("feudaler") Zwischenglieder durchzusetzen (Ibid.: 109f.).

[270] Zur Geschichte Indiens und der EIC nach Plassey siehe auch Sugata Bose und Ayesha Jalal (2004: Kap. 7 und 8) sowie die Studie von H.V. Bowen (2006).

[271] Eine detaillierte Beschreibung des Ablaufs der Transaktionen in China gibt Chaudhuri (1978: 403ff.). Robert Finlay (1998) gibt einen umfassenden Überblick über Geschichte der Porzellanherstellung in China und den Handel mit dem "weißen Gold".

und am 20. August Guangzhou erreichte. Dort wurden einige aus England mitgebrachte Güter verkauft, unter anderem Kupfer, Stahl, Uhren und Schmuck, hauptsächlich aber indische Baumwollstoffe, die das Schiff in Batavia aufgenommen hatte. In Guangzhou kaufte der zuständige Händler, Nathaniel Torriano, über einen chinesischen Mittelsmann tausende Stücke Porzellan, sowie Lackwaren, Teetische, Seide und Taft. Der verbleibende Laderaum wurde mit Tee gefüllt, der aber damals noch nicht den Handel wertmäßig dominierte. Nach der Rückkehr des Schiffs im Juli 1719 wurden die Güter in einer Reihe von Auktionen, die sich bis in das folgende Jahr erstreckten, in London versteigert (Berg 2005: 47).[272] Dominierten zunächst noch Textilimporte die Geschäfte der EIC in China (67,9 Prozent der Importe in 1668–70 und 80,6 Prozent in 1738–40), veränderte die massenhafte Einfuhr von Tee nach England diese Relationen aber innerhalb einer relativ kurzen Zeitspanne deutlich; 40 Jahre nach der Reise der *Augusta* war Tee der Hauptgrund dafür, daß Schiffe von Europa nach China segelten, Porzellan ergänzte lediglich die Fracht.[273] Die Gesellschaft weitete ihre Importe derart aus, daß der resultierende Preisverfall Tee schließlich für nahezu jedermann erschwinglich machte, innerhalb von 5 Jahrzehnten wuchs der Konsum in England von einer unbedeutenden Menge auf ungefähr 5 lb. pro Kopf und Jahr (Chaudhuri 1978: 386ff.).[274]

Der chinesische Tee hatte seinen Preis – aber diesen zahlten weniger die englischen Konsumenten, für die das Getränk zum preiswerten Genußmittel wurde, sondern primär die bengalischen Bauern und Handwerker. Daß die EIC überhaupt in der Lage war, derartige Mengen Tee aus China nach England zu verschiffen lag nicht zuletzt daran, daß sie anstelle von Silberbarren nunmehr in großem Stil (mit bengalischen Steuereinnahmen aufgekaufte) Rohbaumwolle und später ebenfalls in Indien angebautes Opium in das Reich der Mitte exportieren konnte. Ohne die Eroberung Bengalens wäre die Ausweitung des Handels mit China, einem Land welches nach wie vor kein Interesse am Erwerb europäischer Fertigwaren hatte, wahrscheinlich in diesem Ausmaß nicht möglich gewesen (vgl. Darwin 2007: 180).[275] Die indische Baumwolle steht mithin in einer

---

[272] Allein zwischen Mitte Juli und Ende August 1768 liefen 15 europäische Schiffe in Guangzhou ein, was einen ungefähren Eindruck vom Volumen des Handels vermittelt (Ibid.: 47).

[273] Chaudhuri zufolge betrugen die Porzellaneinfuhren, schon in den 1720er Jahren wertmäßig nur ca. ein Drittel der Teeimporte (1978: 389). Die kulturelle Bedeutung des aus China importierten Porzellans war zwar seiner Ansicht nach größer als seine monetäre Bedeutung (Ibid.: 406), allerdings ist eine Menge von 150.000 Tassen, die in einem einzigen Jahr importiert wurden, auch nicht eben wenig; trotz der zu diesem Zeitpunkt längst angelaufenen Produktion inländischen Porzellans wurden 1778–79 noch 345 Tonnen aus China eingeführt. Ebenso wie bei allen anderen Schiffsladungen war die EIC bestrebt, auch im Chinahandel eine vernünftige Balance zwischen Risikominimierung und Profitmaximierung zu erreichen. Der Jahresbedarf an jenen kostbaren Stücken, welche die höchsten Profite abwarfen, wurden nicht auf einem einzigen Schiff transportiert, sondern auf unterschiedliche Fahrzeuge verteilt. Der Rest der Ladung bestand aus Tee und aus geringpreisigem Porzellan, das wiederum primär als Ballast mitgeführt wurde und lediglich relativ bescheidene Beiträge zur Deckung der Gesamtkosten erlösen mußte (Ibid.: 407f.).

[274] Die Wachstumsraten bei den Teeimporten sind tatsächlich beeindruckend, und dies um so mehr, wenn man bedenkt, daß eine keinesfalls unerhebliche Menge der Ware geschmuggelt wurde – mit dem Teeboom geriet laut Chaudhuri auch der Schmuggel außer Kontrolle (Ibid.: 393). Die Ausweitung des Konsums betraf vor allem die geringwertigen Varianten, deren Anteil betrug 1751–60 ungefähr 93 Prozent der gesamten Einfuhrmenge (Ibid.: 397). Diese Zahlen mögen zwar aus europäischer Perspektive beeindruckend gewesen sein, aus chinesischer Sicht war der Bedarf der Engländer, Holländer und Portugiesen, die in und um Guangzhou Handel trieben, in Relation zum eigenen Binnenmarkt eher von unterordneter Bedeutung (Ibid.: 408f.).

[275] Die Silberexporte der EIC führten Chaudhuri zufolge in England zunächst keineswegs zu einer Verknappung des Silbers, da ausreichende Mengen der Importe aus Indien reexportiert wurden, was dem Land wiederum Edelmetall zuführte (1978: 8f.). Es wäre der EIC unmöglich gewesen, ohne die Absatzmärkte in Europa, Afrika und der Neuen Welt ihre Aktivitäten über längere Zeit aufrecht zu erhalten; nicht nur wäre ihr ir-

doppelten Beziehung zur im 18. Jahrhundert einsetzenden Transformation der englischen Gesellschaft und Ökonomie: Einerseits wurde die Pflanzenfaser benötigt, um die Teeimporte nach England gegenzufinanzieren, andererseits fand sie zunehmend als Rohstoff im inländischen Textilgewerbe Verwendung. Während sich in England neben einer neuen Kultur des Konsums auch veränderte Produktionsweisen ausbreiteten – die Fortschritte in der Verarbeitung von Baumwolle markieren den Beginn der Industriellen Revolution –, setzte in Indien ein Prozeß der Deindustrialisierung ein, das Land wurde in kolonialer Zeit vom Fertigwaren- zum Rohstoffexporteur und führte statt kostbaren Stoffen preiswerte Rohbaumwolle aus (vgl. z.B. Bayly 1988: 146f.).

gendwann das Silber ausgegangen, der englische Markt war auch zu klein, um alleinige Basis der umfangreichen Aktivitäten sein zu können. Der Anteil des Reexports von Produkten nicht-europäischen Ursprungs am gesamten englischen Außenhandel betrug um 1700 ca. 22,5 Prozent (Ibid.: 12f.).

8

## Zwei hundertjährige Kriege

Als die East India Company bei Plassey triumphierte, kämpften britische Truppen auch auf dem europäischen Kontinent und in Nordamerika. In Europa war der von 1756 bis 1763 dauernde Siebenjährige Krieg durch eine "diplomatische Revolution" ausgelöst worden, die das bis dahin bestehende System von Allianzen grundlegende veränderte: Angesichts der vom österreichischen Staatskanzler Graf Kaunitz betriebenen Annäherung zwischen Frankreich und den Habsburgern vereinbarte Friedrich II. Preußen mit England die "Konvention von Westminster" zum Schutz des Königreichs Hannover, welches vom englischen König in Personalunion regiert wurde. Frankreich, traditionell Bündnispartner Preußens, ging daraufhin mit Österreich am 1. Mai 1756 eine Defensivallianz ein, die zum wechselseitigen Beistand im Fall des Angriffs auf einen der Vertragspartner verpflichtete. Kaiserin Maria Theresia, die nicht gewillt war, den Verlust Schlesiens im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–48) zu akzeptieren, konnte daraufhin mit der russischen Zarin Elisabeth und dem sächsischen Kurfürsten (der zugleich König von Polen war) einen gemeinsamen Angriff auf Preußen verabreden, ohne den Einfall französischer Truppen in ihre Besitzungen (zu denen auch die Österreichischen Niederlande gehörten, das heutige Belgien) fürchten zu müssen. Als der preußische König von diesen Plänen erfuhr, riß er die Initiative an sich und marschierte in Sachsen ein, das ihm als Operationsbasis für einen Präventivschlag gegen Österreich dienen sollte. Die Hoffnung Friedrichs des Großen, Maria Theresia zu einem schnellen Friedenschluß zu zwingen, erfüllte sich allerdings nicht, auf glanzvolle Siege folgten bittere Niederlagen, und schließlich war das Land von Feinden umringt, die entschlossen waren, Preußen zu zerschlagen und aufzuteilen, lediglich England, Hannover, Braunschweig und Hessen-Kassel standen an Friedrichs Seite.[276]

Der europäische Krieg begann für die Briten wenig vielversprechend. London hatte Paris bereits im Mai 1756 angesichts des eskalierenden Konflikt in den nordamerikanischen Kolonien den Krieg erklärt (also noch bevor die preußische Armee in Sachsen einmarschierte), woraufhin französische Truppen auf Minorca landeten und die Insel besetzten.[277] Der mit der Abwehr der französischen Flotte beauftragte Vizeadmiral John Byng wurde in London vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tod durch Erschießen verurteilt,[278] weil er »versäumte, sein Äußerstes zu tun um die feindlichen Schiffe zu entern oder zu zerstören«.[279] Die Hinrichtung fand am 14. März 1757 auf dem Achterdeck von Byngs Flaggschiff statt (Rodger 2004: 265ff.). Auch in Hannover standen die Dinge zu Beginn des Krieges schlecht. Am 26. Juli 1757 wurde die vom Herzog von Cumberland befehligte sog. "Observationsarmee" (die von den Briten finanziert war, aber zum allergrößten Teil aus norddeutschen Truppen bestand) bei Hastenbeck (an der Weser in der Nähe von Hameln) nach kurzem Gefecht geschlagen. Cumberland stimmte daraufhin am 8. September der Konvention von Kloster Zeven zu, die in welcher Hannover, Braunschweig-Wolfenbüttel und Hessen-Kassel ihre Neutralität erklärten – was

---

[276] Zur Vorgeschichte des Siebenjährigen Kriegs siehe z.B. Simms (2007: 423-42), Blanning (2007: 575-80) und Kunisch (2004: 329-50).

[277] Die Balearen-Insel war im Spanischen Erbfolgekrieg von der Royal Navy erobert und im Vertrag von Utrecht England zugesprochen worden (Simms 2007: 68).

[278] Wie Voltaire, der Byng während des Prozesses geschrieben hatte, formulierte »*pour encourager les autres*« (Blanning 2007: 584).

[279] Das Urteil bezog sich mithin auf einen der Kriegsartikel von 1653.

einer Kapitulation gleichkam und den Franzosen den Weg nach Osten öffnete. Preußen schien verloren, aber Friedrich konnte die französische Armee am 5. November 1757 bei Roßbach (in der Nähe von Leipzig) entscheidend schlagen, bevor diese sich mit den Österreichern vereinigt hatte, die der preußische König einen Monat später bei Leuthen besiegte. Georg II. von England und Hannover hatte mittlerweile die Konvention von Kloster Zeven aufgekündigt und einem preußischen General, Herzog Ferdinand von Braunschweig, das Kommando über die "Observationsarmee" übertragen. In nur sechs Wochen vertrieb der Schwager Friedrichs des Großen die Franzosen aus Hannover, verfolgte sie bis zum Rhein, und schlug schließlich am 21. Juni 1758 die französische Armee bei Krefeld. Ludwig XV. entsandte daraufhin eine Streitmacht von annähernd 100.000 Mann nach Deutschland, die am 1. August 1759 bei Minden auf Ferdinands mittlerweile durch 7.000 Mann von den britischen Inseln verstärkte Truppen traf. Der Herzog von Braunschweig triumphierte erneut, und im weiteren Verlauf des Krieges spielten französische Truppen auf dem europäischen Kontinent keine nennenswerte Rolle mehr.[280]

Auch in Nordamerika waren die Briten mittlerweile siegreich. Der primäre Anlaß für die dort zeitgleich mit den Kämpfen in Europa ausgetragenen Feindseligkeiten (und der Grund dafür, daß England schon vor dem Einfall Friedrichs II. in Sachsen Frankreich den Krieg erklärte) waren Grenzstreitigkeiten im östlichen Ohio-Tal. Die Franzosen hatten dort 1752 befestigte Stützpunkte auf Land errichtet, das von der neugegründeten *British Ohio Company* beansprucht wurde – darunter Fort Duquesne, das spätere Pittsburgh. Die Scharmützel mündeten 1755 in offenen Kriegshandlungen, dem *French and Indian War*. Nach anfänglichen Erfolgen der Franzosen und ihrer indianischen Verbündeten gewannen die Briten ab 1758 die Oberhand, und am 13. September 1759 eroberten die Truppen unter dem Kommando von General James Wolfe (der in der Schlacht tödlich verwundet wurde, ebenso wie sein Widersacher Montcalm) Quebec. Damit war das Schicksal Kanadas besiegelt, Montreal fiel ein Jahr später.[281] Unterdessen hatten die Briten in Indien die Belagerung von Madras durch französische Truppen abgewehrt, die Franzosen wurden im Januar 1760 bei Wandiwash entscheidend geschlagen, und acht Monate später fiel Pondicherry nach langer Belagerung (Blanning 2007: 585f.).[282]

Dieser umfassende Triumph war nur möglich gewesen, weil Parlament und Krone in London für den Krieg gegen das bei weitem größere Frankreich – dessen Einwohnerzahl sich damals auf ca. 24 Millionen belief, während in England lediglich etwas über 6 Millionen Menschen lebten – immense Ressourcen mobilisiert hatten. In Deutschland waren 1760 an die 22.000 Mann britischer Truppen stationiert (dazu kamen 50.000 deutsche Kontingente, die ebenfalls von London finanziert wurden), während sich in Nordamerika ungefähr 45.000 Soldaten befanden (ca. 25.000 von waren ihnen einheimische Milizionäre). 55.000 Mann verteidigten die britischen Inseln (20.000 von ihnen

---

[280] Zum Kriegsverlauf siehe vor allem McLynn 2004: Kapitel 8. Die weitgehende Neutralisierung Frankreichs verhinderte nicht, daß Friedrich der Große am Rand der Niederlage stand, als im Januar 1762 Zarin Elisabeth starb und ihr Sohn Peter III. umgehend Frieden mit dem von ihm bewunderten Preußenkönig schloß.

[281] Zur Vorgeschichte des *French and Indian War* siehe McLynn, 2004: Kap. 1, zum Verlauf des Krieges ibid.: Kap. 4 und 6, sowie Elliott 2006: Kap. 10.

[282] Eine ausführliche Darstellung des französischen Versuchs, ab dem ausgehenden 17. Jahrhundert ebenfalls ein "kommerzielles Imperium" im atlantischen Raum zu errichten liefert James Pritchard in einem Buch mit dem vielsagenden Titel "*In Search of Empire*" (2004).

gehörten der Miliz an), 7.500 die westindischen Zuckerplantagen und 7.000 Gibraltar (Simms 2004: 451). Die Gesamtstärke der britischen Armee war bereits für sich genommen beeindruckend. Die Ausrüstung, Besoldung und Versorgung der in Europa und Übersee stationierten Truppen war aber nur ein Kostenfaktor, darüber hinaus unterhielt das Land die bei weitem stärkste und kostspieligste Marine der Welt, und unterstützte zusätzlich zur Stellung von Truppenkontingenten zudem Hessen-Kassel und vor allem Preußen mit erheblichen Subsidien; Friedrich II. erhielt zwischen 1758 und 1762 £670.000, was Brendan Simms zufolge ungefähr ein Fünftel der gesamten preußischen Kriegsausgaben deckte (Ibid.: 442f.).

| | 1550 | 1650 | 1750 | 1850 |
|---|---|---|---|---|
| England | 3 | 5 | 6 | 17 |
| Frankreich | 14 | 21 | 24 | 36 |
| Deutschland | 13 | 10 | 18 | 35 |
| Italien | 12 | 12 | 16 | 25 |
| Spanien | 7 | ? | 9 | 15 |

Tabelle 7: Bevölkerungsentwicklung im europäischen Vergleich (nach Lundt 2009: 21)

Erstaunlich ist rückblickend allerdings weniger der Aufwand, mit dem Britannien den Krieg gegen Frankreich betrieb für sich genommen,[283] als die Tatsache, daß das Land überhaupt derartige Ressourcen mobilisieren konnte, ohne sich zu ruinieren. Der Siebenjährige Krieg hatte Britannien Frank McLynn zufolge zum "Herrn der Welt" gemacht,[284] aber dies war nur möglich gewesen, weil das Land sich in den vorangegangenen Jahrzehnten nicht nur zum Marktplatz der Welt aufgeschwungen hatte, sondern sich zudem anschickte, auch Werkstatt der Welt zu werden; seine Bewohner genossen einen bis dahin unbekannten Wohlstand, sie waren bei weitem besser ernährt, behaust und gekleidet als ihre Zeitgenossen jenseits des Ärmelkanals. Bereits Daniel Defoe und Adam Smith waren der Ansicht, daß der Lebensstandard der arbeitenden Bevölkerung in England deutlich höher sei als in anderen europäischen Ländern, ganz zu schweigen von Indien und China (Allen 2009: 25f.). Ein weiteres Jahrhundert später, zur Zeit der ersten Weltausstellung die 1851 im berühmten Kristallpalast stattfand, war London die größte europäische Stadt, Zentrum des internationalen Handels und des Finanzwesens, während auf die britische Textilindustrie zwei Drittel, auf die Eisenhütten 64 Prozent und auf die Kohlebergwerke 76 Prozent der Gesamtproduktion des Kontinents entfielen (Wrigley 2010: 26f.). Der neue Reichtum war Quelle der Macht – und die Macht wiederum die Wurzel, aus der sich der Reichtum nährte.

Nichts von dem war nur wenig mehr als hundert Jahre zuvor zu erwarten gewesen. Im Gegenteil, im 16. und auch noch im größten Teil des 17. Jahrhundert war England ein im europäischen Vergleich wirtschaftlich relativ rückständiges Land, dessen Exporte hauptsächlich aus Wolle und Wollstoffen geringerer Qualität bestanden (Wrigley 2010: 27). Die glanzvollen Tage des Königreichs hatten spätestens mit dem vorzeitigen Tod von Henry V. (dem Sieger von Azincourt) geendet; daß England einen zweiten Hundertjährigen Krieg gegen Frankreich führen und siegreich beenden würde, war ab

[283] Der Kampf gegen Frankreich stieß in England auf weitgehende Zustimmung. Zum englischen respektive britischen Patriotismus in dieser Epoche vgl. Blanning 2002, Kapitel 7 und Colley 1992.

[284] So lautet der Untertitel seines Buchs über den Konflikt (MyLynn 2004).

dertjährigen Krieg gegen Frankreich führen und siegreich beenden würde, war ab Mitte des 15. Jahrhundert nur schwer vorstellbar.

Der erste Hundertjährige Krieg hatte eine lange Vorgeschichte. Seit der Herzog der Normandie 1066 bei Hastings den letzten angelsächsischen Herrscher Harold besiegt und als William I. den englischen Thron bestiegen hatte, waren die englischen Könige gleichzeitig die mächtigsten Vasallen der französischen Krone. Nachdem die englische Krone 1154 an Henry II. gefallen war, umfaßte dessen kontinentales Lehen annähernd die Hälfte des heutigen Frankreich. England und das Herzogtum Normandie wurden Teil einer weit umfangreicheren politischen Einheit, die häufig auch als "angevinisches Reich" bezeichnet wird, da Henry Sohn des Grafen von Anjou war (und zugleich Urenkel Williams des Eroberers, was seinen Anspruch auf den englischen Thron begründete). Die Erben Henrys verloren zwar bis Mitte des 13. Jahrhundert den größten Teil dieser Besitztümer, blieben aber als Herzöge von Aquitanien und der Gascogne ein bedeutender Machtfaktor innerhalb Frankreichs. Als Edward III. nach dem Tod des letzten Kapetinger-Königs den französischen Thron für sich beanspruchte, mündete der Konflikt im Hundertjährigen Krieg, der von 1339 bis 1453 andauerte. Die Engländer erfochten zunächst unter Edward und dessen gleichnamigen Sohn (dem "schwarzen Prinzen") glänzende Siege; bei Crécy 1346 und zehn Jahre später bei Poitiers/Maupertuis triumphierten mit Langbögen bewaffnete englische und walisische Bauern über die französischen Ritter. Schließlich aber wurden die Engländer zurückgedrängt, und um 1380 hatten sie bis auf einige Festungen an der Küste sämtliche französische Territorien verloren.[285] Dann überquerte Henry V. am 11. August 1415 mit einer etwa 10.000 Mann starken Armee den Ärmelkanal, belagerte Harfleur, das am 22. September fiel, und marschierte anschließend mit seiner bereits arg dezimierten Armee in Richtung Calais. Am 23. Oktober stießen Henrys hungrige und frierende Soldaten bei Azincourt auf eine annähernd dreimal so starke französische Streitmacht.[286] Die am folgenden Tag ausgefochtene Schlacht endete mit einem überragenden englischen Sieg, über 7.000 tote Franzosen bedeckten am Abend das Schlachtfeld, während nur 500 Engländer gefallen waren. Nach einer weiteren Kampagne 1417 befand sich die gesamte Normandie in Henrys Hand, und wenig später besetzten englische Truppen auch Paris und eroberten die Gebiete um Bordeaux zurück (vgl. Rubin 2005: 217-223).

Im Vertrag von Troyes war Henry V. 1420 schließlich zum künftigen König Frankreichs bestimmt worden, doch er sollte die Früchte seines Siegs nicht ernten, der englische Herrscher starb bereits 1422 im Wald von Vincennes. Nicht sein Sohn, der nur acht Monate vor dem Tod seines Vaters geborene Henry VI., sondern Charles VII. bestieg den französischen Thron. Nach anfänglichen Niederlagen konnte dieser mit Hilfe von Jeanne d'Arc 1429 die englische Belagerung von Orléans durchbrechen, und wurde anschließend von der "heiligen Jungfrau" nach Reims geführt, um sich dort krönen und salben zu lassen. Zwar nahmen die Engländer Jeanne d'Arc schon wenig später gefangen und verbrannten sie im Mai 1431 in Rouen als Hexe, Charles VII. konnte aber auch ohne ihren Beistand bis 1453 die Engländer aus Paris, der Normandie und der Guyenne vertreiben. Henry VI. hingegen, dem man nicht nur den Verlust der französischen Besitzungen sondern auch die ökonomische Krise anlastete, in der England sich

[285] Den besten Überblick über den Konflikt bietet Jonathan Sumptions dreibändige Geschichte des Hundertjährigen Kriegs, die leider derzeit mit der Absetzung von Richard II. 1399 endet.

[286] Die Nacht vor der Schlacht, und insbesondere die Ansprache des Königs an seine Männer, wurden durch William Shakespeare in seinem nach dem König benannten Drama verewigt.

Mitte des 15. Jahrhundert befand,[287] wurde 1460 von Richard, dem Herzog von York gezwungen, diesen anstelle seines eigenen Sohns als Thronerben einzusetzen. Zwar gelang es der Königin, Margaret von Anjou, Richard im Dezember 1460 zu töten, die Schlacht von Wakefield führte aber nicht zu Wiederherstellung der Ordnung, im Gegenteil markiert sie den Beginn der sogenannten "Rosenkriege", in denen sich die Thronanwärter der Häuser Lancaster (die Erben von Henry V.) und York gegenseitig auslöschten.[288] Im August 1485 landete dann Henry Tudor nach langen Jahren im Exil mit einer bunt zusammengewürfelten Armee an der Küste von Pembrokeshire (Wales). Am 22. August schlug er den verhaßten König Richard III., den letzten Abkömmling des Hauses York, und wurde am 30. Oktober des gleichen Jahres gekrönt. Henry VII. (reg. 1485–1509) beendete die internen Konflikte, und mit der Geburt eines männlichen Erben schien die innere Ordnung des Königreichs wiederhergestellt.

Bekanntermaßen sollte es anders kommen, die Verhältnisse in England waren unter Henry VIII. (reg. 1509–47) alles andere als stabil. Der innere Aufruhr, in den der neue König das Land stürzte, resultierte ebensosehr aus dessen Bestreben, einen männlichen Erben zu zeugen wie aus seiner Ruhmsucht. Der junge Herrscher wollte es seinem großen Vorbild Henry V. gleichtun; inspiriert insbesondere von Thomas Malorys Artus-Roman betrachtete er seinen Hof als eine ritterliche Gemeinschaft, die sich dem ehrenvollen Ziel verschreiben hatte, »den Anspruch auf den französischen Thron zu erneuern, ein verlorenes Reich und eine verlorene Krone zurückzugewinnen« (Bridgen 2000: 104f.). Tatsächliches gelang Henry, 1513 die kleine Bischofsstadt Thérouanne sowie Tournai, eine französische Enklave in den spanischen Niederlanden zu besetzen, während der Earl of Surrey die mit Frankreich verbündeten Schotten bei Flodden vernichtend schlug. Im August 1523 fiel der englische König erneut in Frankreich ein, seine Truppen standen schon bald nur 50 Meilen von Paris entfernt. Als der französische König François I. 1525 bei Pavia von kaiserlichen Truppen geschlagen und gefangenen genommen wurde, wähnte Henry sich bereits auf dem französischen Thron. Er drängte den siegreichen Karl V., Frankreich zwischen ihm und dem Habsburger-Reich aufzuteilen, aber der Kaiser wollte davon nichts wissen,[289] und dem enttäuschten und gedemütigten Henry blieb schließlich wenig anderes, als Frieden mit dem weit mächtigeren Frankreich zu schließen (Ibid.: 107f.).

Henry VIII. ging folglich nicht als glorreicher Kriegsherr in die Geschichte ein, sondern als der Monarch mit den sechs Ehefrauen (geschieden, geköpft, gestorben, geschieden, geköpft, überlebt) – und als derjenige, der die englische Kirche reformierte. Zwischen beidem, den Ehen und der Reformation, bestand ein enger Zusammenhang; hätte der Papst einer Scheidung des Königs von seiner ersten Frau, Katharina von Aragon zugestimmt, und hätte dessen zweite Frau Anne Boleyn einen männlichen Thronfolger zur Welt gebracht, wäre England heutzutage wahrscheinlich ein überwiegend ka-

---

[287] Ausmaß und Ursachen der Krise bleiben allerdings unklar. Miri Rubin zufolge waren die Exporte an Wollstoffen ebenso rückläufig wie die Münzprägung, während die grundherrlichen Einkünfte niedrig blieben (2005: 270f.). Dies dürfte zumindest zum Teil dem Krieg geschuldet sein, der nicht nur Unsummen Geld verschlang, sondern auch einen Großteil freien Männer des Königreichs band (und damit den Mangel an Arbeitskräften verschärfte), Rubin zufolge dienten im Laufe der Jahre 200.000 Mann in Frankreich (Ibid.: 221).

[288] Zu den Rosenkriegen siehe z.B. Rubin 2005, Kapitel 6.

[289] Karl V. ließ schließlich den zwischenzeitlich nach Madrid verbrachten französischen König 1526 wieder frei, dieser schloß daraufhin umgehend ein Bündnis mit dem Papst gegen den Habsburger, das aber lediglich 1527 zum berüchtigten *Sacco di Roma*, der Plünderung Roms durch die kaiserlichen Truppen führte (vgl. Kamen 2002: 59ff.).

tholisches Land. Es ist tatsächlich eine der Ironien der Geschichte, daß ausgerechnet ein Monarch, der die ruhmreiche Vergangenheit erneut heraufbeschwören wollte, zur treibenden Kraft der Reformation in England wurde. Noch im Juli 1521 hatte Henry eine gegen Luther gerichtete Schrift zur Verteidigung der Sakramente verfaßt, und war dafür vom Papst mit dem Titel "Verteidiger des Glaubens" ausgezeichnet worden (Ibid.: 96), zu diesem Zeitpunkt lag die Veröffentlichung von Luthers 95 Thesen allerdings gerade einmal vier Jahre zurück, und von einem religiösen Aufbruch war in England wenig zu spüren. Die häretischen Ansichten des deutschen Mönchs verbreiteten sich nur langsam, zunächst wurden seine Schriften lediglich von den einschlägig Gebildeten gelesen, da sie nur in lateinischer Sprache vorlagen. Zwar hatte William Tyndale im Exil eine englische Übersetzung der Bibel fertiggestellt, von der in Worms 1526 mindestens 3.000 Exemplare gedruckt worden waren, die Zahl der englischen Anhänger Luthers blieb aber überschaubar – Susan Bridgen zufolge weniger als Konsequenz der staatlichen Verfolgung, sondern weil die Mehrheit der Menschen kein Interesse an den neuen Überzeugungen hatten (Ibid.: 99f.).

Bevor ich mit der Schilderung der Konsequenzen der Reformation in England fortfahre erscheint mir notwendig, wenigstens einige kursorische Anmerkungen zur Differenz von Katholizismus und Protestantismus zu machen, da ansonsten die folgende Darstellung möglicherweise für nicht einschlägig vorgebildete Leserinnen und Leser unverständlich bleibt: Hätte Luther sich darauf beschränkt, die in dem berüchtigten Ablaßhandel zum Ausdruck kommenden Auswüchse zu kritisieren, und die Legitimität nur des dafür verantwortlichen Papstes in Frage zu stellen, so wäre er lediglich Schismatiker gewesen (vgl. Levi 2002: 9; 14f.). Der "Protestantismus" bestritt aber die Autorität der Institution Kirche *an sich*; die göttliche Wahrheit entsprang Luthers Ansicht nach allein der Bibel und nicht dem Ratschluß eines Menschen. Nicht der Besuch der Messe oder der Empfang von Sakramenten führte demzufolge zum Seelenheil, sondern allein der unbedingte und unerschütterliche Glaube an Gott. Gottesdienst und Bibellektüre dienten dazu, diesen Glauben zu stärken, waren aber nur Vehikel auf dem Weg zur Erlösung und nicht deren Garant. Diese Fokussierung auf den individuellen Glauben negierte schließlich auch die katholische Sozialethik insgesamt, die Kritik am Ablaßhandel zielte auch auf die Vorstellung, durch mildtätige Gaben den Weg ins Paradies zu ebnen. Wie ein englischer Protestant formulierte, »entspringt alle Erlösung dem Glauben ... Wenn unsere guten Taten der Grund unserer Erlösung sein sollten, ... starb Christus umsonst« (nach Ibid.: 97).

Der Streit um die katholische Doktrin der Transsubstantiation, wonach sich beim Abendmahl Brot und Wein in den Leib und das Blut von Jesus Christus verwandeln,[290] erscheint demgegenüber zweitrangig, die Auffassung der Calvinisten, es handele sich hierbei lediglich um eine symbolische und keine körperliche Anwesenheit, kann jedoch den Eindruck erwecken, es handele sich bei der reformierten Religion sozusagen um eine rationalere Fassung des christlichen Glaubens.[291] Ebenso wie einstmals die Kirchen-

[290] Insbesondere die Differenz zwischen Luther und Calvin bei der Einordnung des Abendmahls war für die andauernde Spaltung der protestantischen Bewegung verantwortlich. Luther war der Auffassung, daß der Glaube die Worte des Neuen Testament, "Dies ist mein Leib... dies ist mein Blut" akzeptieren, und Brot und Wein nicht zum Gegenstand rationaler Analyse machen sollte (McCullough 2003: 129f.). Genau genommen koexistieren demnach im Abendmahl Brot und Leib sowie Wein und Blut, es handelt sich um Konsubstantiation (Bridgen 2000: 98f.).

[291] Eine derartige Einschätzung ist völlig verfehlt, die Calvinisten glaubten z.B. auch an die sog. Prädestinationslehre, der zufolge die Seelen bereits kurz nach Erschaffung der Welt entweder zur Erlösung oder zur ewigen Verdammnis vorherbestimmt wurden, und geschäftlicher Erfolg im Diesseits als Anzeichen der "Erwählt-

väter die römischen Eliten mit der Behauptung für ihre Religion gewinnen konnten, der christliche Glaube stimme mit den Lehren der antiken Philosophen überein, und der *Logos* sei identisch mit dem Wort Gottes (vgl. Levi 2002: 21–26), so könnte auch der Protestantismus für seine Anhänger Ausdruck einer überlegenen Rationalität gewesen zu sein – und vielleicht auch ein Versprechen der Freiheit, welche die Kritik an der Institution Kirche transportierte.[292]

Was auch immer die Motive waren, die Menschen dazu bewegten, der neuen Häresie zu folgen (und dafür ihr Leben zu riskieren), Henry VIII. war primär an einem einzigen Punkt interessiert, der unbedingten Autorität der Heiligen Schrift. Der König betrieb seit 1527 die Scheidung von seiner ersten Frau; er vertrat die Auffassung, die Ehe sei ohnehin ungültig, da Katharina zuvor mit seinem verstorbenen Bruder verheiratet gewesen war. Damit aber wäre das Verhältnis nach den in der Bibel dargelegten Maßstäben inzestuös. Pikanterweise hatte Henry Katharina überhaupt erst ehelichen können, weil der Vorgänger des derzeitigen Papstes dem König eine Sondergenehmigung erteilt hatte, nun aber verlangte er, daß Clemens VII. die Entscheidung seines Vorgängers Julius' II. für unrechtmäßig erklärte. Der Medici-Papst weigerte sich – aber welche Autorität konnte ein Papst haben, der sich über Gottes Gebote hinwegsetzte? Der König erhob sich folgerichtig im November 1534 mit dem *Act of Supremacy* auch zum geistlichen Oberhaupt seines Landes, zur höchsten Instanz in theologischen Dingen.[293]

Die Kirche von England hatte sich damit von Rom abgespalten, Henry blieb aber primär Schismatiker und wurde nicht zum Häretiker; er hatte nie geplant, den englischen Geistlichen eine Reformation im Sinne Luthers oder gar Calvins aufzuzwingen. Der Wandel blieb moderat, der König gefiel sich darin, seine neue Kirche als »ausgewogenen Kompromiß zwischen katholischer Tradition und evangelischer Innovation darzustellen« (Bridgen 2000: 121).[294] Damit aber hatte er sich sozusagen "zwischen alle Stühle" gesetzt. Während die Anhänger Luthers und Calvins ihm vorwarfen, bei der Reformierung der Kirche nicht weit genug gegangen zu sein,[295] riefen Katholiken den Kai-

---

heit" galt. Aber gerade auch dieses Konstrukt mag mit zum Erfolg des Calvinismus im städtischen Bürgertum beigetragen haben (verbunden vielleicht mit dem Bestreben, die Kirche von der "papistischen Idolatrie" zu reinigen). Das Verhältnis von "Protestantismus" und "Kapitalismus" dürfte sich aber in jedem Fall genau anders herum realisiert haben, als Max Weber dies in seiner Schrift "Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" (1904/05) behauptet. Nicht der Protestantismus brachte den Kapitalismus hervor, sondern das entstehende Bürgertum begünstigte die Ausbreitung der Häresie. Da ich kein Anhänger Max Webers und seiner These bin, wonach eine spezifische "protestantische Ethik" über den Transmissionsriemen der "Rationalisierung der Lebensführung" die ökonomische Entwicklung Europas befördert und den "okzidentalen Sonderweg" begründet hat, verzichte ich darauf, Webers Argumentation *en detail* wiederzugeben und zu diskutieren.

[292] Daß eine solche Vielzahl unterschiedlicher protestantischer Denominationen entstand, Puritaner, Quäker, Baptisten, Methodisten usw. ist sicherlich ein Hinweis darauf, daß auch wenn es keine spezifisch "protestantische Ethik" gegeben haben mochte, der Protestantismus nichtsdestotrotz mit einer Kultur des religiösen Disputs assoziiert gewesen sein dürfte. Dies, und die Förderung der Literalität (in Folge der Bedeutung, welche die individuelle Bibel-Lektüre bekam) sind m.E. die bedeutendsten Beiträge des Protestantismus zum kulturellen und gesellschaftlichen Wandel – wenngleich dieser Wandel kaum intendiert gewesen sein dürfte und man sich fraglos davor hüten sollte, die Rolle der Religion für den gesellschaftlichen Wandel zu überschätzen.

[293] Zum Zusammenhang zwischen Henrys dynastischen Bestrebungen und der Reformation in England siehe auch Fraser 1992, insbes. Kap. 8.

[294] Allerdings fielen seinem theologischen Zweifel auch Sakramente wie die Beichte und Bestandteile der Doktrin wie das Fegefeuer zum Opfer.

[295] Aber auch Lutheranern wurde von Calvinisten vorgeworfen, die Reformation nur unvollständig betrieben zu haben. Als Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg 1613 zum Calvinismus übergetreten war, glaubte er, das Volk würde seinem Beispiel willig folgen – nicht zuletzt aufgrund der vermeintlichen inhärenten Überlegenheit und Klarheit der calvinistischen Lehre. Statt dessen resultierten das Bemühen der Ikonoklasten, die Kirchen vom "Unrat der papistischen Idolatrie" zu befreien, in öffentlichem Aufruhr (C. Clark 2006: 116ff.). Die brandenburgischen Kurfürsten und ihre Nachfahren, die preußischen Könige blieben calvinistische Herr-

ser um Hilfe. Henry unterband jegliche Unmutsbekundungen, nach dem *Treason Act* von 1534 galt es als Hochverrat, die Suprematie des Königs in Glaubenfragen zu leugnen und ihn als Häretiker, Schismatiker, Tyrannen oder Ungläubigen zu bezeichnen. 308 Menschen wurden unter Berufung auf dieses Gesetz hingerichtet, von diesen hatten 287 allerdings tatsächlich offen gegen die Krone rebelliert, so daß man Susan Bridgen zufolge dem König schwerlich vorwerfen kann, im Namen der neuen anglikanischen Religion ein Massaker an Unschuldigen verübt zu haben (Bridgen 2000: 120f.; 163).[296] Die meisten der Opfer waren zu beklagen, als sich infolge der von Henry 1536 beschlossenen Reformulierung der religiösen Doktrin und der Auflösung der ersten Klöster Teile der Bevölkerung insbesondere im Norden des Landes erhoben und auf London marschierten (Ibid.: 126ff.).[297]

Heinrichs Staatskirche wurde aber nicht nur von denen bedroht, die an der alten Doktrin festhielten, auch jene, welchen seine "Reformation" längst nicht weit genug ging, stellten eine Bedrohung für die Stellung des Königs dar. 1539 erneuerte Heinrich VIII. schließlich auch die Verfolgung von protestantischen Häretikern, er ließ das Parlament ein Gesetz verabschieden, welches die Leugnung der Transsubstantiation mit der Todesstrafe belegte (Ibid.: 133). Und wenngleich der König selbst unter dem Einfluß seines Lordkanzlers Thomas Cromwell (den er 1540 hinrichten ließ) noch bis 1541 die Verbreitung der englischen Bibelübersetzung gefördert hatte, beunruhigte ihn schließlich der Enthusiasmus, mit dem das Buch aufgenommen wurde; er veranlaßte 1543 das Parlament ein Gesetz zu verabschieden, welches die Lektüre der Heiligen Schrift nur den oberen gesellschaftlichen Schichten gestattete (McCullough 2003: 203).

Henry VIII. hatte sein modernes Priesterkönigtum relativ unbehelligt von ausländischer Intervention gestalten können, so lange der Kaiser und der französische König Krieg gegeneinander führten. 1538 änderte sich die Lage, als plötzlich ein Frieden zwischen den Erzfeinden Karl und François möglich schien. England drohte in diesem Fall der koordinierte Angriff dreier katholischer Mächte: Spanien, Frankreich und Schottland. Als aber 1541 die Kampfhandlungen auf dem Kontinent erneut aufflammten, beschloß Henry wieder militärisch aktiv zu werden. 1542 schlugen seine Truppen erneut die Schotten, ähnlich vernichtend wie annähernd 30 Jahre zuvor bei Flodden. Zwei Jahre später landete eine große englische Armee in Calais und eroberte unter immensen Verlusten Boulogne, nur um die Stadt 1546 an Frankreich zurückzugeben, da zwischenzeitlich die Kontinentalmächte Frieden geschlossen hatten, und England nicht annähernd über die Mittel verfügte, einen längeren Krieg gegen ein nicht anderweitig engagiertes Frankreich zu führen (Ibid.: 137ff.). Diese strategische Situation änderte sich auch unter Henrys Nachfahren nicht. Nachdem sein einziger Sohn, Edward VI. (reg. 1537–43) jung gestorben war, bestieg Mary I. 1553 den englischen Thron. Die Tochter von Henry VIII.

---

scher in einem überwiegend lutheranischen Land, bis Friedrich Wilhelm III. 1817 die Bekenntnisse zu einer evangelisch-christlichen Kirche vereinigte (Ibid.: 415).

[296] Das prominenteste Opfer der Verfolgung vermeintlicher Verräter war Sir Thomas More, der Autor von "Utopia" und ehemalige Lordkanzler.

[297] In seinen im Juli 1536 veröffentlichten "zehn Artikeln" hatte der König die neue Lehre der Kirche von England festgeschrieben. Das Verbot, bei Gebeten für die Toten das Fegefeuer zu erwähnen beunruhigte die Menschen ebenso wie die Einschränkung der Heiligenverehrung und die Abschaffung von Sakramenten. Warnende Stimmen wurden laut: »Seht Freunde, nun werden uns vier der sieben Sakramente genommen, und bald werden wir auch die anderen drei verlieren, und der Glaube der Heiligen Kirche wird vollkommen unterdrückt« (nach Ibid.: 127). Als im gleichen Jahr auf Anordnung des Königs die ersten Klöster aufgelöst wurden, schienen sich die schlimmsten Befürchtungen zu bewahrheiten, und die Gläubigen aus den nördlichen Grafschaften marschierten unter den Bildnissen ihrer Heiligen auf London.

und Katharina von Aragon hatte an ihrem katholischen Glauben festgehalten und setzte eine Gegenreformation in Gang, der annähernd 300 Menschen zum Opfer fielen, die als Ketzer öffentlich verbrannt wurden. Mit dem Tod der Königin, die als "blutige Mary" in die Geschichte einging, endete 1558 der Versuch, England mit Feuer und Schwert vom Protestantismus zu säubern. Marys jüngere Schwester Elizabeth I. (reg. 1558–1603), die Tochter der von Henry hingerichteten Anne Boleyn, erneuerte 1559 die anglikanische Kirche und die königliche Suprematie. Mit dem *Act of Uniformity* wurde der Klerus verpflichtet, das *Book of Common Prayer* zu verwenden und den Männer und Frauen des Königsreichs bei Strafandrohung befohlen, jeden Sonntag der anglikanischen Messe beizuwohnen (Ibid.: 216f.; vgl. auch McCulloch 203: 286-90; 382ff.). Damit war die von Henry geschaffene Einheit von Kirche und Staat wiederhergestellt und sogar noch gestärkt. Der Besuch der Messe in der Staatskirche war zugleich ein Treuebekenntnis zur Krone, umgekehrt kam die Weigerung, dem anglikanischen Ritus beizuwohnen der Negierung der Autorität der Monarchin gleich.

Angesichts der militärischen Schwäche ihres Königreichs und ihrer nach wie vor prekären Position als Oberhaupt einer Staatskirche, der sowohl Katholiken als auch die Anhänger Luthers und Calvins ablehnend bis feindselig gegenüberstanden, war Elizabeth I. primär darauf bedacht, den äußeren und inneren Frieden zu wahren. Dieses Unterfangen erwies sich zunehmend als schwierig, nicht zuletzt, weil die religiös motivierten Konflikte auf dem Kontinent sich zuspitzten. Während Frankreich von inneren Unruhen erschüttert wurde, die 1572 in der blutigen "Bartholomäusnacht" kulminierten, hatte in den 1560er Jahren der Aufstand der Niederländer gegen die habsburgische Herrschaft begonnen – und Philipp II. von Spanien fast zeitgleich den Kampf gegen die häretischen Engländer zu "Gottes eigener Sache" erklärt (Ibid.: 245f.). Philipps Zorn wurde durch die Aktivitäten englischer Schmuggler und Freibeuter im spanischen Hoheitsgebiet noch weiter angefacht, für Francis Drake, den berühmtesten dieser Abenteurer, war »jeder Angriff auf spanischen Besitz ein Angriff auf Rom« (Ibid.: 278). Der "Protestantismus" war unter Elizabeth I. zum Bestandteil der kollektiven Identität der Engländer geworden.

Im Juli 1588 stach eine Flotte von 130 Schiffen mit 18.000 Soldaten und 7.000 Seeleuten an Bord unter dem Befahl des Herzogs von Medina Sidonia von La Coruña aus in See. Die *Armada* segelte – von englischen Schiffen attackiert, sobald sie den Ärmelkanal erreicht hatte – nach Calais, wo weitere 17.000 Mann des Herzogs von Parma zu Medina Sidonia stoßen sollten. Doch dazu kam es nicht, Parmas Landungsboote wurden von den Niederländern blockiert, und die *Armada* durch den Einsatz von sog. "Brandern" (mit Schießpulver beladenen brennenden Schiffen) gezwungen, Anker zu lichten. Die Spanier unterlagen am 29. Juli vor Gravelines der englischen Flotte, und die Invasionsflotte drehte nach Norden ab, umrundete Schottland und Irland, – wo heftige Stürme eine große Zahl von Schiffen an die Küste trieben deren Besatzungen von den englischen Garnisonen massakriert wurden –, und schließlich kehrte nur etwa die Hälfte der stolzen Flotte in die Heimat zurück (vgl. Rodger 1997: 254–271).

Elizabeth I. hatte vollbracht, was ihrem Vater, der so sehr danach gestrebt hatte, verwehrt geblieben war; die Königin ging als siegreiche Heldin in die Geschichte ein. Der Triumph über die scheinbar übermächtigen Spanier war aber mindestens ebensosehr der inhärenten Schwäche von Philipps Plan geschuldet wie der Stärke der englischen Flotte. Die englischen Schiffe waren tatsächlich schneller, seetüchtiger, und mit weit mehr und besseren Kanonen bestückt als die spanischen; zudem wurden sie von kampferprobten Männern wie Francis Drake, Martin Frobisher und John Hawkins be-

fehligt. Die Spanier verfügten dank der Personalunion mit Portugal zwar auch über eine Reihe von Kriegsschiffen neuester Bauart, darüber hinaus hatte das Land aber mit Ausnahme der *Guarda de Indias*, deren Schiffe die Silberflotten eskortierten, keine Kriegsmarine (Ibid.: 255). Im Unterschied zu dem, was man vielleicht anzunehmen geneigt ist, war Spanien im 16. Jahrhundert keine Seemacht ersten Ranges,[298] der bei weitem größte Teil der Armada bestand folgerichtig aus mehr schlecht als recht bewaffneten Truppentransportern. Während die Engländer einen echten Seekrieg führten (oder dies zumindest anstrebten), versuchten die Spanier folgerichtig, den Landkrieg aufs Meer zu tragen. Ihre Taktik bestand darin, am feindlichen Schiff festzumachen und es zu entern, was die Engländer aber zu verhindern wußten; sie hielten Abstand zu den spanischen Schiffen und beschossen sie mit ihrer überlegenen Artillerie. Die englischen Kanonen feuerten im Gefecht vor Gravelines im Schnitt pro Stunde einen oder anderthalb Schüsse ab, die Spanier hingegen nur einen Schuß *pro Tag* (Rodger 1997: 270).[299]

So glanzvoll der Sieg über die Armada auch erschien, er begründete keinesfalls die unangefochtene Herrschaft Britanniens über die See. Daß Medina Sidonia seine Truppen nicht in England landete, war ebenso sehr auf dessen expliziten Instruktionen (er sollte auf das Eintreffen von Parmas Armee warten) und die Tatsache, daß die Armada über keine Fahrzeuge verfügte, die für die Anlandung von Truppen geeignet waren (die Landungsfahrzeuge befanden sich bei Parmas Regimentern) zurückzuführen wie auf die Aktionen der englischen Flotte (vgl. Rodger 1997: 268f).[300] Die Zerstörung der *Armada* wurde denn auch weniger von englischen Schiffsgeschützen herbeigeführt als von einem "göttlichen Sturm", der das protestantische England rettete. Philipp II. war keineswegs besiegt, und die Furcht vor einer erneuten Invasion verfolgte die Engländer bis in die letzten Jahre von Elizabeths Regierung. Nachdem Nachrichten vom Bau einer neuen Armada die Königin erreicht hatten, segelte im Juni 1596 eine englische Flotte nach Cadiz, um die feindlichen Schiffe im Hafen zu zerstören, was auch gelang, den spanischen König aber nicht davon abhalten konnte, im Oktober des gleichen Jahres eine Flotte in Richtung England zu entsenden, die aber in der Biscaya von einem schweren Sturm getroffen wurde (Bridgen 2000: 338ff.). Die einzige erfolgreiche spanische Landung erfolgte schließlich in Irland, wo die Truppen Philipps III. (der seinen 1598 ge-

---

[298] Nicht zuletzt auch aufgrund der andauernden finanziellen Probleme hatten die spanischen Könige bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhundert Schwierigkeiten, der anhaltenden Bedrohung durch nordafrikanische Korsaren zu begegnen; die spanische Flotte war unter Karl V. vergleichsweise schwach, für umfangreichere Operationen mieteten die Habsburger die Galeeren der genuesischen Doria-Dynastie (vgl. Crowley 2008: Kap. 2–6). Nach 50 Jahren voller Niederlagen gelang es von Spanien geführten Koalitionen dann zunächst, den türkischen Angriff auf das vom Hospitaliter-Orden gehaltene Malta abzuwehren (1565), und später die türkische Flotte bei Lepanto entscheidend zu schlagen (1571), aber abgesehen davon, daß insbesondere der Sieg bei Lepanto nur möglich war, weil der Papst Spanier, Genuesen, Venezianer zu einer Allianz überredet hatte, war das epische Ringen von Hunderten von Galeeren eher der Abgesang auf eine Epoche als das es für die nähere Zukunft Konsequenzen gezeitigt hätte (vgl. auch Braudel 1949, Bd. 3: 278ff.). Die osmanische Expansion ging noch für mehr als ein Jahrhundert weiter, bis die türkische Armee vor den Toren Wiens 1683 von einer anderen Koalition in die Knie gezwungen wurde (eine gute Beschreibung der Belagerung und des anschließenden rapiden Niedergangs des osmanischen Reichs als Militärmacht liefert Wheatcroft: 2008). Im atlantischen Raum hingegen blieben derartige Triumphe aus, die spanische Marine befand sich im Vergleich zu den von den Niederlanden und später England aufgebauten Seestreitkräften nahezu durchgehend im Hintertreffen und erlebte 1805 bei Trafalgar (an der Seite der Franzosen) schließlich ihre finale Niederlage.

[299] Diese relative Stärke und Professionalität der Marine fand sich allerdings nicht ansatzweise bei der englischen Armee, die schlecht ausgebildeten und unzureichend ausgerüsteten Rekruten, die sich versammelt hatten um London zu verteidigen, wären kaum in der Lage gewesen, gegen die spanischen Truppen zu bestehen, schon gar nicht gegen die Veteranen des Herzogs von Parma.

[300] Es wäre dem Befehlshaber der Armada auch nach Gravelines theoretisch noch möglich gewesen, seine Befehle auszuführen, aber auf den spanischen Schiffen gingen Nahrungsmittel und Trinkwasser zur Neige.

storbenen Vater beerbt hatte) die Rebellion gegen die englische Herrschaft unterstützen sollten. Aber auch dieses Unternehmen blieb erfolglos (Ibid.: 352ff.).

Der Kampf des kleinen England gegen das scheinbar übermächtige Spanien wurde zwar bisweilen durchaus heldenhaft geführt und brannte sich in das kollektive Gedächtnis der Nation ein, die Zeit der Regierung von Elizabeth I. war dennoch kein "goldenes Zeitalter", und das galt mehr noch für die Regentschaft der auf die kinderlose Monarchin folgenden Könige aus dem Haus der Stuarts. Auch wenn im späten 15. und im 16. Jahrhundert die Grundlagen für eine hochproduktive "kapitalistische" Landwirtschaft gelegt worden sein mögen, gab die ökonomische Lage Englands in den Jahren von 1500 bis 1650 wenig Anlaß zum Optimismus – zumindest aus Perspektive des bereits ausführlich diskutierten neo-malthusianischen Paradigmas. Die Entwicklung des Landes verlief mitnichten so gradlinig, wie es die weiter oben wiedergegebene Diskussion zu den Konsequenzen des "Schwarzen Todes" nahelegt. Im Gegenteil, zu Beginn des 17. Jahrhundert schien das Land auf eine erneute Subsistenzkrise zuzusteuern, Indikator hierfür waren insbesondere die steigenden Lebenshaltungskosten.

Waren die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse nach der großen Pestepidemie gesunken, so zogen sie zu Beginn des 16. Jahrhundert wieder an, ein Scheffel Roggen kostete in den 1570er Jahren das Viereinhalbfache dessen, was eine Familie in den 1490er Jahren dafür hatte zahlen müssen, bei Weizen stieg der Preis im gleichen Zeitraum um etwas weniger als das dreieinhalbfache (Wrightson 2000: 117). Bis in die 1950er Jahre hatten Historiker dazu tendiert, nach monetären Gründen für diese Inflation zu suchen, insbesondere der Zustrom spanischen Silbers und die Verringerung des Silbergehalts der Münzen in den Jahren 1542–51[301] wurden als Ursachen der Geldentwertung ausgemacht.[302] Derartige Erklärungsansätze sind Keith Wrightson zufolge aber mit zwei Problemen konfrontiert: Erstens können beide historischen Ereignisse nicht für den bereits vor den 1540ern Jahren erheblichen Preisanstieg verantwortlich sein,[303] und zweitens gab es in England nicht zuviel, sondern eher zu wenig Bargeld; Münzen scheinen bereits im 16. Jahrhundert ein derart knappes Gut gewesen zu sein, daß ein großer Teil der Geschäfte auf Kreditbasis abgewickelt werden mußte und die Salden nur gelegentlich ausgeglichen werden konnten (Ibid.: 119f.).[304]

Erst nachdem ab Mitte des 20. Jahrhundert erhebliche Anstrengungen unternommen worden waren, die Bevölkerungsentwicklung Englands zu rekonstruierten, wurde deutlich, daß vor allem die demographische Entwicklung die Inflation antrieb; die Zahl der Engländer wuchs zwischen 1520 und 1591 von 2,4 auf ca. 3,9 Millionen,[305] und damit Wrightson zufolge deutlich schneller als die landwirtschaftliche Produktion (Ibid.: 121ff.). Nicht die zirkulierende Geldmenge hatte überproportional zugenommen, die pro Kopf verfügbare Menge an Nahrung hatte vielmehr abgenommen. Das wiederum führte dazu, daß ärmere Familien von teureren Nahrungsmitteln auf weniger kost-

[301] Die englische Regierung versuchte auf diese Weise, die Kriege gegen England und Schottland zu finanzieren.

[302] Fernand Braudel diskutiert in seiner 1949 erstmals erschienen Beschreibung der mediterranen Welt Bevölkerungsentwicklung und Inflation noch als getrennte Phänomene (1949, Bd. 2: 72–100 und 244–280).

[303] Auch die durch die von Henry VIII. verfügte Beschlagnahme der Vermögenswerte der Klöster in den Jahren 1534–39 dürfte zwar eine erhebliche Menge Edelmetall in Zirkulation gebracht haben, koinzidiert aber ebenfalls nicht mit der Preisentwicklung.

[304] Dies war 200 Jahre später nicht anders, vgl. Ibid.: 293f.

[305] Der Autor verwendet die Schätzungen von Wrigley und Schofield.

spielige auswichen, was laut Wrightson den im Vergleich zum Weizen höheren Anstieg des Preises für Roggen, und die deutlich geringeren Schwankungen bei von Menschen mit niedrigem Einkommen nur wenig nachgefragten Erzeugnissen erklärt (Ibid.129).

| | Weizen | Roggen | Rinder | Milch-produkte | Gewerbl. Erzeugnisse |
|---|---|---|---|---|---|
| | | 1450–99 = 100 | | | |
| 1490–99 | 91 | 99 | 90 | 102 | 97 |
| 1500–09 | 109 | 123 | 103 | 93 | 98 |
| 1510–19 | 114 | 112 | 119 | 93 | 102 |
| 1520–29 | 144 | 195 | 143 | 94 | 110 |
| 1530–39 | 140 | 190 | 147 | 109 | 110 |
| 1540–49 | 171 | k.a. | 174 | 139 | 127 |
| 1550–59 | 285 | k.a. | 266 | 216 | 186 |
| 1560–69 | 293 | 338 | 290 | 225 | 218 |
| 1570–79 | 336 | 459 | 358 | 223 | 223 |

Tabelle 8: Preisentwicklung in Südengland (nach Wrightson 2000: 117).

Das Bevölkerungswachstum wurde allerdings auch im 16. Jahrhundert durch hohe Mortalitätsraten begrenzt. Mißernten konnten nach wie vor dazu führen, daß die Armen an Unterernährung zugrunde gingen, und nach wie vor suchten verheerende Epidemien das Land heim. Krankheiten, darunter auch wiederholte Ausbrüche der Pest, wüteten besonders heftig in den Städten, wo die Menschen nicht nur aufgrund der hohen Bevölkerungsdichte, sondern auch wegen der schlechten hygienischen Verhältnisse anfällig für Infektionen waren. Allein London benötigte pro Jahr 6.000 Zuwanderer, um die hohe Mortalität auszugleichen (Ibid.: 55; 165). Daß die Bevölkerungszahl Englands dennoch derart deutlich wuchs, ist Wrightson zufolge auf einen deutlichen Anstieg der Fertilität zurückzuführen (Ibid.: 122f.). Hajnals "europäisches Heiratsmuster" bestimmte im 16. Jahrhundert offenbar nicht länger das Verhalten der Menschen.[306]

Die steigenden Lebenshaltungskosten wurden durch die Einkommensentwicklung nicht ausgeglichen, die Reallöhne sanken. Da der Lebensstandard der arbeitenden Menschen in England um 1500 vergleichsweise hoch war, dauerte es einige Zeit, bis die desaströsen Auswirkungen der Geldentwertung sichtbar wurden, dann aber brachen für die "einfachen" Leute harte Zeiten an.[307] »Armut war selbstverständlich kein neues Phänomen. Aber weit verbreitete Armut, die es den Haushalten unmöglich machte, aus eigener Kraft einen Lebensstandard zu halten, der nach damaligen Maßstäben als angemessen galt, war im 15. und frühen 16. Jahrhundert kein Anlaß zur Besorgnis gewesen« (Ibid.: 147f.). Bis dahin war die Zahl der "Bedürftigen" relativ gering, und ihre mißliche Lage Resultat individuellen Unglücks. Die Hilfe von Verwandten, Nachbarn und kirchlichen Institutionen reichte in der Regel aus um die Alten, Invaliden, Witwen und Waisen hinreichend zu versorgen. Nun aber wurde Armut zu einem massenhaften Phänomen, das auch weite Teile der arbeitenden Bevölkerung betraf. Die Zahl derjenigen, die

[306] Wrightson bezieht sich an keiner Stelle auf Hajnals Erklärungsansatz, sondern geht davon aus, daß die Mortalitätsraten im 15. Jahrhundert, dem "goldenen Zeitalter der Mikroben" nachgerade katastrophal waren und jedes Wachstum der Bevölkerung verhinderten. Die Lebenserwartung betrug den von ihm verwendeten Daten zufolge im Essex des 15. Jahrhundert lediglich zwischen 32 und 34 Jahren. Es hätte einer außerordentlich hohen Geburtenrate bedurft, um die Bevölkerungszahl signifikant anwachsen zu lassen (Ibid.: 125).

[307] Zu den politischen Auswirkungen der Inflation vgl. Bridgen 2000: Kap. 6.

nicht für ihren eigenen Unterhalt sorgen konnten nahm signifikant zu; Männer und Frauen begannen auf der Suche nach Arbeit oder Almosen im Land umher zu ziehen; und auch wer Arbeit hatte, war materiell nicht abgesichert. Niedrige Löhne und Unterbeschäftigung resultierten in der Herausbildung einer Schicht von "*poor labouring people*", Menschen, die sich beständig am Rand des absoluten Existenzminimums bewegten und allzuoft öffentlicher oder privater Zuwendungen bedurften um nicht zu verhungern (Ibid.: 148f.). Einer Aufstellung der Gemeinde Cawston zufolge waren im Jahr 1601 (Wrightson zufolge kein Krisenjahr) 41 Prozent der Haushaltsvorstände in der Lage ihren Beitrag zur Armenfürsorge zu leisten, 46 Prozent waren hierzu nicht in der Lage, und 13 Prozent bezogen Fürsorgeleistungen. Wie weit diejenigen, die nicht in der Lage waren in die Armenkasse einzuzahlen von der Bedürftigkeit entfernt waren bleibt offen (Ibid.: 217). Vor diesem Hintergrund wurden schließlich in der Regierungszeit von Elizabeth I. die ersten Armengesetze verabschiedet.[308]

Dies war vermeintlich genau dasjenige Szenario, das Thomas Malthus beschrieb: Die Bevölkerung des Landes wuchs auch zu Beginn des 17. Jahrhundert noch schneller an als die Nahrungsmittelproduktion, die Reallöhne sanken weiter. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß dem Land eine massive Subsistenzkrise bevorstand, eine neue große Hungersnot. Aber dazu kam es nicht. Während in Kontinentaleuropa die Auswirkungen der demographischen Entwicklung durch die ab 1645 einsetzende sog. "kleine Eiszeit" noch verschärft wurden,[309] und eine Kombination von kalten Wintern und feuchten Sommern zu Mißernten und Hungersnöten führten – in Frankreich erreichte die Mortalität während zweier großer Krisen 1647–1652 und 1691–95 verheerende Ausmaße[310] –, hatte England offenbar in den 1630er Jahren die Talsohle erreicht (Ibid.: 159f.). Das Land blieb vom Hunger verschont, und begann gegen Ende des 17. Jahrhundert große Mengen von Nahrungsmitteln zu exportierten.[311]

Der für diese Entwicklung verantwortliche Produktivitätszuwachs in der englischen Landwirtschaft wird oftmals als "agrarische Revolution" bezeichnet, dieser Terminus ist aber im Grunde unzutreffend, und zwar vor allem aus zwei Gründen: Erstens konnten zwar langfristig die Erträge, welche Felder und Nutzvieh abwarfen, signifikant gestei-

---

[308] Zur Armengesetzgebung vgl. auch Price 1999: 167–180. Die Debatte über die Armenfürsorge war demnach stark von der jeweiligen Lage auf dem Arbeitsmarkt abhängig (Ibid.: 323). Auch wenn in späteren Jahren die Schrecken des Arbeitshauses zum Sinnbild der englischen Armengesetzgebung wurden, so stellte doch Keith Wrightson zufolge die der Gesetzgebung zugrundeliegende Einsicht, daß es sich bei Armut und Bedürftigkeit um gesellschaftliche Phänomene handelte, eine enorme Errungenschaft dar, die Ablösung eines mittelalterlichen durch ein modernes Verständnis von Armut; und das Unterfangen, eine nationale Armenfürsorge zu institutionalisieren war ein großer politischer Fortschritt (2000: 215, Christopher Dyer warnt allerdins davor, angesichts der Komplexität des Gegenstands den Kontrast zwischen "Mittelalter" zu "Moderne" zu scharf zu ziehen, 2012: 41f.). Die englische Armengesetzgebung hatte Joel Mokyr zufolge auch einen die wirtschaftliche Entwicklung begünstigenden Effekt, weil sie Menschen ermutigte, ihre kleinen Parzellen Land aufzugeben um Arbeit in den entstehenden Industrien zu suchen. Ohne die Absicherung durch die Fürsorgegesetze, welche die Existenzsicherung auch bei Verlust des Arbeitsplatzes gewährleisteten, wäre dieser Schritt vielen womöglich als zu riskant erschienen (Mokyr 2009: 36). Dies dürfte allerdings primär für die Zeit vor 1834 gelten, als mit Verabschiedung des "*Poor Law Amendment*" allen Arbeitslosen der Schrecken des Arbeitshauses drohte.

[309] Zu den Auswirkungen der "Kleinen Eiszeit" in Europa vgl. Blanning 2007: 50ff.

[310] Einer von Tim Blanning wiedergegebenen Schätzung zufolge gingen während der schrecklichen *mortalité* 1692–94 ungefähr 2,8 Millionen Menschen zugrunde, das entspricht etwa 15 Prozent der französischen Bevölkerung (Blanning 2007: 52).

[311] Zu den für Wachstum, Stagnation oder sogar Absinken der Bevölkerungszahl verantwortlichen Mechanismen vgl. insbesondere die Ausführungen von Tony Wrigley (2004: Teil 3).

gert werden, aber dieser Prozeß schritt relativ langsam voran, es dürfte sich eher um eine graduelle als um eine "revolutionäre" Entwicklung gehandelt haben;[312] die Reaktion der englischen Grundherren und Landwirte auf den steigenden Bedarf hatte sich weitgehend im "traditionellen" Rahmen bewegt, die Nutzung des Landes war sowohl ausgedehnt als auch intensiviert worden (Wrightson 2000: 160ff.).[313] Zweitens kam das Bevölkerungswachstum Mitte des 17. Jahrhundert zum Stillstand, zwischen 1651 und 1700 *sank* die Zahl der Einwohner Englands von geschätzten 5,23 auf 5,06 Millionen, um dann langsam wieder zu steigen (Ibid.: 231).[314] Das Zusammenspiel beider Faktoren hatten zur Konsequenz, daß die Reallöhne ab Mitte des 17. Jahrhundert wieder zu steigen begannen, und der Lebensstandard der meisten Menschen sich deutlich verbesserte. Ich werde weiter unten noch ausführlich auf die Auswirkungen eingehen, welche das Anwachsen der Kaufkraft hatte, will aber zunächst die Entwicklungen in der Landwirtschaft beschreiben, da nicht zuletzt im agrarischen Bereich die Grundlagen für den Aufstieg Britanniens zur führenden Wirtschaftsmacht gelegt wurden.

Die mittelalterliche Landschaft war geprägt gewesen von großen offenen Feldern. Die zu einem Dorf gehörenden Flächen waren üblicherweise in drei Bereiche unterteilt, einer davon wurde jeweils mit Wintergetreide und ein anderer mit Sommergetreide bestellt, während ein dritter Teil brachlag.[315] Jeder Bauer bestellte einzelne langgezogene Parzellen des Landes, und lieferte einen Teil seines Ertrags beim Grundherren ab, zudem arbeitete er im Rahmen der ihm obliegenden Frondienste (sofern er als "Unfreier" zu diesen verpflichtet war) auch auf den grundherrlichen Flächen, der "Domäne". Die der Domäne zugehörigen Teile des Landes waren ebenfalls verstreut und bildeten keine geschlossene und abgetrennte Einheit (in Appendix D findet sich eine idealtypische Skizze der mittelalterlichen Landnutzung).[316] Die Bewohner des Dorfes nutzten gemeinsam die sog. "Allmende", die vor allem aus Weideflächen bestand, sowie kleinere Bereiche von Waldland, in denen sich mit Brennholz versorgen konnten. Der größte Teil des Waldes war aber dem Grundherren vorbehalten, der dort jagte – die Jagd war eines der zentralen Privilegien und Insignien des Adels. Zusätzlich konnten die Bauern in kleinen Hausgärten Kräuter und Gemüse anbauen, die ihre ansonsten weitgehend aus Getreideprodukten bestehende Diät ergänzten.[317] Diese Form der Bewirtschaftung des

---

[312] So verdoppelte sich z.B. im Getreideanbau der Ertrag pro Flächeneinheit zwischen 1300 und 1700, er stieg allerdings zwischen 1700 und 1800 lediglich um weitere 10 Prozent (Allen 2009: 62).

[313] Einerseits wurden bislang weitgehend ungenutzte Flächen erneut unter den Pflug genommen und Feuchtgebiete trockengelegt, andererseits ermöglichten die niedrigen Arbeitskosten, die Bewirtschaftung der Felder durch erhöhten Arbeitseinsatz zu intensivieren.

[314] Verantwortlich für den Rückgang waren vor allem die gestiegene Säuglings- und Kindersterblichkeit sowie eine gesunkene Lebenserwartung, über deren Ursachen Wrightson allerdings keine genaue Auskunft geben kann. Die unhygienischen Verhältnisse in den Städten dürften eine Rolle gespielt haben, vielleicht auch die Umstellung von Holz- auf Steinkohle, der sich ausbreitende Ginkonsum, oder die aufgrund der höchst ungleichen Einkommensverteilung nach wie vor schlechte Ernährungslage der Ärmsten. Die Auswirkungen der erhöhten Mortalität wurden durch die Auswanderung vor allem in die nordamerikanischen Kolonien verstärkt, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert verließen 240.000 Menschen England, um jenseits des Atlantik ein neues Leben zu beginnen.

[315] Dieses Muster konnte sich allerdings je nach praktizierter Fruchtfolge unterschieden (vgl. auch Thirsk 1964).

[316] Die Herrenhäuser des Landadels (*manors*) dominierten einen Teil der englischen Dörfer, aber längst nicht in allen Ansiedlungen, aus denen der Adel seine Einkünfte bezog fand sich ein Herrensitz.

[317] Streitfragen bezüglich der Nutzungsrechte wurden vom grundherrlichen Gericht entschieden, dem alle Bauern beiwohnen mußten; es handelte sich dabei aber Keith Wrightson zufolge weniger um einen Gerichts-

Landes änderte sich nach der großen Pestepidemie ebenso wie die Sozialstruktur der ländlichen Gesellschaft.

Während die mittelalterliche Sozialstruktur wie gesehen weitgehend von personalen Abhängigkeitsbeziehungen dominiert war, der sog. "Knechtschaft", veränderten sich im Jahrhundert nach der großen Pestepidemie die sozialen und ökonomischen Beziehungen auf dem Land grundlegend, die ländliche Gesellschaft wurde nicht länger durch das Verhältnis von Grund*herren* zu "Hörigen" bestimmt, sondern durch dasjenige von Grund*eigentümern* zu Pächtern (Wrightson 2000: 75); eine soziale wurde mithin in eine ökonomische Beziehung transformiert. Daß sich die Institution der Leibeigenschaft innerhalb eines vergleichsweise kurzen Zeitraums nahezu vollständig auflöste, war mindestens ebenso sehr dem anhaltenden Widerstand der Bauern gegen die Knechtschaft geschuldet wie dem ökonomischen Interesse des Adels (siehe hierzu vor allem Hilton 1973).[318] Insbesondere diejenigen Teile der Landbevölkerung, die erst im späten zwölften Jahrhundert zu "Unfreien" erklärt worden waren, widersetzten sich schon früh diesem Verdikt vor grundherrlichen und königlichen Gerichtshöfen, teilweise kam es auch zu gewaltsamen Auseinandersetzungen, die aber in der Regel keine Opfer forderten. Die "Leibeigenen" versuchten die königlichen Gerichte anzurufen,[319] weil »sie glaubten, daß sie einstmals frei gewesen waren, und die Macht des Königs ihre überkommenen Freiheitsrechte erneuern konnte« (Dyer 2002: 181).[320]

Die tiefe Kluft zwischen Adel und unfreien Bauern darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß die soziale und ökonomische Lage der Bauern sich bereits vor Mitte des 14. Jahrhunderts deutlich unterschieden hatte; relativ wohlhabende Eigentümer von Ochsengespannen, die große Flächen bewirtschafteten markierten das obere Ende eines Kontinuums, an dessen unterem Rand Kleinbauern standen, deren Land nicht ausreichte um die Familie zu ernähren, und die sich zusätzlich als Tagelöhner verdingen mußten (vgl. Hilton 1973: 33f.). Diese Unterschiede vertieften sich nach der großen Pestepidemie deutlich (vgl. Mileson 2017: 28f.).[321]

Auch wenn die Bauern sich aus der Knechtschaft befreit hatten, lag der größte Teil des Grundbesitzes allerdings weiterhin in den Händen des Landadels, der "*landed gentry*". Der überwiegende Teil der im Eigentum des Adels befindlichen Flächen wurde allerdings ab dem späten 14. Jahrhundert zunehmend von Pächtern bestellt; einen Teil des Landes hingegen bewirtschafteten die Grundherren weiterhin als Hausgut (Domäne)

---

hof im modernen Sinn als um eine Art Versammlung, welche die ökonomischen Aktivitäten des Gemeinwesens koordinierte (Wrightson 2000: 76). Eine solche Koordinierung war z.B. erforderlich, weil alle Angehörigen der Dorfgemeinschaft nach der Ernte und während der Brache ihr Vieh auf die Äcker treiben konnte – was eine Regulierung der Bewirtschaftung erzwang, die sicherstellte, daß nur jeweils geschlossene Bereiche der Felder als Viehweide genutzt wurden, ansonsten hätten die Tiere das Getreide gefressen (Thirsk 1964: 3).

[318] David Carpenter zufolge war allerdings nur die Hälfte der englischen Bauernschaft "unfrei" (2003: 412).

[319] Die königlichen Gerichtshöfe waren in zivilrechtlichen Fragen, also allen Angelegenheiten, die Grundbesitz und Abgaben betrafen, nur für den "freien" Teil der Bevölkerung zuständig. Behauptete ein Bauer, frei zu sein während sein Grundherr dies bestritt, mußte zunächst die Zuständigkeit des Gerichts, mithin der rechtliche Status des Klägers festgestellt werden (vgl. Ibid. und Carpenter 2003: 412ff.).

[320] Die mittelalterliche Handmühle wurde für beide Seiten zu einem Symbol des "Klassenkampfs", des Widerstands der Bauern gegen die Ausbeutung durch die Feudalherren: So ließ z.B. der Abt des Benediktinerklosters St. Albans die Handmühlen seiner Pächter konfiszieren und pflasterte mit den Mühlsteinen den Boden seines Empfangszimmers. In einem ähnlich symbolischen Akt rissen die Bauern während des großen Aufstands von 1381 diesen Fußboden wieder auf (Hilton 1984a: 4).

[321] Diese Entwicklung unterminierte Stephen Mileson zufolge auch das zuvor relativ egalitäre Ethos der Dorfgemeinschaft – was sich nicht zuletzt in einer Übernutzung der Allmenden durch die wohlhabenden Bauern manifestierte, einer Ressource, welche für die Armen lebensnotwendig war (ibid.: 32).

selbst, nach dem Verfall der Knechtschaft verrichteten nahezu ausschließlich Lohnarbeiter die Tätigkeiten.[322] Unterhalb des Landadels waren im 15. Jahrhundert auf der sozialen Stufenleiter die sogenannten *"yeomen"* angesiedelt, die Großbauern. Der Terminus wird zwar im Langenscheidt-Handwörterbuch mit "Freisasse" übersetzt, Wrightson zufolge verfügten aber längst nicht alle *yeomen* über das volle rechtliche Eigentum an dem von ihnen bestellten Land, einige hatten die Äcker und Weiden auch ganz oder zum Teil von einem Grundherren gepachtet, so daß letztlich die Größe des landwirtschaftlichen Betriebs über die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe bestimmte. *Yeomen* zeichneten sich demnach dadurch aus, daß sie erstens einen signifikanten Überschuß erwirtschafteten und daß sie zweitens Arbeitskräfte beschäftigten, die nicht zur Familie gehörten. Die sog. *"husbandmen"* unterschieden sich von den *yeomen* dadurch, daß die von ihnen bewirtschafteten Flächen deutlich kleiner waren und gerade ausreichten, die Familie zu ernähren und einen moderaten Überschuß zu generieren. Diese Gruppe von Bauern beschäftigte in der Regel keine Landarbeiter. Während die *husbandmen* über hinreichend viel Fläche verfügten um von der Landwirtschaft leben zu können, war dies bei den sog. *"cottagers"* nicht der Fall, diese Kleinbauern verfügten laut Keith Wrightson im besten Fall über wenige acres, und waren zur Sicherung ihres Lebensunterhalts auf die Nutzung der Allmende angewiesen, wo sie eine oder zwei Kühe weiden lassen und Brennholz konnten; sie verdingten sich zudem als Landarbeiter auf den größeren Betrieben oder stellten in Heimarbeit gewerbliche Erzeugnisse her. Noch unterhalb dieser Klein- und Kleinstbauern, die wenigstens über ein kleines Stück Land verfügten, standen in der sozialen Hierarchie die landlosen. Deren Zahl war allerdings um 1500 herum noch gering, und auch die meisten Angehörigen dieser Gruppe hatten Zugang zu gemeinschaftlich genutzten Ressourcen. Jenes "landlose Proletariat", welches bis Ende des 18. Jahrhundert einen substantiellen Bestandteil der englischen Gesellschaft ausmachte, sollte erst noch entstehen (Wrightson 2000: 34ff.). Grund und Boden befanden sich zwar wie gerade erwähnt zum größten Teil im Eigentum des Adels, daneben gab es aber auch eine nicht unerhebliche Zahl von Bauern, die ebenfalls uneingeschränkt über ihr Land verfügen konnten, die sog. *"freeholders"*. Die von ihnen bewirtschafteten Felder und Weiden machten um 1500 in vielen Regionen etwa ein Fünftel der gesamten landwirtschaftlichen Fläche aus, sie waren frei von grundherrlichen Ansprüchen und konnten von den Eigentümern vererbt, verkauft oder verpachtet werden. Alle anderen Bauern hatten das von ihnen bewirtschaftete Land vom Grundherren gepachtet. Die Konditionen der Pachtverhältnisse unterschieden sich allerdings deutlich. Die Bandbreite reichte von sog. *"copyholders"*, die eine festgeschriebene Summe entrichteten und die Pacht zu gleichen Konditionen vererben konnten,[323] bis zu jenen Bauern, die jährlich die Pachtsumme neu aushandeln mußten. Zu Beginn des 16. Jahrhundert hatten die Pachtvereinbarungen allerdings zumeist eine lange Laufzeit, und die Konditionen waren für die Bauern vorteilhaft (ibid. 72). Das änderte sich mit dem erneuten Anwachsen der englischen Bevölkerung in der Ära der Tudors. Der damit korrespondierende Anstieg der Preise für Getreide begünstigte zunächst die Pächter landwirtschaftlicher Flächen, vor allem, wenn die Pachten über einen längeren Zeitraum festgeschrieben waren, oder das Land Eigentum der Bau-

[322] Allerdings führten längst nicht alle Grundherren die Eigenbewirtschaftung ihrer Domänen fort, viele verpachteten auch diesen Teil des Landes an aufstrebende Bauern und wurden zu reinen Rentiers (Wrightson 2000: 102f.).

[323] Der Erbe entrichtete in diesem Fall eine einmaligen Gebühr ("entry fine") um die Konditionen des Erblassers zu übernehmen.

ern war. Die Grundherren suchten im Gegenzug die Pachtzinsen zu erhöhen wann immer sie konnten, um die durch die Inflation erlittenen realen Einkommensverluste auszugleichen, sie strebten zudem danach, die Laufzeit der Pachtverträge zu verringern. Diese Entwicklung begünstigte Keith Wrightson zufolge diejenigen Landwirte, deren Betriebe bereits weitgehend für den Markt produzierten und die folglich von den steigenden Preisen profitierten. Diesen fiel wesentlich leichter, den Forderungen der Grundeigentümer nachzukommen, und sie waren auch nicht von der preistreibenden Konkurrenz um kleinere Pachten betroffen, die durch das Wachstum der Landbevölkerung verursacht worden war. Während Kleinbauern, *cottagers* und Landlose unter steigenden Pachten und Preisen litten, nahm die Zahl und Größe kommerziell ausgerichteten Farmen weiter zu (Ibid.: 139f.; 183). Die Veränderungen in der Sozialstruktur gingen einher mit einem Wandel der Landnutzung. Die großen offenen Felder verschwanden sukzessive und das Bild der Landschaft veränderte sich. Laut Wrightson war bereits um 1500 nahezu die Hälfte der landwirtschaftliche Fläche nicht oder nicht mehr nach dem oben beschriebenen Muster gegliedert – sei es, weil das idealtypische Schema nie in dieser Form übernommen worden war, oder weil großflächige Einhegungen (*enclosures*) vorgenommen worden waren. Der große Teil der im 15. Jahrhundert vorgenommen Einhegungen erfolgte als Konsequenz der von der großen Pestepidemie verursachten Bevölkerungsverluste. Da es gerade für die ertragsärmeren Böden an potentiellen Pächtern mangelte und zudem die Preise für Getreide niedrig waren, wurden diese Flächen von Äckern in Schaffweiden umgewandelt, die Schafzucht erforderte im Vergleich zum Ackerbau pro Flächeneinheit nicht nur einen Bruchteil der Arbeitskräfte, die Wollpreise waren zudem relativ stabil geblieben. Diese frühen Einhegungen waren mithin laut Wrightson kein Indikator für einen grundlegenden Mentalitätswandel des Adels, die Grundherren suchten lediglich nach einer möglichst kostengünstigen Lösung zur Bewirtschaftung ihrer Ländereien und verfolgten keine langfristig angelegte Strategie zur Verbesserung der agrarischen Strukturen (Ibid.: 102f.).[324]

Es wäre generell verfehlt, den Beitrag des Adels zur Transformation der "feudalen" in eine "kapitalistische" Landwirtschaft zu überschätzen. Keith Wrightson zufolge waren die Grundherren zumeist nur indirekt in diesen Prozeß involviert, ihre Rolle beschränkte sich im wesentlichen auf diejenige des Rentiers, der bestrebt ist, seine Kapitalerträge zu maximieren. Das heißt aber keineswegs, daß die *landlords* sich durchgängig damit begnügten, möglichst vorteilhafte Pachtverträge auszuhandeln um damit ihren Luxuskonsum zu finanzieren. Viele Grundeigentümer waren im Gegenteil aktiv in das ökonomische Geschehen involviert und hatten ein vitales Interesse daran, den Wert ihrer Ländereien z.B. durch Entwässerungsvorhaben zu steigern (was ihnen wiederum höhere Pachteinnahmen bescherte), sie förderten auch durchaus die Einführung innovativer Bewirtschaftungsmethoden und trieben die Restrukturierung und Konsolidierung ihrer Länderein voran, um leistungsfähigere Betriebseinheiten zu schaffen (Ibid.: 182f.; 282f.). Wenngleich die *landlords* sich also keineswegs rein passiv verhielten und durchaus ihren Teil zur wirtschaftlichen Restrukturierung des Landes beitrugen (unter anderem auch als Investoren im gewerblichen Bereich), sollte man ihre Rolle aber auch nicht überbewerten.

---

[324] Die erste Welle der Einhegungen ebbte ab, als im 16. Jahrhundert die Preise für Agrarerzeugnisse erneut anstiegen (Ibid.: 136f.). Erst eine gegen Ende des 17. Jahrhundert einsetzende zweite Welle von Einhegungen verfolgte explizit das Ziel, die Produktionseinheiten zu konsolidieren (Ibid.: 162f.; zur Debatte um die *enclosures* vgl. Ibid.: 209ff.).

Laut Wrightson waren vor allem die großen *yeoman*-Farmer diejenigen, die sozusagen den Humus der neuen marktorientierte Landwirtschaft bildeten. Diese investierten nicht nur in erheblichem Umfang in Gerätschaften, Zugtiere und die Verbesserung der Böden, sie experimentierten zudem mit neuen Methoden der Bewirtschaftung um die Erträge der Felder zu steigern. Zudem waren auch sie bemüht, ihre Betriebe zu vergrößern und die von ihnen bewirtschafteten Flächen zu konsolidieren, um deren Produktivität zu erhöhen (Ibid.: 100f.; 186f.). War das Verhältnis von unfreien Bauern und Grundherren durch beständige Konflikte um "traditionelle" Rechte und Ansprüche gekennzeichnet gewesen, so bestand zwischen Grundeigentümern und großen Pächtern offenbar eine weitgehende Übereinstimmung der Interessen; die Beziehung zwischen ihnen war primär eine geschäftliche und weniger eine soziale.[325] Ende des 18. Jahrhundert hatte sich unter den großen Farmern eine regelrechte Kultur der "*best practice*" entwickelt, die sich in einer ganzen Reihe einschlägiger Veröffentlichungen niederschlug. Die Grundeigentümer waren zwar nur selten direkt in die Bewirtschaftung ihrer Ländereien involviert, sie förderten aber die Innovation indem sie zum Beispiel ihre Pächter anhielten, sich an bestimmten Standards zu orientieren, oder indem sie solche Pächter auswählten, die im Ruf standen, die Erträge der Farmen zu maximieren (Ibid.: 286f.).[326]

Die Erfolge dieser neuen "kapitalistischen" Landwirtschaft waren beeindruckend, verbessertes Saatgut steigerte die Erträge, veränderte Fruchtfolgen erhöhten Fruchtbarkeit der Böden,[327] und die durch das Wachstum der Städte begünstigte Integration lokaler und regionaler Märkte ermöglichte den Landwirten zudem, sich auf die Erzeugung derjenigen Produkte zu spezialisieren, die unter den gegebenen Bedingungen die höchsten Erträge brachten (Wrightson 2000: 160ff.).[328] Nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere waren besser ernährt; hatte eine Kuh um 1300 noch im Schnitt 100 Gallonen (454 Liter) Milch pro Jahr gegeben, so waren es 1800 im Mittel 380 Gallonen (1.725 Liter), das Gewicht eines Schafs stieg im gleichen Zeitraum von 22 lbs. auf 60 lbs, und das Gewicht seiner Wolle von 1,5 lbs. auf 3,5 lbs. (Allen 2009: 62).[329] Der ständig zunehmende Einsatz von Zugpferden erzeugte zudem einen großen Nachfrageschub an Futtergetreide und führte zu einer signifikanten Ausweitung des Haferanbaus.

---

[325] Zur Rolle der Grundherren beim Strukturwandel der englischen Landwirtschaft siehe auch Hoyle 1990.

[326] Der Beitrag der Einhegungen zur Produktivitätssteigerung war Allens Ansicht nach eher gering, Innovationen wurden auch dort getätigt, wo die Felder nach mittelalterlichem Muster "offen" waren, d.h. nicht durch Zäune, Mauern oder Hecken voneinander getrennt (Allen 2009: 63-74).

[327] Inwieweit letzteres intendiert war, ist Allen zufolge allerdings fraglich, da es sich bei der Erhöhung des Stickstoffgehalts durch Düngung und die Einbeziehung von Klee und Leguminosen in die Fruchtfolge um einen sehr langsamen Prozeß handelt (Allen 2009: 62, vgl. auch Allen 2004), was auch die von Mark Overton (1996) erstellten Datenreihen belegen.

[328] Die Einbindung des agrarischen Bereichs in eine integrierte überregionale Ökonomie ging allerdings ebenfalls nur recht langsam vonstatten, Keith Wrightson zufolge (der sich wiederum auf Mark Overton bezieht) war im 16. Jahrhundert noch 80 Prozent der englischen Landwirtschaft auf die Subsistenzsicherung hin ausgerichtet (Ibid.: 53). Die ökonomische Aktivität beschränkte sich zum größten Teil auf den lokalen Rahmen, wenngleich bei bestimmten Produkten Ansätze zu einer interregionalen Spezialisierung bzw. Marktintegration bestanden; nicht nur Luxusgüter, sondern auch Rohstoffe wie Blei, Eisen, und vor allem Wolle wurden über weite Distanzen transportiert (Ibid.: 93ff.). Die positive wechselseitige Rückkopplung zwischen landwirtschaftlicher Produktivitätsentwicklung und Urbanisierung ist zudem kein Phänomen, welches nur auf das England der fraglichen Epoche beschränkt war; eine ähnliche Entwicklung fand Tony Wrigley zufolge auch zu anderen Zeiten und an anderen Orten statt – aber nirgendwo sonst wurden die Grenzen der "organischen Ökonomie" durchbrochen (2010: 35; ein einfaches Modell zur Bedeutung Londons für die Transformation der englischen Gesellschaft und Ökonomie findet sich in Wrigley 1967).

[329] Vgl. auch Wrigley 2010: 29f und 84f.; den Zusammenhang zwischen der Qualität der Wolle und der Entwicklung des englischen Textilgewerbes beschreibt ausführlich Bowden 1956.

Pferde wurden nicht nur im landwirtschaftlichen Bereich, sondern vor allem auch für Überlandtransporte,[330] im Handwerk und im Bergbau eingesetzt; bereits Ende des 17. Jahrhundert waren bis zu 20.000 Tiere nötig um die Kohle von den nordostenglischen Kohlegruben zu den Schiffen zu transportieren (Wrigley 2010: 31, 83).[331]
Bereits um 1700 hatte die britische Landwirtschaft sich mithin weit von den feudalen Strukturen entfernt, welche die gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse auf dem Kontinent noch vielfach dominierten. Wrightson zufolge war über 70 Prozent der kultivierten Fläche eingehegt, der überwiegende Teil der Felder gehörte zu großen "kapitalistisch" wirtschaftenden Farmen. Hatte einst der bei weitem größte Teil der Bevölkerung dem Land seinen Lebensunterhalt abgerungen, war die Subsistenzwirtschaft nunmehr einer hochspezialisierten Produktion für teilweise weit entfernte Märkte gewichen (Wrightson 2000: 274). Daß die englischen Landwirte im 17. Jahrhundert bereits weitgehend für den Markt produzierten, bedingte fraglos zu einem nicht geringen Teil die nach 1650 einsetzende Dynamik der wirtschaftlichen Entwicklung. Im Rahmen einer kommerziellen, auf die Erzielung von Profiten ausgerichteten "kapitalistischen" Landwirtschaft war wesentlich eher zu erwarten, daß die durch höhere Preise gesetzten Anreize aufgenommen und entsprechende Investitionen getätigt wurden. Diese Option bestand für weitgehend auf die Subsistenzsicherung ausgerichteten Kleinbauern nicht, da es ihnen am nötigen Kapital fehlte – während in feudalen Strukturen agierende adlige Grundherren ebenfalls nicht produktiv investierten, sondern sich zumindest idealtypisch damit begnügten, den Abgabendruck auf die Bauern zu erhöhen (was z.B. in Frankreich tatsächlich der Fall war). Der agrarische Sektor in England unterschied sich diesbezüglich während der gesamten frühen Neuzeit deutlich von seinen kontinentalen Widerparts (mit Ausnahme der Niederlande), was wiederum entscheidend dazu beitrug, daß die ökonomische Entwicklung Britanniens eine Dynamik entfalten konnte, die das vergleichsweise kleine Land wenig später zunächst zum Marktplatz und dann zur Werkstatt der Welt machten.[332]

Im 18. Jahrhundert gab dann die englische Landwirtschaft nicht länger den Takt der ökonomischen Entwicklung vor, diese Rolle übernahm der gewerbliche Bereich in den zunehmend Arbeitskräfte abwanderten. Der im agrarischen Bereich tätige Anteil der Beschäftigten fiel zwischen 1500 und 1800 von 74 auf 35 Prozent (Allen 2009: 18).[333] In Frankreich arbeitete zur Zeit der Napoleonischen Kriege ein doppelt so hoher

---

[330] Einer von Wrigley wiedergegebenen Schätzung zufolge wuchs das Volumen der zwischen London und den Provinzen transportierten Güter zwischen 1681 und 1840 um das Zwölffache (Ibid.: 31), dieser Anstieg wurde zum großen Teil von Pferden bewältigt (die auch die Boote auf den Kanälen zogen).

[331] Wrigley zufolge stieg zwischen 1600 und 1800 die von Zugpferden verbrauchte Menge an Hafer von 15 auf 63,7 Millionen Scheffel. Mit Hafer gefütterte Tiere sind leistungsfähiger als solche, die nur Gras fressen. Die von Wrigley aufgeführten Zahlen weisen zwar für die Periode zwischen 1600 und 1800 keinen Anstieg des Anteils der mit Hafer bestellten Felder an der gesamten Ackerfläche aus, wohl aber eine signifikante Steigerung der Erträge pro ha (Ibid.: 79, Tab. 3.4). Wrigley unterstellt zudem, daß die Menschen zunehmend Hafer durch Weizen substituierten und somit die für die Fütterung der Zugtiere zur Verfügung stehende Menge an Hafer deutlicher zunahm als der Anbau des Getreides (Ibid. 82).

[332] N.J. Mayhew (2013, insbes. 19 und 38f.) zweifelt in einem aktuellen Beitrag allerdings diese primär auf die Produktivität abzielende Erklärung wirtschaftlicher Entwicklung an, und liefert einen alternativen Ansatz zur Erklärung der Reallohnentwicklung mittels monetärer Faktoren. Da Mayhew aber von der durchaus fragwürdigen Hypothese ausgeht, daß im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen England das Angebot der Nachfrage folgte, verzichte ich darauf, seine Argumentation eingehender widerzugen.

[333] Dies muß nicht zwingend auf eine Steigerung der Arbeitsproduktivität zurückzuführen sein, die im Unterschied zur Bodenproduktivität lange stagnierte, da aufgrund der reichlichen Verfügbarkeit billiger Arbeitskräfte kein Anreiz zu Senkung der Lohnkosten mittels der Investition in arbeitssparende Verfahren bestand (Wrightson 2000: 164). Die anhaltende Veränderung der Agrarstruktur führte aber dazu, daß Teile der Landbevölkerung "verdrängt" wurden, als Einhegungen und die Auflösung kleiner und kleinster

Anteil der Bevölkerung in der Landwirtschaft, und dennoch war die Ernährungslage dort deutlich schlechter als in England (Colley 1992: 37f.).[334] Während Frankreich zwischen 1700 und 1789 erneut von 16 landesweiten Hungersnöten heimgesucht wurde, konnte in Britannien zwar gelegentlich die aus einer Verkettung unglücklicher Ereignisse (verheerendes Wetter und Viehseuchen) resultierende Verknappung von Lebensmitteln zu Preissteigerungen und daraus resultierenden "Hungerrevolten" führten, aber die Ernährungslage der Bevölkerung war deutlich besser als auf dem Kontinent; echten Hunger litten nur die Armen Die vergleichsweise gute Ernährungslage trug Colley zufolge signifikant dazu bei, daß die politischen Verhältnisse im Britannien des 18. Jahrhundert weitgehend stabil waren (Colley 1992: 37).[335]

bevölkerung "verdrängt" wurden, als Einhegungen und die Auflösung kleiner und kleinster Pachteinheiten ihnen die Subsistenzmittel entzogen. Wrigley zufolge ist höchst zweifelhaft, ob auch ohne diesen Strukturwandel die Industrialisierung eingesetzt hätte, eine Einschätzung die er primär damit begründet, daß gerade im 18. Jahrhundert eine große Anzahl von Menschen für gewerbliche Tätigkeiten sozusagen "freigesetzt" wurde (2010: 33f.).

[334] Die Herausbildung der kapitalistischen Landwirtschaft erklärt die ab 1650 einsetzende Erfolgsgeschichte aber nur zum Teil. Die Entwicklung in England ähnelte während des 16. und frühen 17. Jahrhundert zwar derjenigen auf dem Kontinent, die Situation war aber offenbar zu keinem Zeitpunkt derart dramatisch wie auf der anderen Seite des Ärmelkanals (mit Ausnahme der Niederlande). Das Lohnniveau war hoch als die Inflation einsetzte, und die Preise stiegen offenbar nicht derart stark wie angesichts der wachsenden Nachfrage zu erwarten gewesen wäre. Offenbar war das Land besser als seine kontinentalen Nachbarn fähig, auf den Anstieg der Bevölkerung zu reagieren (Wrightson 2000: 160). Daß dem so war, kann unterschiedliche Ursachen haben, die dann doch wiederum mit den Konsequenzen der großen Pestepidemie zusammenhängen. Am naheliegendsten ist die Vermutung, die Bevölkerungsdichte Englands sei um 1500 nach wie vor derart gering gewesen, daß das Bevölkerungswachstum dort eher zu verkraften war. Die Zahl der Menschen pro Flächeneinheit ist aber keine Größe, die unabhängig von anderen Faktoren beurteilt werden kann. Entscheidend ist, wie viele Menschen die Äcker und Weiden ernähren können, und diesbezüglich waren im 15. Jahrhundert die Grundlagen für eine signifikante Steigerung der Bodenproduktivität gelegt worden. Die verbesserte Relation von Viehweiden zu Getreideäckern und die Einführung neuer Fruchtfolgen erhöhte die Fruchtbarkeit der Böden schließlich deutlich. Zwar ist wie bereits erwähnt die Anreicherung von Stickstoff ein sehr langwieriger Prozeß, aber er hatte bereits nach der großen Pestepidemie eingesetzt und dürfte 200 Jahre später im buchstäblichen Sinn Früchte getragen haben.

[335] Die letzte Hungersnot auf der Insel suchte Schottland heim, und zwar in den Jahren 1695 bis 1699. Allerdings sollte man sich davor hüten, diesbezüglich ein zu positives Bild zu zeichnen. David Meredith und Deborah Oxley (2014) weisen in einem aktuellen Beitrag darauf hin, daß Thomas Malthus Befürchtungen, das Land würde die Menschen schon bald nicht mehr ernähren können durchaus berechtigt waren; der Rekonstruktion der Autoren zufolge war die englische Landwirtschaft trotz der hohen Bodenproduktivität ab ca. 1770 nicht mehr in der Lage, die ständig wachsende Bevölkerung zu ernähren, von diesem Zeitpunkt an verschlechterte sich die Versorgung mit Nahrungsmitteln demnach für ein Jahrhundert nahezu kontinuierlich. Lediglich die zunehmende Import verhinderten, daß es in England zu einer massiven Subsistenzkrise kam.

9

## Handel, Macht und Reichtum

Von stabilen politischen Verhältnissen war das Land im 17. Jahrhundert allerdings noch weit entfernt. Nachdem Elizabeth I. verstorben war, fiel die englische Krone an den schottischen König, der als James I. (reg. 1603–1625) den Thron bestieg.[336] Die Herrschaft der Stuarts markiert den Beginn eines nahezu das gesamte 17. Jahrhundert andauernden Transformationsprozesses, an dessen Ende die Neudefinition des Königs als konstitutioneller Monarch stehen sollte. Zu Beginn des Jahrhundert existierte allerdings weder ein derartiges Konzept (und auch kein Begriff, um es zu bezeichnen), noch stand in Europa die Stärkung der Rechte der Parlamente (bzw. "Stände" oder wie immer sie auch hießen) auf der Tagesordnung – im Gegenteil, die Monarchen waren bestrebt, ihre machtposition zu stärken, was dort, wo sie erfolgreich waren, im Absolutismus mündete. Auch James I. versuchte sich in diese Richtung zu bewegen. Der Herrscher, Mark Kishlansky zufolge so etwas wie ein "Philosophenkönig", hatte bereits in seiner gefeierten Schrift "Das wahre Gesetz freier Monarchien" von 1598 die Auffassung vertreten, der König empfange seine Autorität allein von Gott und müsse auch nur diesem gegenüber Rechenschaft geben (Kishlansky 1996: 69). Eine derartige Doktrin war aber in England nicht durchsetzbar, und folglich war die Regierungszeit von James I. durch permanente Konflikte mit einen Parlament gekennzeichnet, welches der Idee des Königstums von Gottes Gnaden zumindest skeptisch gegenüberstand.

Zumeist ging es bei den Auseinandersetzungen um Geld, welches die *Lords* und *Commons* dem Monarchen nicht bewilligen wollten oder konnten (Ibid.: 80–88).[337] Der Konflikt zwischen Krone und Parlament um die Erhebung von Steuern verschärfte sich unter Charles I. (reg. 1625–49) und wurde zusätzlich durch die Verfolgung protestantischer Sekten, insbesondere der calvinistischen "Puritaner", angeheizt. Peter H. Wilson

---

[336] James war der Sohn von Mary Stuart, die erfolglos versucht hatte ihre Cousine Elizabeth I. vom englischen Thron zu verdrängen. James hatte aber nicht den katholischen Glauben seiner Mutter angenommen, der neue "König von Großbritannien" setzte weitgehend die Religionspolitik seiner Vorgängerin fort, das anglikanische Bekenntnis blieb eine Sache der Staatsraison. Der Widerstand der Katholiken gegen die fortgesetzte Unterdrückung manifestierte sich 1605 im sog. "Gunpowder Plot". Eine Gruppe von Verschwörern, unter ihnen Guy Fawkes, beabsichtigte das Parlamentsgebäude während der vom König geleiteten konstituierenden Sitzung in die Luft zu sprengen.

[337] Der Mangel an Ressourcen und damit auch militärischer Macht des englischen Königs manifestierte sich am deutlichsten, als 1618 auf dem Kontinent der Dreißigjährige Krieg ausbrach. Auslöser des Konflikts, der weite Teile Deutschlands verheeren und Millionen Opfer fordern sollte war eine Rebellion in Böhmen ("Prager Fenstersturz"). Die böhmischen Stände lehnten sich gegen die katholischen Habsburger auf, und wählten Friedrich V., den calvinistischen Kurfürsten der Pfalz, zum neuen König. Da mit Friedrichs Einzug in Prag die politisch-religiöse Ordnung des Heiligen Römischen Reichs bedroht war, mobilisierte die katholische Liga Truppen, die in Böhmen einfielen, Friedrichs Armee (zu der auch 5.000 niederländische Soldaten gehörten) in der Schlacht am Weißen Berg im November 1620 vernichtend schlugen und den "Winterkönig" ins niederländische Exil zwangen. 1621 marschierte eine spanische Armee auch in der Pfalz ein, wo lediglich Mannheim, Frankenthal und Heidelberg von kleinen deutschen und niederländischen Kontingenten sowie 2.000 englischen Freiwilligen verteidigt wurden. Schließlich war das gesamte Kurfürstentum von katholischen Truppen besetzt, und der Kaiser übertrug die Kurfürstenwürde an den Herzog von Bayern (Kamen 2002: 316ff.; eine ausführliche Beschreibung der "böhmischen Revolte" und ihrer Konsequenzen findet sich in Wilson 2009: Kap. 9). James I. war in diese Ereignisse nicht nur involviert, weil sie seine protestantischen Glaubensbrüder betrafen, Friedrich von der Pfalz hatte zudem 1613 Elizabeth geheiratet, eine Tochter des englischen Königs. James dachte daran, der katholischen Liga mit Krieg zu drohen, um die Wiedereinsetzung seines Schwiegersohns zu erzwingen, »aber ein König konnte sich nur dann im Säbelrasseln üben, wenn er über einen Säbel zum Rasseln verfügte. Das Unterhaus war verständlicherweise unwillig, Mittel für einen Krieg zu bewilligen, der möglicherweise nie ausgefochten wurde, insbesondere nicht einem wenig vertauenswürdigen König, der das Geld für ganz andere Dinge ausgeben mochte« (Kishlansky 1996: 91).

zufolge scheiterten sowohl James I. als auch sein Sohn an der Diskrepanz zwischen ihren Ambitionen und den politischen Realitäten (Wilson 2009: 321),[338] der Widerstand gegen die Politik der Krone mündete schließlich in einem von 1642 bis 1648 dauernden Bürgerkrieg, 1649 wurde Charles I. hingerichtet. Auf den Königsmord, die Abschaffung der Monarchie und die Ernennung des Puritaners Oliver Cromwell zum "Lordprotektor" folgte allerdings keine Ära der Freiheit und Toleranz, sondern ein von den Gefolgsleuten Cromwells getragenes christlich-fundamentalistisches Regime. Cromwell war zwar einerseits ein religiöser Eiferer, der versuchte, seinen Landsleuten den eigenen freudlosen Lebensstil aufzuzwingen, andererseits erscheint er rückblickend aber auch als Visionär und Architekt des britischen Empire (zumindest lieferte er eine erste Skizze ab). Nachdem England sich unter den Stuarts am Rande der Bedeutungslosigkeit bewegt hatte, werteten die unter Cromwells Führung erzielten militärischen und politischen Erfolge – der erste englisch-niederländische Krieg (1652–54) fiel ebenso in seine Regierungszeit wie die Eroberung Dünkirchens und Jamaicas, unter seiner Ägide wurde zudem die East-India-Company erneuert und die *navigation acts* erlassen – die Stellung des Landes in Europa deutlich auf (vgl. Simms 2007: 26ff.).

Zwei Jahre nach Cromwells Tod 1658 wurde die Monarchie wieder eingeführt, und erneut bestieg mit Charles II. ein Stuart den Thron. Diese "Restauration" führte zwar einerseits zu einem Wiederaufleben der Kultur, die Politik des neuen Königs nährte aber schon bald die Befürchtung, an Stelle der Puritaner würden die noch weit mehr verhaßten Katholiken treten – seit der Regierungszeit von Elizabeth I. wurde der Katholizismus gleichgesetzt mit Tyrannei und Rückständigkeit. Die beiden Kriege, die Charles II. gegen die protestantischen Glaubensbrüder in den Niederlanden führte (1665–67 und 1672–74) waren bei der Bevölkerung nur wenig beliebt – nicht zuletzt wegen des ausbleibenden kurzfristigen Erfolgs. Im Frieden von Breda, der 1667 den zweiten englisch Niederländischen Krieg beendete, verzichtete England endgültig auf die Insel Run und erkannte die niederländische Herrschaft über Surinam an. Im Gegenzug erhielten die Engländer Nieuw Amsterdam auf der Insel Manhattan, das sie zu Ehren des Bruders des Königs, dem Herzog von York, in New York umbenannten. Die Bedeutung Nordamerikas für die weitere Entwicklung der englischen Wirtschaft war zu diesem Zeitpunkt allerdings sehr begrenzt, die Kolonie hatte mit Ausnahme von Biberfellen, die über den Hudson River verschifft wurden, wenig zu bieten.[339]

Unter Louis XIV., der 1661 die Regierungsgeschäfte übernommen hatte, war unterdessen das katholische Frankreich erneut zur führenden Militärmacht in Europa aufgestiegen, und Charles wurde von seinen Kritikern vorgeworfen, mit seiner gegen die Niederlande gerichteten Politik Louis in die Hände zu spielen (Ibid.: 30ff.).[340] Das Mißtrauen dem König gegenüber wurde auch durch dessen Bemühen um religiöse Toleranz geschürt, als Reaktion darauf erließ das erstarkte Parlament 1673 die *Test and Corporation Acts,* welche sämtliche staatlichen Ämter Anglikanern vorbehielten. Voraussetzung dafür, als Anglikaner zu gelten, war zwar lediglich, den Messen der Staatskirche beizuwohnen, und Tim Blanning vermutete, daß etliche Katholiken und protestantische Non-

[338] Die Stuart-Könige unterstützten zwar den exilierten Kurfürsten zwischen 1620 und 1632 mit £1,44 Millionen, der diplomatische und strategische Ertrag ihrer Anstrengungen (Charles I. entsandte zudem einige militärische Kontingente auf den Kontinent) war aber vernachlässigbar (Ibid.).

[339] Eine detaillierte Darstellung der anglo-niederländischen Kriege liefern z.B. die entsprechenden Kapitel in Rodger (2004).

[340] Allerdings war schon Cromwell nicht davor zurückgeschreckt, sich mit den Franzosen gegen Spanien zu verbünden.

konformisten über ein hinreichend flexibles Verständnis ihres Glaubens verfügten, um diese Bedingung zu erfüllen ohne dabei übermäßige Gewissenqualen zu erleiden; nichtsdestotrotz verringerte sich nach Einführung dieser Gesetze der Anteil der katholischen respektive puritanischen Angehörigen des House of Lords von jeweils 20 Prozent Mitte des 17. Jahrhundert auf drei Prozent im Jahr 1800 (Blanning 2007: 372f.).[341] Der Versuch, den zum Katholizismus übergetretenen Bruder des Königs, den Duke of York, von der Thronfolge auszuschließen, scheiterte allerdings, und nach Charles II. Tod bestieg 1685 mit James II. ein katholischer Monarch den englischen Thron.

Mittlerweile waren die Armeen Louis XIV. weit nach Deutschland vorgestoßen. 1686 schlossen sich die Feinde des französischen Königs, das Heilige Römische Reich deutscher Nation, Österreich-Ungarn (in Personalunion repräsentiert durch Kaiser Leopold I.), die Kurfürstentümer Bayern, Sachsen und Pfalz, sowie Spanien und Schweden (deren Herrscher ebenfalls Territorien innerhalb der Reichsgrenzen besaßen) in der Liga von Augsburg zusammen. England hingegen blieb trotz der sich in London ausbreitenden Angst vor einer katholischen "Universalmonarchie" Louis XIV. passiv, James II. verlangte sogar den Abzug von sechs in den Niederlanden stationierten englischen Regimentern. 1688 spitzte sich die Situation zu, als der französische König den Erzbischof von Köln zu einer Allianz überreden konnte und damit die Verbindung zwischen den habsburgischen Gebieten und den Niederlanden (die alte "spanische Straße") unterbrach. Damit war die Republik der Niederlande auch von Osten her bedroht, und die vielleicht wichtigste Bastion des Protestantismus schien vor dem Fall zu stehen. Der Stadthalter der Vereinigten Provinzen, Willem Hendrik, Prins van Oranje, reagierte umgehend, um der aufziehenden Gefahr zu begegnen. Er schloß zunächst mit den Kurfürsten von Hannover und Preußen sowie dem Landgrafen von Hessen-Kassel eine Allianz, und segelte anschließend mit Hunderten von Kriegsschiffen und mehr als 20.000 Männern in Richtung England. Sieben Angehörige des Oberhauses, die sich selbst als Wächter der Sache des Protestantismus sahen, hatten ihn aufgefordert, James II. die englische Krone zu entreißen. Vage legitimiert wurde dieses Unterfangen durch die Tatsache, daß Willem mit Mary, der Tochter James' verheiratet war, er war zudem ein Enkel von Charles I. (und James mithin sein leiblicher Onkel).[342]

Der Prins van Oranje landete symbolträchtig am Jahrestag des katholischen *Gunpowder Plot* von 1605 bei Torbay und hatte erstaunlich leichtes Spiel, sein Onkel verlor die Nerven und floh vor der multinationalen protestantischen Truppe (vgl. Kishlansky

---

[341] Die *Test and Corporation Acts* waren sicherlich nicht allein Ausdruck irrationaler Ängste, sondern auch ein Reflex der Erfahrung, welche die Engländer unter der Herrschaft religiöser Eiferer wie der Katholikin Mary I. und des Puritaners Oliver Cromwell gemacht hatten. Da sie jedem und jeder ermöglichten, durch den Besuch der anglikanischen Messe die eigene religiöse Toleranz zu demonstrieren, könnte man die Gesetze auch als ein Bollwerk gegen jede Form von religiösem Eifer und Intoleranz begreifen. Die Freiheit, welche die Briten im Unterschied zu ihren Zeitgenossen jenseits des Ärmelkanals (ihren eigenen Wahrnehmung nach) genossen, war vermeintlich eng an die anglikanische Religion gekoppelt – und die Ansicht, daß Katholizismus und Unfreiheit Hand in Hand gingen weit verbreitet (Colley 1992: xxi). Nicht zuletzt die Überzeugung, daß sie in den Kriegen gegen das katholische Frankreich (und Spanien) ihre Freiheit verteidigten, machte die Briten im 18. Jahrhundert zu Patrioten (Ibid.: 7). Die geteilte Feindseligkeit dem Katholizismus gegenüber ließ die Differenzen zwischen den unterschiedlichen protestantischen Strömungen als eher marginal erscheinen. Obwohl England vom 16. bis 18. Jahrhundert eine Vielzahl unterschiedlicher Sekten hervorgebracht hatte, schienen diese nach der Restauration kein Problem für den inneren Frieden darzustellen.

[342] Drei Jahre vor Willems Landung war bereits ein derartiger Versuch unternommen worden. Im Namen der "protestantischen Sache" war der Herzog von Monmouth bei Lyme Regis an Land gegangen. Er konnte zwar mit dem Versprechen jährlicher Parlamente, religiöser Toleranz für protestantische Nonkonformisten und der Abschaffung des stehenden Heeres ungefähr 4.000 Männer für seine Sache gewinnen, unterlag aber der örtlichen Miliz, und wurde bald darauf hingerichtet, ebenso wie 300 seiner Anhänger (Kishlansky 1996: 270f.).

1996: 278–283).[343] Technisch gesehen Invasion und Staatsstreich, ging das Ereignis nichtsdestotrotz als "*Glorious Revolution*" in die Geschichte ein. In Tim Blannings Worten »bedeutete Verteidigung der Religion Verteidigung des Königsreichs, und *vice versa*« (Blanning 2003: 288). Wem noch nicht klar war, wo die Frontlinien verliefen, begriff es spätestens 1689, als James II. mit französischer Unterstützung in Irland landete und der neue König William III. seine protestantische Armee dort gegen den katholischen Erzfeind ins Feld führte. Im gleichen Jahr trat England der Allianz gegen Louis XIV. bei. Der Krieg gegen Frankreich sollte mit Unterbrechungen bis zum 18. Juni 1815 dauern, dem Tag der Schlacht von Waterloo.

Obwohl bereits die Restauration die Rechte des Parlaments gestärkt hatte, war erst mit der *Glorious Revolution* eine faktisch konstitutionelle Monarchie entstanden. Die Position des Königs gründete weniger im Recht der Geburt, als in einem Konsensus der politischen Klasse des Landes, und dies sollte sich in Zukunft nicht mehr ändern. Anders als Frankreich durchlief England (abgesehen vielleicht von Cromwells Militärdiktatur) keine Phase eines autokratischen Absolutismus. Zwar blieb die Außenpolitik eine Domäne der Krone, aber der König konnte nur in Abstimmung mit dem Parlament agieren, welches die Budgethoheit ausübte. Brendan Simms zufolge war »das alte England … 1066 von einem Franzosen begründet worden, das neue 1688 von einem Holländer« (Simms 2007: 39). Eine derart scharfe Kontrastierung ist sicherlich unangemessen, ein großer Teil der Fundamente des "neuen England" waren bereits unter Cromwell, den unglücklichen Stuart-Königen und auch bereits den Tudors gelegt worden, nichtsdestotrotz hatte Britannien sich zwischen 1603 und 1714 (dem Jahr, als mit Georg I. der erste König aus dem Haus Hannover den Thron bestieg) von einem relativ isolierten Archipel in eines der intellektuellen, kommerziellen und militärischen Zentren der Welt verwandelt (Kishlansky 1996: 1).[344]

Die vielleicht wichtigste Konsequenz der "*Glorious Revolution*" von 1688 war, daß das Parlament nunmehr jährlich zusammentrat und sich mit einer großen Zahl von Eingaben befaßte – Eingaben, die den Bau neuer Brücken und Straßen betreffen konnten, die Genehmigung zum Bau neuer Kanäle (und später Eisenbahnlinien), die Erhebung von Importzöllen zum Schutz des einheimischen Gewerbes oder auch die Verbesserung der Straßenbeleuchtung. Um derartige Anliegen auf die Agenda des Parlaments zu setzen, schlossen Kaufleute sich zusammen und beschäftigten regelrechte Lobbyisten. So zahlte z.B. 1739 eine Assoziation reicher Händler aus Edinburgh £100 an einen Anwalt, damit dieser Lobbyarbeit zugunsten der schottischen Leinenindustrie leistete; in den folgenden 12 Jahren setzten sich diese Kaufleute bei den Abgeordneten für die Reformierung des (chronisch defizienten) Münzwesens, die Eindämmung des Schmuggels, den Schutz von Handelsschiffen in Kriegszeiten, die Standardisierung von Maßen und Gewichten sowie die Novellierung der Insolvenzregelungen ein (Colley 1992: 68). Bei allen Defiziten hinsichtlich der Reichweite der (formalen) politischen Partizipation, mithin der Legitimität der Institution, funktionierte das britische Parlament bereits im 18. Jahrhundert weitgehend wie seine demokratisch legitimierten Nachfolger.

---

[343] Eine ausführliche Darstellung der Ereignisse aus niederländischer Perspektive liefert Israel 1995: 841–54.

[344] Unter William I. wurde auch die Unterdrückung der protestantischen Sekten abgemildert. Der *Toleration Act* von 1689 schloß protestantische Normkonformisten zwar weiterhin von öffentlichen Ämtern aus, aber ihnen wurden gestattet, eigene Kapellen und Schulen zu errichten. Katholiken genossen keine derartigen Freiheiten (vgl. Blanning 2007: 262ff.).

Die politische Partizipation war allerdings äußerst begrenzt. Waren im Jahr 1715 noch 4,6 Prozent der Engländer wahlberechtigt, sank diese Zahl bis 1832 auf 2,6 Prozent, den gleichen Wert wie im Jahr der "Glorious Revolution" (Price 1999: 240). Das Kriterium für die Gewährung des Wahlrechts war zwar auf den ersten Blick recht eindeutig definiert – hinreichendes Eigentum, um die Freiheit von der Kontrolle oder Patronage durch die Reichen und Mächtigen sicherzustellen, und mithin die Unabhängigkeit der Abgeordneten zu garantieren – in der Praxis ließ es aber einiges an Interpretationsmöglichkeiten zu (vgl. Ibid.: 242f.). Nach heutigen Maßstäben war das politische System undemokratisch, nach damaligen Maßstäben ein großer Fortschritt – die Kritik welche bereits von Zeitgenossen an der herrschenden Oligarchie geübt wurde ist wahrscheinlich weniger bemerkenswert, als daß diese Kritik offen artikuliert werden konnte. Die politische Kultur des 18. Jahrhundert war schließlich nicht allein durch die Korruption der herrschenden "Eliten" und die sich herausbildende institutionalisierte "Öffentlichkeit" (die deren Korruption anprangerte) geprägt, sondern auch durch das Pochen der arbeitenden Massen auf traditionelle Ansprüche oder "Freiheiten". Die politische Selbstorganisation von weiten Teilen der Arbeiterklasse setze zwar erst im 19. Jahrhundert ein,[345] nichtsdestotrotz mußte ein Politiker, welcher sich grob über das hinwegsetzte was die Bevölkerung als ihr traditionelles Recht ansah, damit rechnen, daß Unruhen ausbrachen – die nach Erfüllung der Forderungen des "Mob" allerdings keine weitergehenden Konsequenzen hatten und nicht in eine Revolution mündeten (Ibid.: 314f.).

In der einschlägigen Literatur wird die "Glorious Revolution" teilweise als Auslöser eines institutionellen Wandels betrachtet, welcher die spätere Industrielle Revolution zumindest begünstigte (vgl. z.B. North und Weingast 1989). Schon Adam Smith hatte die Bedeutung der juristischen Absicherung des Privateigentums für die wirtschaftliche Entwicklung betont: »Die Sicherheit welche die Gesetze in Großbritannien jedem Mann geben, so daß er die Früchte seiner Arbeit genießen kann, reicht schon für sich genommen aus, um ein Land zum Erblühen zu bringen … In Großbritannien ist das Gewerbe perfekt geschützt, und obwohl es weit entfernt davon ist frei zu sein, ist es doch ebenso frei oder freier als in jedem anderen Teil Europas« (Smith 1776: 540). Tatsächlich herrschte in der ökonomischen Sphäre weitgehende Rechtssicherheit, nicht nur das materielle, sondern auch das geistige Eigentum der Gewerbetreibenden war geschützt. Das englische Patentrecht, welches bis ins Jahr 1624 zurückreichte, war zwar nach heutigen Maßstäben keineswegs perfekt, schuf Joel Mokyr zufolge aber nichtsdestotrotz Anreize für technische Innovationen. Die Zahl der jährlich angemeldeten Patente stieg von 8,5 im Jahrzehnt von 1740–1749 auf 9,9 in den 1750er, 22,1 in den 1760er und schließlich 51,2 in den 1780er Jahren (Mokyr 2009: 84).[346]

Robert C. Allen warnt allerdings davor, die Rolle des institutionellen Rahmens der wirtschaftlichen Entwicklung zu überschätzen, seiner Ansicht waren keineswegs nicht vorhandene oder defizitäre Institutionen dafür verantwortlich, daß die ökonomische Entwicklung Frankreichs im Vergleich zu derjenigen Englands so viel weniger dynamisch verlief (Allen 2009: 5).[347] Tatsächlich blieb die institutionelle Basis ökonomi-

[345] Ein Prozeß, den E.P. Thompson in seinem monumentalen Werk zur Entstehung der englischen Arbeiterklasse beschreibt.

[346] Die Rolle, welche die gesetzliche Absicherung von Erfindungen für die industrielle Entwicklung spielte, ist ihm zufolge allerdings nur schwer zu bestimmen (Mokyr 1998: 28ff.; vgl. auch Mokyr 2008: 463–68).

[347] Allerdings wurden in Frankreich Mokyr zufolge erst 1791 Gesetze zum Schutz geistigen Eigentums eingeführt (2009: 84).

schen Handelns während des gesamten 18. Jahrhundert bemerkenswert unverändert.[348] Die auffälligsten Entwicklungen resultierten sämtlich aus der Notwendigkeit, die andauernden Kriege mit Frankreich und Spanien zu finanzieren. Vor allem hinsichtlich der Höhe der Staatsschulden und des Einfaltsreichtums der Politiker beim Versuch, weiteres Geld zu mobilisieren, wirken die Verhältnisse im England des 18. Jahrhundert aus heutiger Perspektive durchaus vertraut.[349]

Patrick O'Brien zufolge stiegen die englischen Steuersätze bereits seit Mitte des 17. Jahrhunderts kontinuierlich an, um die Kosten für die ständig wachsenden Militärausgaben abzudecken. Zwischen der Regierungszeit von Charles II. (1660-85) und George IV. (1820-30) nahmen demnach die Steuereinnahmen in absoluten, inflationsbereinigten Zahlen um das 18-fache zu, der Anteil des Staates am Nationaleinkommen wuchs in der gleichen Periode um mehr als das Fünffache (vgl. Tabelle 8). Die eingenommenen Steuern wurden zum allergrößten Teil entweder für die Kriegführung oder (in den Perioden zwischen den Kriegen) für die Rückzahlung der Schulden verwendet. Der Anteil der Zivilverwaltung an den Staatsausgaben betrug nach O'Brien im fraglichen Zeitraum lediglich zwischen 8 und 20 Prozent, während Zinszahlungen in Friedensjahren ab 1714 (d.h. dem Ende des Spanischen Erbfolgekriegs) durchweg über 40 Prozent und zwischen 1784 und 1792 in Schnitt sogar 56 Prozent der Steuereinnahmen verschlangen (O'Brien 1988: 2).[350]

| Jahr | Steuereinnahmen *inflationsbereinigt* [£Mio] | Anteil Steuereinnahmen am Nationaleinkommen |
|---|---|---|
| 1670 | 1,46 | 3,4 % |
| 1690 | 3,05 | 6,7 % |
| 1710 | 4,71 | 9,2 % |
| 1730 | 6,29 | 10,7 % |
| 1750 | 7,12 | 10,5 % |
| 1770 | 8,15 | 10,5 % |
| 1790 | 11,74 | 12,3 % |
| 1810 | 23,97 | 18,2 % |

Tabelle 8: Englische Steuereinnahmen zwischen 1670 und 1810 (nach O'Brien 1988: 3)

Auch wenn die Steuerlast der Reichen und Privilegierten vor allem während der Napoleonischen Kriege nicht zuletzt durch die von Pitt 1798 eingeführte progressive Einkommensteuer deutlich anstieg, wurde der größte Teil der Staatsausgaben dennoch von der Masse der Verbraucher bestritten (Ibid.: 16). 1789 trugen direkte Steuern etwa 20 Prozent zum gesamten Steueraufkommen bei, während 80 Prozent der Einnahmen des Staates aus Verbrauchssteuern auf inländische Güter und Dienstleistungen sowie Im-

[348] Zur Bedeutung der Politik resp. des Staates für das wirtschaftliche Wachstum siehe auch den vergleichenden Überblick von Peer Vries (2002).

[349] Die Argumentation von z.B. Douglass North und Barry Weingast (1989), die dezidiert die Auffassung vom Primat des institutionellen Wandels vertreten, wirkt tatsächlich nur wenig überzeugend; die Autoren überschätzen m.E. sowohl die Auswirkungen der *Glorious Revolution* als auch die "Modernität" der englischen Gesellschaft im 18. Jahrhundert.

[350] Daß die englische Regierung in derartigem Ausmaß Kredite aufnehmen konnte, lag laut O'Brien in dem Vertrauen der Geldgeber in die Leistungsfähigkeit des Steuersystems (Ibid.). Zur Entwicklung der britischen Staatsschuld vgl. auch Porter (1991: 117); Beckett und Turner (1990) die sich auf O'Briens zitierten Aufsatz beziehen, liefern weitere Daten zur Entwicklung der Besteuerung im England des 18. Jahrhundert.

portzöllen stammten (Ibid.: 9).[351] Die wichtigsten einzelnen Einnahmequellen waren Abgaben auf Land sowie auf Bier und auf Malz, die zwischen 1788 und 1792 jährlich jeweils um £2 Mio. einbrachten[352] (Malz und Bier wurden getrennt besteuert), während die Zölle auf Zuckerimporte noch einmal ca. £1 Mio. ausmachten. Die Zolleinnahmen aus dem Teehandel lagen mit £583.000 hingegen unter denen auf importierte Spirituosen (wahrscheinlich in erster Linie Rum), die sich auf ebenfalls fast £1 Mio. beliefen (Ibid.: 11).[353] Das Handbuch, welches die Zollbestimmungen zusammenfaßte, war bereits 1757 600 Seiten dick (Price 1999: 134).

Während des gesamten 18. Jahrhundert waren die britischen Schatzkanzler mit einer unüberwindbaren Opposition gegen eine Reform der direkten Steuern konfrontiert. Diese wurden denn auch zunächst nicht auf Einkommen, sondern vielmehr auf Land, Fenster, Kutschen, Häuser, Dienstpersonal und Reitpferde erhoben.[354] Der Widerstand der Besitzenden gegen die Einführung einer progressiven Einkommenssteuer schwand erst angesichts der Finanzkrise der Jahre 1796-99. Es gelang Premierminister William Pitt (in O'Briens Worten) »das Parlament und die Steuern zahlende Öffentlichkeit davon zu überzeugen, daß ein großer Teil der zur Bekämpfung der Bedrohung durch das revolutionäre Frankreich erforderlichen Zusatzeinnahmen kurzfristig aus Steuern auf Einkommen und Wohlstand zu erzielen seien« (O'Brien 1988: 21). Der Anteil der direkten Steuern am Gesamtaufkommen stieg daraufhin von etwa einem Fünftel auf über ein Drittel an (Ibid.: 9),[355] Pitts Einkommensteuer wurde allerdings 1816 zunächst wieder aufgehoben; Ralph Davis zufolge löste nichtsdestotrotz historisch die Einkommensteuer (im Zuge der Durchsetzung der Freihandelsdoktrin) Einfuhrzölle als wichtigste Einnahmequelle des Staates ab (Davis 1966: 317).[356]

Ein großer Teil der Steuereinnahmen wurde wie gesehen benötigt, um die aus der Kreditaufnahme des Staates resultierenden Zins- und Tilgungszahlungen zu bedienen.

---

[351] Mit dem Handelsvolumen wuchsen folglich auch die Staatseinnahmen. Die *Navigation Acts* sicherten nicht nur die Beschäftigung der englischen Seeleute und die Erträge der Schiffseigner, sie garantierte dem Staat auch die Einnahmen aus den Importzöllen auf Zucker, Tabak und Rum. Diese Abgaben waren für den (merkantilistischen) britischen Staat von existentieller Bedeutung, um 1800 machten Findlay und O'Rourke zufolge Ein- und Ausfuhrzölle, von denen ein nicht unerheblicher Teil aus Reexporten resultierte, ungefähr ein Drittel der gesamten Staatseinkünfte aus. Die Autoren beziehen sich auf die Rekonstruktion von O'Brien und Engerman (1991). Die Bedeutung der Navigationsakte bestand aus dieser Perspektive nicht zuletzt darin, daß alle für den kontinentaleuropäischen Markt bestimmten Exporte der amerikanischen Kolonien zunächst in englischen Häfen gelöscht und verzollt werden mußten, bevor sie nach Portugal, Spanien, Deutschland, Dänemark, Schweden und Rußland reexportiert werden konnten. Laut Findlay und O'Rourke ist so gut wie sicher, daß andernfalls die Niederländer den größten Teil der Erzeugnisse der englischen Kolonien direkt nach Europa verschifft hätten (Ibid.: 243).

[352] Bei einem Steuervolumen von insgesamt knapp über £16 Mio. war dies jeweils ca. ein Achtel der gesamten Einnahmen des Schatzkanzlers. Die in diesem Absatz genannten Zahlen sind nicht inflationsbereinigt, von daher die Diskrepanz zu Tabelle 6.

[353] Verbrauchssteuern auf einheimische Spirituosen, vor allem Whisky und Gin brachten zusätzlich £564.000 ein. »Politiker und Kommentatoren sahen Spirituosen als besonders geeignet für die Besteuerung an, weil Whisky und Gin derart negative Auswirkungen auf die Gesundheit und Moral der arbeitenden Klassen hatten« (Ibid.: 13).

[354] Auf Auktionen versteigertes Eigentum wurde ab 1777 besteuert, Feuerversicherungen ab 1782. Kutschen waren 1747 mit Abgaben belegt worden, nicht gewerblich eingesetzte Pferde (Reit- oder Rennpferde) ab 1784. Männliche Hausbedienstete wurden 1777, weibliche von 1785 an, Haarpuder ab 1795 und Hunde ab 1796 besteuert. Die Steuer auf Fenster war bereits 1696 eingeführt worden (Price 1999: 135).

[355] Gegen Ende des 18. Jahrhundert betrug der Anteil von Zöllen und Verbrauchssteuern – mit Abgaben belastet wurden neben Importwaren auch einheimische Erzeugnisse wie Bier, Salz, Kerzen, Leder, Papier und Seife – an den Einnahmen des Staates 60 bis 70 Prozent. (Colley 1992: 65).

[356] Zur Geschichte der Besteuerung im Vereinigten Königreich vgl. auch Price (1999: Kap. 4).

Um diesen Prozeß zu erleichtern, war bereits 1694 die Bank von England gegründet worden – nicht etwa als staatliche Institution, sondern als mit bestimmten Vorrechten ausgestattete Aktiengesellschaft. Die Krone erteilte diese Privilegien im Gegenzug gegen die Gewährung eines Kredits von £1,2 Millionen zu 8 Prozent Zinsen. Die *Bank of England* war im folgenden berechtigt, neben den normalen Bankgeschäften auch Banknoten auszugeben, und zwar in Höhe des der Regierung gewährten Kredits. Im Laufe der Jahrzehnte gewährte die Bank der Krone immer neue Kredite und wurde mit erweiterten Privilegien ausgestattet; vor allem war sie ab 1709 die einzige Bank in England, die sich als Aktiengesellschaft konstituieren durfte. Ab 1742 besaß sie faktisch das Monopol auf die Ausgabe von Banknoten. Die *Bank of England* war mithin zunächst "Bankier des Staates". Eine entscheidende Zäsur setzte erst nach Ende der Napoleonischen Kriege ein, als England die nach damaligen Maßstäbe enorme Staatsverschuldung abbauen konnte und die Funktion der *Bank of England* als Geldbeschaffer hinfällig wurde und das Institut in seine neue Rolle als Notenbank und Hüter der Geldwertstabilität hineinwuchs (vgl. Price 1999: 67ff.) .[357]

Die Gründung von Aktiengesellschaften florierte nach der "Glorious Revolution" aber nicht etwa, sie war im Gegenteil bis in die 1820er Jahre streng reglementiert; vor dem Bau der ersten Eisenbahnlinien existierten lediglich drei derartige Gesellschaften die der Erwähnung wert sind: die *East India Company*, die *Bank of England* und die *South Seas Company* – wobei letzterer vor allem die unrühmliche Rolle zukommt, die Geburtsstunde der Spekulation mit Anteilsscheinen zu markieren. Die *South Seas Company* war 1711 während des Spanischen Erbfolgekriegs gegründet worden. Sie sollte die Staatsschulden übernehmen, welche aus der Führung jenes Krieges resultierten, und im Gegenzug (zusätzlich zu einer relativ niedrigen Basisverzinsung von 6 Prozent) das Privileg erhalten, den Handel Englands mit Spanisch-Amerika sowie die Versorgung der spanischen Kolonien mit Sklaven exklusiv zu betreiben; insbesondere das zweite Vorrecht das sog. *Asiento*, schien erhebliche Profite zu versprechen. Bis 1713 konnten Inhaber von kurzfristigen Schuldverschreibungen des Staates im Wert von etwa £10 Millionen überzeugt werden, diese Papiere gegen Anteilsscheine der South Sea Company einzutauschen – was für die Regierung vor allem den großen Vorzug hatte, daß rückzahlbare Kredite in dauerhafte Kapitalanlagen verwandelt wurden.

Obwohl die im 1713 geschlossenen Frieden von Utrecht getroffenen Vereinbarungen mit Spanien längst nicht so vorteilhaft waren wie erwartet (es durfte nur ein Schiff pro Jahr, das sog. *Navío de Permiso* die Häfen Spanisch-Amerikas anlaufen) und die Geschäftstätigkeit der South Seas Company nur sehr schleppend anlief, übernahm die Gesellschaft in den Jahren bis 1720 einen immer größeren Anteil der Staatsschulden zu für die "öffentliche Hand" noch günstigeren Konditionen (die Zinszahlungen des Staates wurden auf 5 Prozent und ab 1727 lediglich 4 Prozent des Nennwerts der Aktien festgesetzt). Zunächst sah es so aus, als würden auf diese Weise alle profitieren: Die Regierung mußte die für die Kriegführung aufgenommenen Gelder nicht zurückzahlen, da diese in Anteile der South Seas Company transformiert waren, und sie profitierte von

[357] Die Ausgabe von Banknoten hielt allerdings keineswegs mit den Anforderungen der Wirtschaft schritt, die Notenausgabe war Niall Ferguson zufolge derart restriktiv, daß noch in den 1890er Jahren der Wert der Goldreserven denjenigen der in Umlauf befindlichen Banknoten überstieg. Eine monetäre Krise, d.h. eine allgemeine Liquiditätskrise wurde demnach nur dadurch vermieden, daß Geschäftsbanken entstanden, welche hinreichend sog. "Giralgeld" schöpften, um den wirtschaftlichen Kreislauf in Gang zu halten – insbesondere dadurch, daß sie die Spareinlagen ihrer Kunden weiterverliehen, mithin Geld, welches ansonsten im "Sparstrumpf" geruht hätte, für die Volkswirtschaft mobilisierten (Ferguson 2008: 56).

den angesichts der hohen Staatsverschuldung durchaus moderaten Zinszahlungen, die sie an die Company leistete – wobei die Regierung darauf baute, diese mittelfristig durch Zolleinnahmen aus dem Amerikahandel gegenfinanzieren zu können. Die Inhaber der Schuldverschreibungen erhofften sich hingegen sagenhafte Gewinne aus dem Handel mit Spanisch-Amerika, die ihnen Renditen bescherten, welche weit über die relativ bescheidenen Erträge der Anleihen hinausreichten. Diese Gewinnerwartungen führten in Verbindung mit zunächst weit überhöhten Dividendenausschüttungen dazu, daß jene Spekulationsblase entstand, die im Nachhinein als *South-Sea Bubble* bekannt wurde. Der Kurs der Aktien mit £100 Nennwert stieg von £128 im Januar 1720 auf £175 im Februar, £330 im März und £550 Ende Mai; Anfang Juni wurde das Papier mit £750 gehandelt und am 24.6.1720 schließlich kostete eine einzige Aktie der South Sea Company £1.050. Bis Ende Juli hielt sich das Papier bei £950 bis £1.000, dann stürzte es rasant ab: Ende September war es nur noch £300, und am Jahresende £200 wert. Nicht nur die Gesellschaft selbst heizte die Kursexplosion an – Zahlungen an die Anteilseigner wurden von der South Seas Company wie bei einem Schneeballsystem durch den Verkauf neuer Anteilsscheine zum Marktwert finanziert –, sondern auch die Gesetzgebung trug ihren Teil bei. Der sog. *Bubble Act*, der die Gründung von Aktiengesellschaften von der Erteilung eines königlichen Freibriefs abhängig machte, wurde nicht etwa zum Zweck der (künftigen) Eindämmung von Spekulationsblasen erlassen, sondern vielmehr um die Spekulation zu kanalisieren; die Verabschiedung des Gesetzes datiert zwei Monate *vor* dem Kurssturz und befeuerte die Nachfrage nach Aktien der South Seas Company noch weiter (Harris 1994: 613).

Zudem scheint die Spekulationsblase eine Eigendynamik entwickelt zu haben, Peter Temin und Hans-Joachim Voth zufolge war vielen Zeitgenossen sehr wohl bewußt, daß der Preis der Anteilsscheine der *South Seas Company* weit über dem lag, was selbst bei den optimistischsten Renditeerwartungen zu rechtfertigen gewesen wäre – wenn es sich um eine langfristige Investition gehandelt hätte. Aber offenbar kauften zumindest viele die unter diesem Blickwinkel bereits viel zu teuren Aktien, weil sie auf weiter steigende Kurse spekulierten, und die Papiere später mit Gewinn wieder abstoßen wollten. So instruierte z.B. eine Investorin ihren Börsenmakler, so viele Anteilsscheine wie möglich zu kaufen, um sie in der folgenden Woche wieder zu veräußern; dem Erzbischof von Dublin zufolge hofften zu diesem Zeitpunkt die meisten Anteilseigner, ihre Aktien abzustoßen, bevor der Preis wieder fiel (Temin und Voth 2004: 1664f.). Das gelang etlichen nicht. Aber während viele Investoren, unter ihnen Sir Isaak Newton große Summen verloren, verdienten andere in erheblichem Umfang an dem Spekulationswahn, das Bankhaus *Hoare's* z.B. hatte ein gutes Gespür für die Kursentwicklung, und war schließlich um £28.000 reicher – im frühen 18. Jahrhundert ein veritables Vermögen (Ibid.: 1654).

Letztlich handelte es sich bei der "Südseeblase" um eine Nullsummenspiel; der Gewinn des einen war der Verlust des anderen. Die Folgen für die englische Ökonomie scheinen denn auch, im Unterschied zum zeitgleich in Frankreich aufgelegten "Mississippi-Schwindel",[358] überschaubar und nicht sonderlich gravierend gewesen zu sein. Die

[358] Der Schotte John Law stand bereits der von ihm ins Leben gerufenen französischen Notenbank vor, als er 1717 die *Compagnie d'Occident* gründete, die für 25 Jahre das Monopol auf den Handel mit dem Mississippi-Gebiet erhielt und gleichzeitig die Administration der Kolonie Louisiana übernahm. Das Kapital der Gesellschaft sollte wie bei ihrem englisches Pendant durch die Umwandlung von Schuldverschreibungen der Krone gebildet werden. Sukzessive wurden dann immer mehr Aktien zu ständig steigenden Marktpreisen ausgegeben, die Emissionen finanzierten die Übernahme der staatlichen Münzanstalten, des Pelzhandels mit Kanada, sowie der Ostindischen und der China-Company. Der gesamte Überseehandel Frankreichs wurde schließlich

Geschäftstätigkeit der *South-Sea Company* blieb von dem Absturz der Aktien der Gesellschaft unberührt; die Gesellschaft organisierte bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs erfolgreich den Sklavenhandel mit Spanisch-Amerika, sie lieferte jährlich die spezifizierte Menge von 4.800 *piezas de Indias* (ein Äquivalent, das einem männlichen Sklaven von einer bestimmten Größe entspricht) und sandte darüber hinaus das mit Waren beladene Schiff in die Karibik. Nach Ende des Siebenjährigen Kriegs beschränkte die Company sich dann aber auf die Verwaltung der Staatsschuld, bis sie 1850 liquidiert wurde.

Bis 1826 blieb die *Bank of England* das einzige auf Aktienbasis konstituierte Kreditinstitut; das Kapital aller anderen Banken war auf die Summe beschränkt, welche eine Partnerschaft von maximal sechs Personen aufbringen konnte. Das änderte sich allerdings mit dem einsetzenden Eisenbahnbau; 1826 wurde die Beschränkung der Zahl der Gesellschafter aufgehoben, und sehr schnell hatte sich eine Reihe weiterer Banken als Aktiengesellschaft konstituiert (allerdings weiterhin mit persönlicher Haftung der Anteilseigner). Die neuen Institute waren kapitalkräftig genug, um die nach damaligen Verhältnissen beispiellosen Investitionen in Schienennetz, Infrastruktur, Lokomotiven und Waggons zu finanzieren, was eine einzelne Person oder eine Partnerschaft nicht vermochte hätte. Die Eisenbahngesellschaften selbst bedurften für ihre Gründung zwar weiterhin eines formellen Parlamentsbeschlusses; der vor allem die Genehmigung der Streckenführung beinhaltete. Im Unterschied zu den Banken, bei denen die Anteilseigner nach wie vor für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft hafteten, waren sie aber "echte" Aktiengesellschaften mit beschränkter Haftung (vgl. Wolmar 2007: 60f. und Mokyr 2009: 222). – Der Eisenbahnbau und die weitere Liberalisierung des Gesellschaftsrechts liegen aber schon deutlich jenseits des Zeitraums dieser Untersuchung, so daß ich hierauf nicht weiter eingehen kann. Ich will es bei der Bemerkung belassen, daß insgesamt weniger das Vorhandensein bestimmter Institutionen an sich die Verhältnisse in England kennzeichnete, als die Flexibilität, mit der gesetzliche Regulierungen an neue Erfordernisse angepaßt wurden.

Der institutionelle Rahmen war in England zwar, wie gerade gezeigt, im Vergleich zu heutigen Verhältnissen nicht sonderlich "modern", die Ökonomie bewegte sich aber im Großen und Ganzen in einem adäquaten Rahmen; solange kein einzelnes gewerbliches Unternehmen derart viel Kapital benötigte, daß dieses nur über die Emission von Aktien aufgebracht werden konnte, hemmte das aus heutiger Sicht äußerst restriktive Gesellschaftsrecht das Wachstum des verarbeitenden Gewerbes nicht. Die wirtschaftliche Entwicklung wurde folglich im 18. Jahrhundert offenbar weder durch institutionelle Inflexibilität noch durch die Gier und Korruption der Reichen und Mächtigen substantiell beeinträchtigt; und auch die hohe englische Staatsverschuldung, aus welcher eine erheblichen Belastung der Einwohner des Königreichs resultierte, stellte (damals wie heu-

---

von Laws Gesellschaft monopolisiert, die sich mittlerweile *Compagnie des Indes* nannte, und letztlich auch noch von der Krone die Eintreibung aller indirekten Steuern übertragen bekam. Die Spekulationswut, die von der Gesellschaft gezielt angefacht wurde, war wesentlich umfassender als in England, und die Auswirkungen entsprechend desaströs. Da die *Compagnie des Indes* kurzfristig vor allem davon profitierte, ihre eigenen Aktien zu einem künstlich überhöhten Marktwert zu verkaufen, trieb sie den Kurs ihrer Anteile in schwindelerregende Höhen, Aktien mit einem Nennwert von 500 livres wurden zu über 10.000 livres gehandelt. Die zu Laws Imperium gehörende Notenbank versorgte die Menschen mit der nötigen Liquidität, um Aktien der Mississippi-Gesellschaft erwerben zu können; als die Blase 1720 schließlich platzte, waren die Menschen nicht nur um ihr Geld gebracht worden, das Geld selbst hatte seinen Wert eingebüßt. Niall Ferguson zufolge sollten sich Ökonomie und Staatsfinanzen in Frankreich bis zu Revolution von 1789 nicht mehr von den Folgen des "Mississippi-Schwindels" erholen (Ferguson 2008: 126-154).

te) kein Wachstumshemmnis dar. Niedrige Steuern sind ganz offensichtlich keine Vorbedingung für ökonomische Prosperität, wie das Beispiel Großbritannien eindrucksvoll belegt.[359]

Daß die hohe Abgabenlast Ende des 18. Jahrhunderts mit Ausnahme der Rebellion in den nordamerikanischen Kolonien keinen weitreichenderen Widerstand auslösten,[360] lag Patrick O'Brien zufolge primär an drei Faktoren: erstens bestand in der englischen Öffentlichkeit ein weitgehender Konsens hinsichtlich der Kriegsziele (ein Großteil der Steuereinnahmen wurden für Militärausgaben und die Lasten der Kriegsanleihen aufgewendet),[361] zweitens trieb der Staat die Steuern nicht mit letzter Konsequenz ein, was das System als weniger "drückend" erscheinen ließ, und drittens schließlich wählten die zuständigen Politiker sorgfältig jene Waren und gesellschaftlichen Schichten aus, die mit zusätzlichen Lasten belegt werden sollten (Ibid.: 7f.). Zudem dürfte der größte Teil der Steuereinnahmen in die einheimische Wirtschaft zurückgeflossen sein. Zwar wanderte während des 18. Jahrhunderts ein nicht unerheblicher Teil des britischen Budgets in die Kriegskassen kontinentaleuropäischer Herrscher,[362] die Aufwendungen für die *Royal Navy* dürften diese Subsidien aber deutlich übertroffen haben.

C.A. Bayly weist in diesem Zusammenhang auf die Rolle der königlichen Marine als Wirtschaftsfaktor hin, die eine der bedeutendsten industriellen Strukturen dieser Epoche darstellte.[363] Obwohl die Rümpfe ihrer Schiffe damals noch aus Holz waren, konsumierte die Royal Navy um 1790 dennoch große Mengen von Eisenerzeugnissen und war Wegbereiter für die Massenfertigung von Präzisionsinstrumenten wie Chronometern, Sextanten und Barometern. Der Aufbau und die Finanzierung dieses frühen Beispiels für einen "militärisch-industriellen Komplex" könnte Bayly zufolge einen entscheidenden Beitrag zur gesellschaftlich-ökonomischen Entwicklung Englands geleistet haben (Ibid.: 98). Ich kann nicht beurteilen, inwieweit, die englische Regierung im 18. Jahrhundert tatsächlich so etwas wie einen nichtintendierten "Militärkeynsianismus" betrieb,[364] der politische und ökonomische Aufstieg Englands war aber tatsächlich in vielfältiger Weise mit den Erfolgen der Royal Navy assoziiert, während des "Zweiten Hundertjährigen Kriegs" mit Frankreich bestand eine enge Verbindung zwischen Krieg und Handel[365] – der Wohlstand des Landes hing zu diesem Zeitpunkt ebenso wie die Freiheitsrechte seiner Bewohner vermeintlich von der Herrschaft der königlichen Marine über die Weltmeere ab. Was die militärische Lage anging, so war dieses Argument an-

---

[359] Dies gilt auch für die Niederlande ca. ein Jahrhundert zuvor, die während ihrer Blütezeit ebenfalls die höchsten Steuersätze Europas hatten (vgl. de Vries und van der Woude 1995: 110f.).

[360] Zu den Entwicklungen in Nordamerika, die schließlich zur Erklärung der Unabhängigkeit mündeten siehe vor allem Elliott 2006: Kap. 9–12.

[361] Die Militärausgaben beliefen sich während des 18. Jahrhundert üblicherweise auf 60 bis 75 Prozent des Gesamthaushalts (Price 1999: 131).

[362] Nach der Personalunion der englischen und hannoverschen Krone war die englische Politik zwangsläufig wesentlich direkter in die kontinentaleuropäischen Angelegenheiten involviert, als noch im 17. Jahrhundert. Die Verteidigung des Königreichs Hannover erforderte erhebliche Mittel (vgl. zur englischen Politik auf dem Kontinent Simms 2007, zu den Subsidienzahlungen insbesondere Kap. 15 und 16).

[363] "Industrie" ist hier als Organisationsform definiert, die Kapital und Arbeit mobilisiert und aufwendet, um Güter und Dienstleitungen in großem Rahmen fortlaufend bereitzustellen.

[364] Vgl. zur Bedeutung von Rüstungsausgaben für das Wirtschaftswachstum auch de Vries (1976: 203ff.). Joel Mokyr zweifelt diese Auffassung allerdings an: Wenn Rüstungsanstrengungen derartige positive Effekte generieren, warum profitierten in dem an Kriegen nicht armen 18. Jahrhundert andere Staaten wie Frankreich und Spanien nicht davon? (1998: 37)

[365] Findlay und O'Rourke (2003: 247-262) geben einen Überblick über die im Zeitalter der "kommerziellen Revolution" (Ralph Davis) geführten "merkantilistischen" Kriege.

gesichts der Übermacht der französischen Landstreitkräfte fraglos zutreffend – ob dies auch für die unterstellten Zusammenhang von Außenhandel und Wohlstand gilt, ist hingegen nicht so einfach zu beantworten.[366]

Für Immanuel Wallerstein spielte, wie eingangs dieser Ausführungen dargelegt, das im "ungleichen Tausch" mit der Peripherie angeeignete und akkumulierte Kapital eine entscheidende Rolle für das wirtschaftliche Wachstum Europas; eine Auffassung, die vor allem von jenen angegriffen wurde, die primär inhärente Ursachen, d.h. einen "okzidentalen Sonderweg", für die anhaltende Expansion der (nordwest-)europäischen Volkswirtschaften verantwortlich machten. Eine der pointiertesten Kritiken an Wallerstein wurde 1982 von Patrick O'Brien formuliert. O'Brien bestreitet zwar einerseits nicht, daß die Ausrichtung der Wirtschaft der Kolonien auf die Bedürfnisse des Zentrums die wirtschaftliche Entwicklung ersterer gehemmt hat, er widerspricht aber andererseits entschieden der These Wallersteins, daß diese Art von politisch-ökonomischer Beziehung eine notwendige oder entscheidende Bedingung für den ökonomischen Aufstieg der Länder des "Zentrums" war. O'Brien zufolge hatte erstens bis zum 19. Jahrhundert der Handel mit der Peripherie keine signifikante Bedeutung für die "merkantilistischen" Volkswirtschaften Europas, zweitens war das Geschäft mit Sklaven und tropischen Erzeugnissen nicht übermäßig profitabel; folgerichtig lieferte drittens der Handel mit den Kolonien keine entscheidenden Impulse für die wirtschaftliche Entwicklung Europas (O'Brien 1982: 3). O'Brien kritisiert Wallerstein insbesondere dafür, sein Konstrukt nicht mit Daten zu belegen. Diese nämlich zeigten umstandslos, daß dessen Behauptungen nicht haltbar seien. Er bezieht sich primär auf zwei Arbeiten von Paul Bairoch aus den 1970er Jahren. Demnach gingen zu diesem Zeitpunkt 76 Prozent aller Warenausfuhren europäischer Staaten in andere europäische Länder, 10 Prozent nach Nordamerika, 8 Prozent nach Lateinamerika und in die Karibik, 5 Prozent nach Asien und 1 Prozent nach Afrika. Diese Exporte machten insgesamt wiederum nur ca. 4 Prozent des Bruttoinlandsprodukts Europas aus, so daß O'Brien zufolge nur ca. 1 Prozent der Wirtschaftsleistung an den Handel mit der "Peripherie" gebunden war. Zwar gesteht O'Brien zu, daß in Handelsnationen wie England und den Niederlanden die Zahlen deutlich höher lagen, aber auch hier dürften ihm zufolge Ende des 18. Jahrhunderts die Importe nicht mehr als 10 Prozent bis 15 Prozent des gesamten Bruttoinlandsprodukts betragen haben, mit einem entsprechenden Anteil des Exports in die Länder der "Peripherie". Damit kann der Überseehandel laut O'Brien auch keinesfalls entscheidend zur Kapitalbildung in Westeuropa beigetragen haben, selbst wenn er außerordentlich profitabel gewesen sein sollte (Ibid.: 4f).[367]

---

[366] Während des 18. Jahrhundert konkurrierten die Briten auf den europäischen und überseeischen Märkten vor allem mit den Franzosen. In den Jahrzehnten nach dem Spanischen Erbfolgekrieg wuchs das französische Handelsvolumen schneller als das britische; bei Produkten wie Zucker und Kaffee gelang es den Kaufleuten aus Lorient, Rouen und Dieppe die Preise ihrer Konkurrenten von der anderen Seite des Ärmelkanals zu unterbieten, während französische Stoffe in Indien und Persien begehrte Handelsgüter waren. Nordamerika wurde noch zum größten Teil von der spanischen und französischen Krone beansprucht, das französische Einflußgebiet reichte vom Golf von Mexico (Nouvelle Orléans) über das Tal des Mississippi, dasjenige des Ohio und die großen Seen bis zur Mündung des St. Lorenz-Stroms (Colley 1992: 78).

[367] Historisch war Britannien zwar tatsächlich Warenhaus der Welt, bevor das Land zur Werkstatt (und zum Bankier) der Welt aufstieg. Richard Price zufolge bestand aber keine direkte Linie zwischen der Ausweitung des Fernhandels und dem Wachstum des gewerblichen Sektors, weil erstens die allermeisten in England angelandeten Waren für den direkten inländischen Verbrauch oder den Reexport, aber nicht zur Veredelung, d.h. Weiterverarbeitung bestimmt waren, und zweitens die Profite der Handelsunternehmen nicht in das Gewerbe investiert wurden, welches eine weitgehend getrennte Sphäre bildete (Price 1999: 60f.).

Daß dem so war, zweifelt O'Brien allerdings an: ihm zufolge war die Profitmarge beim Handel mit tropischen Produkten und Sklaven wegen der hohen Angebotselastizität begrenzt.[368] Wegen der großen Zahl von Konkurrenten und der relativ geringen Investitionen, die erforderlich waren, um die Produktion auszuweiten, wurde z.B. Zucker, wie gesehen, relativ schnell vom kostbaren Luxusartikel zum alltäglichen Genußmittel (Ibid.: 8).[369] Die importierte Menge der "Kolonialwaren" war allerdings nach O'Briens Ansicht nicht derart groß, daß durch den Außenhandel mit der Peripherie in großer Menge einheimische Arbeitskräfte in der Landwirtschaft "freigesetzt" worden wären, die sich dann industrieller (oder proto-industrieller) Produktion hätten zuwenden können; mit Ausnahme des Tee- und Kaffeekonsums, der zu Lasten des Bierverbrauchs ging, konkurrierten tropische Luxusartikel nicht mit im Inland hergestellten Gütern (Ibid.: 9f.) Die ökonomische Entwicklung Europas war schließlich laut O'Brien ein viel zu umfassender Prozeß, als daß sie von importierten Genußmitteln oder Rohstoffen abhängig gewesen wäre, jedes einzelne der eingeführten Produkte hätte demnach problemlos substituiert werden können.[370] Zudem spricht O'Brien zufolge gegen Wallersteins Lesart, daß in der für diesen kritischen Epoche von 1450 bis ca. 1640 die Bedeutung des Handels mit der Peripherie noch deutlich geringer gewesen sein muß als in der Periode um 1800, denn der Aufschwung des Warenaustauschs mit den Kolonien setzte erst um ca. 1650 ein.

Der Wert der im Inland hergestellten Erzeugnisse übertraf aber auch dann noch das Volumen des Außenhandels bei weitem. Gregory King, einer der Pioniere der modernen Sozialstatistik ging davon aus, daß im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhundert der durchschnittliche englische Haushalt die Hälfte des Einkommens für Nahrungsmittel und ein Viertel für Kleidung ausgab. Der jährliche Bedarf an Kleidungsstücken belief sich laut der von Keith Wrightson wiedergegebenen Schätzung auf 3 Millionen Hüte, 10 Millionen Paar Strümpfe, 12 Millionen Paar Schuhe, 8 Millionen Paar Handschuhe und 10 Millionen Hemden und Blusen. Die meisten dieser Kleidungsstücke wurden bereits damals im Einzelhandel gekauft und nicht länger selbst hergestellt. Auf dem englischen Binnenmarkt wurden folglich um 1720 pro Jahr Produkte im Wert von mindestens £42 Millionen abgesetzt, dies ist Wrightson zufolge mehr als das Fünffache des Werts sämtlicher Exporte und Re-Exporte (Wrightson 2000: 241).

Damit scheint eine Annahme widerlegt, die von Adam Smith über Karl Marx und John Maynard Keynes bis zu Immanuel Wallerstein als gesicherter Grundbestand der Wirtschaftsgeschichte galt: daß nämlich der Außenhandel, namentlich mit den Kolonien, via Kapitalakkumulation zentraler Wachstumsimpuls zumindest für die britische Volkswirt-

---

[368] O'Brien bezweifelt zugleich die essentielle Bedeutung von Sklavenarbeit in den Kolonien für die Ausweitung des Zuckerkonsums in Europa, da die Nachfrage hinreichend "elastisch" gewesen sei, d.h. Verbrauch von aus den Kolonien importierten Gütern nicht primär von deren Preis bestimmt wurde, so lange dieser nicht unerschwinglich hoch war (Ibid.: 9)

[369] Die Profite, welche England aus der Sklaverei zog, können nach Ansicht von Richard Price nur im Gesamtkontext der "Zuckerökonomie" bewertet werden. Price zufolge waren in den 1770er Jahren £37 Millionen in die westindischen Plantagen investiert, die aus diesen Investitionen resultierenden Erträge steigerten die englische Binnennachfrage (Price 1999: 63).

[370] Dies gilt laut O'Brien auch für das amerikanische Silber; abgesehen davon daß seine Bedeutung als Zahlungsmittel innerhalb der westeuropäischen Volkswirtschaften überschätzt werde, hätte es auch beim Ausgleich der Handelsbilanzdefizits mit den baltischen Getreidelieferanten andere Lösungen gegeben, wäre das Edelmetall nicht verfügbar gewesen.

schaft war. O'Brien zufolge ist es hingegen ein Mißverständnis zu glauben, es habe eine direkte systematische Beziehung zwischen Kolonialhandel und Industrialisierung bestanden, bei der ersterer das für letztere benötigte Kapital lieferte.[371] Die Relation zwischen beiden Sphären ist demnach primär historischer Natur und kann nicht mittels eines eindimensionalen Modells, sondern nur innerhalb des Gesamtkontextes der ökonomischen Aktivitäten identifiziert werden (Ibid. 7f.).[372]

In einer Replik auf O'Briens Aufsatz hob Immanuel Wallerstein vor allem darauf ab, daß es darauf ankomme, wie man die Daten interpretiert: Wie viel sind 3 Prozent tatsächlich? Abgesehen davon, daß er O'Brien dafür kritisiert, mit einer unscharfen Vergleichsebene zu operieren, und ganz Europa mit dem "Zentrum" gleichzusetzen (Wallerstein 1983: 580), kommt es Wallerstein zufolge es bei der ökonomischen Entwicklung tatsächlich auf jeden noch so kleinen Beitrag an, »*every bit mattered*« (Ibid.: 582). Wallerstein rührt in der Tat an einen wunden Punkt von O'Briens Argumentation: die Behauptung, die ökonomische Entwicklung Englands habe auch ohne Zugriff auf die Peripherie in dieser Form stattfinden können und stattgefunden, ist letztlich nicht zu beweisen – ebensowenig allerdings wie die These von der entscheidenden Bedeutung des im Außenhandel akkumulierten Kapitals für die Industrialisierung Englands.[373] Daß Wallersteins Antwort derart defensiv ausfällt verwundert zunächst, denn der Wert der aus Übersee nach England eingeführten Güter war nach damaligen Maßstäben tatsächlich enorm. Wenngleich das Volumen des Asienhandels mengenmäßig beschränkt war, konnte die Ladung eines einzelnen Schiffes der niederländischen Ostindienkompanie £250.000 einbringen, was damals einem Viertel der jährlichen Einkünfte der englischen Krone entsprach (Rodger 2004: 70). Ähnliches gilt für dem Mittelmeer-Handel; als 1693 die französische Flotte den englisch-niederländischen Smyrna-Konvoy angriff und 92 Handelsschiffe versenkte oder kaperte, war der monetäre Schaden für die Engländer größer als derjenige des großen Feuers, das 1666 in London wütete – und dies, obwohl die Mehrzahl der verlorenen Schiffe sich in niederländischem Besitz befand (Ibid.: 153). Eine weitere, in der Literatur weitgehend vernachlässigte, Quelle des englischen

---

[371] Zwischen Handels- und Finanzkapital auf der einen dem "Industriekapital" auf der anderen Seite bestand Richard Price zufolge eine weitgehend nur indirekte Beziehung. Der Handels- und Finanzplatz London war international ausgerichtet und nicht an Investitionen in der englischen Provinz interessiert; die entstehenden Gewerbe bzw. "Industrien" benötigten die in der Hauptstadt angehäuften Reichtümer aber auch gar nicht, ihr Kapitalbedarf war in der Regel zunächst ebenso gering wie die Relation von "fixem", d.h. in Anlagegütern (Gebäuden, Maschinen etc.) gebundenem Kapital zum Umsatz; bis 1850 lag das Investitionsvolumen bei ca. 10 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (Price 1999: 26, 301). Dieser relative geringe Kapitalbedarf in der Frühzeit der Industrialisierung erklärt zumindest zum Teil, warum es Ländern wie Deutschland und Schweden so relativ mühelos gelang, ihre Volkswirtschaften nachholend zu "modernisieren".

[372] Laut Jan de Vries, der eine ähnliche Auffassung wie O'Brien vertritt, kann eine wie auch immer geartete Kapitalschwäche die divergierende Entwicklung im frühneuzeitlichen Europa nicht erklären, von daher dürfte auch dem im Überseehandel akkumulierten Kapital keine entscheidende Rolle im Prozeß der Industrialisierung zukommen. Darüber hinaus spielen neben den "Terms of Trade" und dem verfügbaren Kapital schließlich auch politische, gesellschaftliche und ökonomische Strukturen, und vor allem die Handlungsorientierungen der herrschenden Eliten eine zentrale Rolle hinsichtlich des Entwicklungspotentials einer Region (de Vries 1976: 210f.).

[373] Letztlich verfehlt Wallerstein mit dieser Argumentation den meines Erachtens innerhalb seiner eigenen Logik entscheidenden Punkt: Ihm zufolge nämlich war das "Weltsystem", d.h. die internationale Arbeitsteilung zwischen Zentrum und Peripherie in den Jahren von 1450 bis 1640 entwickelnde Weltwirtschaft "ausgedehnt aber schwach" (Wallerstein 1974: 100). Die besondere Fähigkeit Europas bestand demnach darin, »in dieser kritischen frühen Periode der modernen Epoche stetes Wirtschaftswachstum aufrechtzuerhalten« (Ibid.: 101), wozu es die Peripherie befähigte. Das mag zutreffen oder auch nicht, entscheidender scheint mir zu sein, daß hier großflächig ein Strukturprinzip etabliert wurde, daß unter Umständen erst später von, auch in quantitativer Hinsicht, entscheidender Bedeutung für Nordwesteuropa wurde.

Reichtums waren die Handelsverträge mit Portugal, welche direkt aus den Erfolgen der Royal Navy resultierten. Die Entdeckung von Goldvorkommen in Brasilien in den 1690er Jahren hatte Portugal reich gemacht. Wie im Fall des peruanischen und mexikanischen Silbers löste der Zufluß des Edelmetalls aber keinen Entwicklungsschub im Mutterland aus; anstelle von Webstühlen und Handwerkern lieferte England auf Grundlage der 1703 geschlossenen Methuen-Verträge Textilien und Fertigwaren nach Lissabon und Porto, zudem schütze die Royal Navy die Handelsroute von Brasilien nach Portugal. Der portugiesische Gesandte in London kommentierte dieses Abkommen folgendermaßen: »Der Schutz unserer überseeischen Kolonien macht es für uns unabdingbar ein gutes Einvernehmen mit jenen Mächten zu haben, die nun die Meere beherrschen« (nach Ibid.: 167). Das brasilianische Gold, welches im 18. Jahrhundert nach England strömte, den Wohlstand der Nation mehrte und das Defizit in der Handelsbilanz mit Ostasien und dem Ostseeraum auszugleichen half, stellte eine mehr oder weniger direkte Dividende der maritimen Aufrüstung und insbesondere des glanzvollen Siegs der Royal Navy über die vereinigte französisch-spanische Flotte in der Seeschlacht vor Vigo am 12. Oktober 1702 dar.[374]

Zwar übertraf Linda Colley zufolge noch zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs der Handel mit dem Kontinent den Überseehandel bei weitem – ungefähr 80 Prozent der englischen Exporte und Reexporte waren für andere europäische Regionen bestimmt –, laut Colley sind diese Zahlen aber trügerisch, denn der innereuropäische Handel entwickelte sich nicht annähernd so dynamisch wie derjenige mit den nordamerikanischen Kolonien, der Karibik, Indien und China. Während der Handel mit den Ländern jenseits der Nordsee und des Ärmelkanals stagnierte (nicht zuletzt, weil dort ebenfalls Schutzzölle erhoben wurden), verhieß der Überseehandel demnach scheinbar grenzenloses Wachstum. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhundert verdoppelte sich der Handel mit der Karibik, während die Importe aus Nordamerika sich vervierfachten, und diejenigen der EIC um das 44-fache anwuchsen – 95 Prozent des Wachstums des britischen Außenhandels resultierten in der fraglichen Periode aus der Ausweitung des Überseehandels (Colley 1992: 69).

Ich will es bei diesen illustrativen Anmerkungen belassen und an kein Inventar der Evidenzen erstellen, welche die erhebliche Bedeutung des Fernhandels für die ökonomische Entwicklung Englands belegen – hierzu bedürfte es einer gesonderten Untersuchung –, sondern nur darauf hinweisen, daß O'Briens Zahlen und Schlußfolgerungen durchaus zu hinterfragen sind. Gleiches gilt aber auch für Wallersteins Zentrum-Peripherie-Modell, das nicht nur bestimmte Bereiche der frühneuzeitlichen Handelsbeziehungen systematisch ausblendet (nämlich jene, die wie der Asienhandel nicht in das "Weltsystem" inkorporiert waren), sondern auch insgesamt viel zu grob gestrickt ist, um die Komplexität des Prozesses der ökonomischen "Entwicklung" auch nur im Ansatz widerzugeben, geschweige denn ihn zu erklären. Die historische oder gesellschaftliche Wirklichkeit ist die Summe der Tatsachen, nicht diejenige der Behauptungen, und Patrick O'Brien kritisiert Wallerstein fraglos zu recht dafür, daß seine Thesen nur mangelhaft empirisch fundiert sind. Aber die fraglichen "Tatsachen" lassen sich nicht einfach quantitativ bestimmen, selbst wenn man in der Lage wäre, aussagefähigere Daten zu gewinnen, als O'Brien sie verwendet. Letztlich bringen beide Autoren jeweils eine

[374] Neben dem Edelmetall war der einzige bedeutende Exportartikel Portugals der Portwein, dieser wurde in Zeiten eines wachsenden englisch-französischen Antagonismus zur »patriotischen Alternative zu französischem Wein« (Ibid.).

Überzeugung zum Ausdruck, die kaum überprüfbar ist – das gilt für Wallerstein Annahmen zur Wirkung des in der Peripherie abgeschöpften Kapitals auf das Zentrum ebenso wie für O'Briens kontrafaktische Spekulationen darüber, was gewesen wäre, wenn die Peripherie nicht existiert hätte. Wie reizvoll derartige Überlegungen auch sein mögen, in diesem Zusammenhang ist die Reflexion über das "Was wäre gewesen wenn?" meines Erachtens müßig; die karibische Plantagenwirtschaft war ebenso wie der Asienhandel der EIC irreduzibler Bestandteil eines komplexen Ganzen, aus dem sie nicht einfach heraussubtrahiert werden können. Letztlich ist das Gesamtbild der ökonomischen Entwicklung Englands mehr als die Summe seiner Teile, und ich bin mir nicht sicher, ob es sonderlich weit führt, Binnen- und Überseehandel, einheimisches Gewerbe und Plantagenwirtschaft als jeweils alleinigen Schlüssel zum Verständnis der wirtschaftlichen Entwicklung begreifen zu wollen.

Ein zentrales Element des Ende des 17. Jahrhundert einsetzenden gesellschaftlichen und ökonomischen Wandels war nicht zuletzt die Herausbildung von neuen Konsummustern, und in diesen gingen Güter unterschiedlichsten Ursprungs untrennbare Verbindungen ein. Ein sehr treffendes Beispiel hierfür ist der englische *five o'clock tea*: Bengalische Baumwolle war der Rohstoff für von Spinnern, Webern und Färbern in Manchester hergestellte Stoffe, welche unter anderem als Tischtücher fungierten,[375] chinesischer Tee wurde in Wedgewood-Porzellan serviert, die Behältnisse für den karibischen Zucker stammten gleichfalls aus Staffordshire, während die vielleicht gleichfalls anwesende "Teemaschine" keine Imitation eines Produkts aus dem Osten war, sondern eine originär britische Erfindung; ebenso wie es sich bei Scones, Marmelade und Schlagrahm um Erzeugnisse der lokalen Landwirtschaft handelte. – Dieses illustrierende Beispiel soll nur einen ersten Eindruck vom Sachverhalt vermitteln und mag für sich genommen noch nicht sonderlich überzeugend sein; ich werde weiter unten noch wesentlich ausführlicher auf im Zeitalter der Aufklärung entstehende neue Kultur des Konsums eingehen.

Bevor ich dies tue, will ich aber zunächst auf das Wachstum des einheimischen Gewerbes eingehen, nicht zuletzt um das bislang noch zu einseitig auf den Fernhandel fokussierte Bild zu komplettieren. Die Mechanisierung des entstehenden Industrien, d.h. die dramatische Steigerung der Produktivität mittels des Einsatzes neu entwickelter Maschinen war (ebenso wie die Beschaffung der neuen Genußmittel mittels überseeischer Handelsnetze) irreduzibler Bestandteil der wirtschaftlichen Entwicklung und darf hier keinesfalls ausgeblendet bleiben.

[375] Vorhänge und Bezüge der Polstermöbel waren ebenfalls aus dem neuen Material, in das sich schließlich auch die anwesenden Damen kleideten.

10

## Kohle, Dampf und Baumwolle

Als mit dem Tod von James Cook am 14. Februar 1779 das Zeitalter der Entdeckungsreisen endete,[376] befand England sich längst in einer Phase der tiefgreifenden Umwälzung der gesellschaftlichen und ökonomischen Strukturen. Allerdings waren die Prämissen und Schlußfolgerungen der "Klassiker" der Wirtschaftswissenschaft (Adam Smith, Thomas Malthus, David Ricardo) wie bereits erwähnt noch weitgehend an den Beschränkungen der "alten biologischen Ordnung" orientiert, die Autoren ahnten mitnichten ein neues, von exponentiellen Anstieg des Produktionsniveaus geprägtes Zeitalter voraus.[377] Obwohl sie zu einer Zeit lebten, in der Britannien sich anschickte, die durch den verfügbaren Grund und Boden gesetzten Beschränkungen zu durchbrechen, erkannten Smith und seine Nachfolger dies nicht; die englische Volkswirtschaft hätte aber wahrscheinlich bereits um 1800 ihren Energieverbrauch nicht mehr auf Basis regenerativer Energien (Wind, Wasser, Brennholz und Holzkohle) decken können, und es wäre Tony Wrigley zufolge schließlich vollkommen unmöglich gewesen, ausreichend Holzkohle herzustellen, um den wachsenden Bedarf von Eisenbahnen, Werften und Fabriken an Eisen und Stahl zu decken. Die britische Kohleförderung entsprach bereits 1700 einer Fläche von 800.000 bis 1,2 Millionen Hektar Wald zur Brennholzgewinnung, 1800 hätte das Äquivalent bei 4,4 Millionen Hektar gelegen, mehr als ein Drittel der Fläche des Landes (Wrigley 2010: 16; 39).[378]

Obwohl zu diesem Zeitpunkt noch keine Kohle für die Eisenverhüttung verwendet wurde, entwickelte der Kohlebergbau sich nichtsdestotrotz seit dem späten 16. Jahrhundert zu einem Wachstumsmotor. Der Grund für diese expansive Dynamik war vor allem, daß der Bedarf der wachsenden Bevölkerung an Brennstoffen ständig anstieg und Holzkohle entsprechend knapp und teuer wurde. Insbesondere das Wachstum Londons hatte zur Konsequenz, daß Brennholz aus immer größerer Entfernung herangeschafft werden mußte, und es schließlich lohnte, das fossile Mineral aus den Bergbaugebieten in Northumberland per Schiff in die Hauptstadt zu transportieren.[379] Die Umstellung von Holz auf Kohle hatte allerdings ihren Preis; nicht nur belastete der schweflige Rauch die Luft der Hauptstadt erheblich,[380] die Architektur der Häuser mußte zudem

---

[376] Cook wurde bei der Rückkehr auf die von ihm kurz zuvor entdeckte Insel Hawaii von Eingeborenen erschlagen. Seine Schiffe, die "Resolution" und die "Discovery", kehrten 1780 nach England zurück. Zu James Cook s Reisen und ihren Folgen für die Region siehe vor allem Thomas 2010.

[377] Zwar bildete die Erklärung wirtschaftlichen Wachstums durchaus den Fokus des Interesses der politischen Ökonomen des späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, die Autoren reflektierten dabei aber auch stets dessen Grenzen. »Nicht vor den 1860er Jahren begannen die Wirtschaftswissenschaftler zu erkennen, daß ein Zeitalter exponentiellen Wachstums angebrochen sein könnte, und noch in den 1870er Jahren gingen Lehrbücher der politischen Ökonomie davon aus, daß der verfügbare Grund und Boden das Wirtschafswachstum final begrenzte« (Price 1999: 24).

[378] London zählte vor der großen Pestepidemie ca. 75.000 bis 100.000 Menschen, bis weit nach 1520, als ca. 55.000 Menschen in der Stadt wohnten hatte die Bevölkerungszahl diesen Stand nicht wieder erreicht. Dann aber explodierte sie nachgerade, stieg bis 1600 auf 200.000, bis 1700 auf 500.000 und erreichte zu Beginn des 19. Jahrhundert eine Million (Allen 2009: 87; Allen bezieht sich wiederum auf Wrigley).

[379] Kohle war in London aufgrund der nicht unerheblichen Transportkosten zwar nicht ausgesprochen billig, aber durchaus erschwinglich. (Ibid.).

[380] Der berühmte Londoner "Nebel" bestand tatsächlich zum großen Teil aus dem Rauch der Kamine, der sich mit "echtem" Nebel zu einem fast undurchdringlichen Schleier verband. John Evelyn veröffentlichte bereits 1661 eine Abhandlung mit dem Titel "*Fumifigium, or The inconvenience of the Air and the Smoak of London*" in der er beklagte, daß London in eine »höllische und bedrückende Wolke von SEE-KOHLE« ein-

verändert werden. Die traditionellen zentralen Feuerstellen in der Mitte der Räume verschwanden in dem Maße, wie sich die Verwendung von Kohle als Brennstoff ausbreitete; neu errichtete Häuser verfügten über Kamine und Herde (Wrigley 2010: 85–97).[381]

Waren bereits in den 1580er Jahren jährlich etwa 50.000 Tonnen Steinkohle aus der Region um Newcastle nach London verschifft worden, stieg diese Menge um 1600 auf zwischen 125.000 und 150.000 Tonnen, 1640 war das Volumen auf annähernd 300.000 Tonnen und gegen Ende des 17. Jahrhunderts auf ca. 500.000 Tonnen angewachsen. Schon zur Zeit der Stuart-Restauration, also um 1660, übertraf die Tonnage der für den Transport von Kohle gebauten Schiffe wahrscheinlich diejenige der gesamten restlichen Handelsmarine (Wrightson 2000: 169f. und Wrigley 2010: 106f.).[382]

| | 1560er | 1700–09 | 1750–59 | 1800–09 | 1850–59 |
|---|---|---|---|---|---|
| Kohleförderung in England, Wales und Schottland | 227 t | 2.640 t | 5.230 t | 15.045t | 74.000t |
| Anteil der Kohle am gesamten Energieverbrauch | 10,6 % | 49,7 % | 61,0 % | 79,0 % | 92,0 % |

Tabelle 9: Kohleförderung zwischen 1560 und 1860 (nach Wrigley 2010: 37)

Die zu Beginn des 18. Jahrhundert in England und Wales jährlich geförderte Menge entsprach laut Richard Price dem fünffachen dessen, was die Kohlegruben im gesamten Rest der Welt produzierten (Price 1999: 25). Die Verfügbarkeit nahezu unbegrenzter Mengen an relativ kostengünstiger Energie hatte schließlich auch zur Folge, daß Produkte, die nur mit hohem Energieaufwand hergestellt werden konnten (wie z.B. Fenster und gebrannte Ziegel) in England wesentlich weiter verbreitet waren als auf dem Kontinent (Wrigley 2010: 40). Wenigstens ein Zeitgenosse erkannte die Bedeutung der Kohlevorkommen für die wirtschaftliche Entwicklung Englands, als er seine Landsleute aufforderte, die Beschriftung der Landkarten zu ändern: "*Newcastle ist Peru.*" (Wrightson 2000: 171). Die englischen Kohlegruben lieferten aber nicht nur ein (relativ) preiswertes Substitut für Brennholz und Holzkohle, und befähigten mithin das Land, den von Kenneth Pomeranz so eindrücklich beschriebenen "ökologischen Flaschenhals" der proto-industriellen Entwicklung zu überwinden, die Bergwerke waren auch der Ort, an dem für die weitere technologische und ökonomische Entwicklung entscheidende Innovationen getätigt wurden, bzw. zum ersten Mal zu Einsatz kamen. Der Kohlebergbau trug folglich nicht nur entscheidend dazu bei zu verhindern, daß in England der Bedarf an Brennstoffen mit demjenigen an Nahrungsmitteln konkurrierte, er war auch Motor der technologischen Entwicklung.

Dies betraf zunächst die Revolutionierung des Transportwesens; die Betreiber der im Binnenland gelegenen Kohlegruben waren mit dem Problem konfrontiert, daß sie ihr

hüllt sei (nach Ackroyd 2000: 431). Inwieweit bereits im 16. Jahrhundert die schlechte Luft Londons zu der hohen Sterblichkeit beitrug ist allerdings unklar. Erst mit dem *Clean Air Act* von 1956 wurde die Zahl der mit Kohle befeuerten Kamine deutlich reduziert (Ibid.: 438).

[381] Auch der Bedarf Amsterdams an Brennstoff war enorm, konnte aber durch billigen Torf gedeckt werden, was einer frühen Erschließung der Kohlevorkommen an Rhein und Ruhr entgegenstand (Ibid.: 104).

[382] Auch James Cook begann seine Karriere auf einem Kohlenfrachter, die berühmte "*Endeavor*", mit der er von 1768 bis 1786 die Küsten Australiens und Neuseelands erkundete, war denn auch ein umgebautes Kohlenschiff aus Whitby.

Produkt in der Regel weit entfernt von den urbanen Zentren förderten, die zu dieser Zeit noch den bei weitem wichtigsten Absatzmarkt darstellten.[383] Da der Straßentransport zur damaligen Zeit bei weitem zu kostspielig war, wurde bereits lange vor Errichtung der ersten Eisenbahnstrecken der Bau von Kanälen vorangetrieben, um die Kosten für den Transport der Kohle zu senken.[384] Die Transportkosten lagen schließlich bei der Verschiffung auf Kanälen um den Faktor 20 niedriger als beim Überlandverkehr, und da im 18. Jahrhundert viele Kohlebergwerke jährlich Zehntausende Tonnen förderten, rentierte sich der mit dem Bau von Kanälen verbundene Aufwand nicht nur für die Produzenten, auch die Endverbraucherpreise konnten gesenkt werden – was die Nachfrage weiter steigerte. So betrug z.B. 1750 der Kohlepreis in Northampton 30d. per Zentner, während er an der Grube in Warwickshire, welche die Stadt belieferte, nur bei 4d. lag. Nachdem aber der Fluß Nene um 1760 schiffbar gemacht worden war, konnten die Einwohner der Stadt Kohle aus Newcastle für 21d. pro Zentner kaufen, und nach der Eröffnung des Grand Junction Kanals einige Jahre später sank der Preis auf 11–12d. per Zentner (Ibid: 103f.).[385]

Die Ausweitung der Produktion hatte zur Folge, daß die Förderschächte der Bergwerke immer tiefer in die Erde getrieben wurden und Pumpen zum Einsatz kamen, um die Stollen von dem Wasser zu befreien, das sich in ihnen sammelte. Bereits seit dem frühen 18. Jahrhundert trieben Dampfmaschinen diese Pumpen an. Die Dampfmaschine signifiziert wahrscheinlich mehr als jedes andere technische Artefakt die einsetzende Industrialisierung, ihre Erfindung ist gleichzeitig eines der (nicht sehr zahlreichen) Beispiele für die technische Umsetzung der Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen. Eine Vielzahl der für die praktische Nutzung der Dampfkraft wichtigen Erkenntnisse waren bereits im 17. Jahrhundert gewonnen worden und als Thomas Newcomen die erste kommerziell nutzbare Dampfmaschine konstruierte, tat er dies direkt auf Grundlage von Einsichten, zu denen Begründer der modernen Naturwissenschaft wie Galileo Galilei, Evangelista Torricelli, Otto von Guericke und Christian Huygens experimentell gelangt waren (Allen 2009: 158).

Bereits im 17. Jahrhundert wurde mit Dampfmaschinen experimentiert, aber erst Newcomen errichtete nach ungefähr 10 Jahren Entwicklungszeit 1712 das erste funktionsfähige Aggregat auf dem Gelände der *Conygree Coalworks* in Dudley (Staffordshire). Newcomens Erfindung operierte allerdings noch auf Grundlage eines gänzlich anderen Prinzips als diejenigen Dampfmaschinen, welche im 19. Jahrhundert Schiffe, Lokomotiven und Maschinen antrieben und zum Schrittmacher der Industrialisierung wurden. Während es sich bei letzteren (wie auch beim modernen Verbrennungsmotor) um Expansionsmaschinen handelte, beruhte Newcomens Aggregat auf dem Kondensationsprinzip: Der Dampf in einem Zylinder wird abgekühlt und kondensiert, wodurch Unterdruck entsteht. Durch die Einspritzung kalten Wassers in den Zylinder (Newcomen's wichtigste Innovation gegenüber seinen Vorläufern) erreichte die Maschine einen Arbeitstakt, der ihren Einsatz praktikabel machten; nichtsdestotrotz konnte Newcomens Erfindung nicht mehr als eine Pumpe antreiben, ihr Arbeitsrhythmus war einerseits zu

---

[383] Das Problem stellte sich aber wie gesehen bei der Versorgung Londons und anderer Küstenstädte durch die ebenfalls am Meer gelegenen Fördergebiete bei Newcastle in dieser Form nicht.

[384] Kanalbau und Geologie haben eine gemeinsame Geschichte, William Smith, einer der Begründer der Wissenschaft, war zunächst als Ingenieur im Kanalbau tätig. In diesem Fall beförderte die wirtschaftliche Entwicklung den Fortschritt in der Wissenschaft (vgl. Winchester 2001).

[385] Die Kostenvorteile des Wassertransports und die Bedeutung niedriger Transportkosten für die wirtschaftliche Entwicklung hob bereits Adam Smith hervor (1776: 22).

unstetig, andererseits wurde die Aufwärtsbewegung des Kolbens durch ein Ungleichgewicht im der Anlage (die Ruhestellung war auf Seite der Pumpe) und nicht durch die Maschine selbst bewirkt (Ibid.: 161).[386]

Erst die von James Watt eingeführten Innovationen ermöglichten, daß die Dampfmaschine auch als Antriebsaggregat eingesetzt werden konnte. Watt entwickelte und patentierte zunächst in den 1760er Jahren den separaten Kondensator, was den Energieverbrauch erheblich senkte aber am Funktionsprinzip nichts änderte. In den folgenden Jahrzehnten konstruierte er die Maschine allerdings komplett um; der Zylinder wirkte nunmehr nicht nur in eine, sondern in beide Richtungen, d.h. wenn im einen Bereich des Zylinders der Dampf kondensierte, strömte in den anderen Dampf ein und umgekehrt. Damit leistete das Aggregat aus eigener Kraft eine stetige Bewegung (es bedurfte keines Gegengewichts mehr) die auf ein Schwungrad übertragen und zu nahezu beliebigen Zwecken eingesetzt werden konnte, Watts Konstruktion hatte zudem eine deutlich höhere Leistung als diejenige Newcomens, da der Druck des einströmenden Dampfs, der gegen das durch die Kondensation entstehende Vakuum wirkte, über dem normalen Atmosphärendruck lag.[387]

Zunächst wurden aber auch die Dampfmaschinen neuen Typs ebenso wie die "atmosphärische Maschine" ausschließlich im Bergbau eingesetzt, allerdings nicht mehr nur in den Kohlerevieren, sondern nunmehr auch um die Erzminen in Cornwall zu entwässern. Die Anschaffung der energiesparenden Maschinen war hier eine lohnende Investition, da die für den ihren Betrieb benötigte Kohle aus Wales herangeschafft werden mußte, was die Brennstoffkosten im Vergleich zum Einsatz in den Kohlegruben selbst deutlich erhöhte. Dann aber war auch dieser Markt gesättigt, und Watt und sein Partner Matthew Boulton investierten in den Bau der *Albion Mill*, einer Getreidemühle auf dem Südufer der Themse. Es handelte es sich bei diesem Demonstrationsobjekt um die fortschrittlichste Industrieanlage seiner Zeit, das Gebäude wurde von dem Architekten Samuel Wyatt quasi um die Dampfmaschine herum geplant (vgl. Skempton 1971). Schließlich installierten George und John Robinson die erste von Boulton und Watt gefertigte Maschine in ihrer Baumwollspinnerei in der Nähe von Nottingham; bis 1800 hatten Watt und sein Partner 308 ihrer Modelle an die verarbeitende Industrie verkauft, und weitere 24 an Hüttenwerke, wo sie Gebläse antrieben, um 1830 übertraf dann die Dampfmaschine das Wasserrad als wichtigste Quelle mechanischer Energie (Allen 2009: 172f.).

Nicht nur die ersten Dampfmaschinen, sondern auch die ersten "Eisenbahnen" standen in Kohlebergwerken. Deren Schienen waren zwar zunächst aus Holz und die Waggons wurden von Pferden gezogen, die Entwicklung, die darauf abzielte, möglichst große Mengen zu möglichst niedrigen Kosten zu transportieren, führte aber schon bald dazu, daß Holz durch Eisen und Pferde durch Lokomotiven ersetzt wurden (Wrigley 2010: 43). Der ab den 1830er Jahren begonnene Bau der ersten Eisenbahnlinien erforderte Unmengen an Eisen und Stahl. Daß dieser Bedarf die Kapazitäten des englischen Gewerbes nicht überstrapazierte, war einer weiteren Schlüsseltechnologie der Industria-

---

[386] Nichtsdestotrotz war die Realisierung dieses Mechanismus Allen zufolge ein Meisterstück, Ingenieure welche diese Maschine im 20. Jahrhundert nachbauen wollten hatten Probleme damit, den Mechanismus in Gang zu setzen (Ibid.).

[387] Eine weitere Intensivierung der Nutzung von Kohle als Quelle mechanischer Energie ermöglichte schließlich die um 1800 von Richard Trevithick zur Einsatzreife gebrachte Hochdruck-Dampfmaschine, bei der es sich im Unterschied zu ihren Vorgängern um eine Expansionsmaschine handelt (ähnlich wie moderne Verbrennungsmotoren), Watts Aggregat war im Unterschied dazu eine Niederdruck-Maschine.

lisierung geschuldet, die wiederum in enger Verbindung mit der expandierenden Kohleförderung stand: Der Eisenverhüttung mit Koks. Der erste englische Hochofen mit einem durch Wasserkraft angetriebenen Gebläse war bereits auf Anregung der Regierung Mitte des 16. Jahrhundert nach einem deutschem Vorbild errichtet worden, die benötigten Gelder stammten von Londoner Investoren und von wohlhabenden Grundbesitzern. 1574 waren in England bereits 51 Hochöfen in Betrieb, in den 1580er Jahren lag die jährliche Produktion von Roheisen bei 15.000 Tonnen, in Sussex, bei Sheffield und an der walisischen Südküste entstanden die ersten großen Werkstätten zur Herstellung von Eisenwaren. Danach schwächte sich das Wachstum ab, um 1650 wurden in England jährlich 24.000 Tonnen Roheisen erzeugt. Das reichte nicht aus, den Bedarf des verarbeitenden Gewerbes zu decken, große Mengen des Metalls mußten deshalb aus Schweden importiert werden (Wrightson 2000: 168f.; vgl. auch Evans/Jackson/Rydén 2002).

Die unzureichende Verfügbarkeit preiswerter Holzkohle limitierte zu diesem Zeitpunkt die Produktion von Roheisen, das Wachstum der englischen Eisenerzeugung im 18. Jahrhundert resultierte vor allem aus dem Einsatz von Koks bei der Verhüttung.[388] Es war allerdings ein langer Weg, bis das neue Verfahren kostengünstiger realisiert werden konnte als derjenige mit Holzkohle.[389] Während in anderen Branchen keine substantiellen Investitionen nötig waren um die Produktion aufzubauen, war die Eisenerzeugung für zeitgenössische Verhältnisse außerordentlich kapital- und kostenintensiv. Der Verdienst, den ersten mit Koks beschickten Hochofen betrieben zu haben, gebührt Abraham Darby und seinen Nachfahren. Darby begann 1708 in Coalbrookdale (Shropshire) seinen Schmelzofen mit Koks anstelle von Holzkohle zu befüllen, dies war aber nicht die einzige von ihm eingeführte Innovation. Zuvor bereits hatte er das in den Niederlanden für Messingwaren gebräuchliche Sandgußverfahren an die Erfordernisse der Eisenverarbeitung angepaßt. Das befähigte Darby, aus dem in seinem Hochofen erzeugten Eisen besonders dünnwandige Kochtöpfe herzustellen, die in ihrer Qualität den Produkten der Konkurrenz weit überlegen waren und hohe Preise erzielten (Ibid.: 222f.).[390] Diese Kombination war ein Glücksfall, denn für sich genommen war die Koksverhüttung offenbar zunächst nicht wirtschaftlich, die Gewinne der Firma Darby resultierten vor allem aus der überlegenen Qualität ihrer Fertigerzeugnisse. Abraham Darby gab nichtsdestotrotz den Anstoß zu einer Entwicklung, die in der Errichtung der riesigen Hüttenwerken des 19. und 20. Jahrhundert gipfelte.

Auch in anderen Bereichen schloß das englische Gewerbe im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert zu den europäischen Nachbarn auf. Gestützt auf das Know-how (und wahrscheinlich auch das Kapital) flämischer Flüchtlinge wurden in Kent und Sussex die ersten Glasschmelzen gebaut, die englischen Glasmacher hatten bereits um 1590 die ausländische Konkurrenz vom Binnenmarkt für Fensterglas verdrängt, ab 1620 respektive 1630 dominierte das heimische Gewerbe auch die Märkte für Flaschen und Trinkgläser. Bis Mitte des 17. Jahrhundert wurden dann auch Stärke, Seife, Nadeln und Papier im

---

[388] Umgekehrt wäre der ständig wachsende Bedarf an Eisen durch den Einsatz von Holzkohle allein schwerlich zu decken gewesen – jedenfalls nicht zu vergleichsweise niedrigen Kosten.

[389] Unbehandelte Kohle ist für die Gewinnung von schmiedbarem Eisen weniger geeignet als Koks, der wesentlich sauberer verbrennt. Ein Vorteil der Verkokung ist zudem, daß störende Bestandteile der Kohle (vor allem Schwefel) reduziert werden können.

[390] Darbys Ein-Gallonen-Topf wog Allen zufolge die Hälfte eines vergleichbaren Produkts der Konkurrenz. Er hatte den Gußvorgang bereits 1707 patentiert, also bereits bevor er begann mit der Koksverhüttung zu experimentieren (Ibid.).

großen Stil hergestellt (Wrightson 2000: 167).[391] Die bei weiten größte Bedeutung für die weitere wirtschaftliche Entwicklung hatte aber das Textilgewerbe.

Wie bereits erwähnt waren Wollstoffe traditionell das einzige gewerbliche Erzeugnis, von dem England nennenswerte Mengen exportierte. Die ausländische Nachfrage nach englischem Tuch stieg im 15. Jahrhundert deutlich an, wurden in den 1350er Jahren lediglich 5.000 Tuchbahnen per annum exportiert, so waren es in den 1440ern 57.000 und um 1500 etwa 80.000 Bahnen, die jedes Jahr in die Niederlande verschifft wurden. Von dort gelangten sie nach dem Färben und der Appretur auf die Märkte Nord- und Mitteleuropas. Der Absatz der schweren Stoffe ("*broadcloth*"), welche die englischen Weber vor allem herstellten, begann nach 1550 allerdings zu stagnieren, was die Regierung dazu bewog, das Gewerbe zu regulieren um die Produzenten zu schützen. Neue Impulse erhielt das Textilgewerbe durch eine Produktinnovation. Die ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundert produzierten sog. "*new draperies*" waren leichter, weniger haltbar, aber auch preiswerter.[392] Da auch als Folge der Immigration protestantischer Handwerker aus den Spanischen Niederlanden mittlerweile die erforderlichen technischen Kenntnisse vorhanden waren,[393] wurden bei diesen Stoffen zudem auch die abschließenden Bearbeitungsschritte, das Färben und die Appretur, in England durchgeführt. Damit exportierte das Land zum ersten Mal ein echtes Fertigerzeugnis.[394]

Die große Beliebtheit der englischen Produkte auf dem Kontinent war nicht zuletzt ihrem niedrigen Preis geschuldet. Da die Produktion der neuen Stoffe nicht durch Gewerbe- oder Zunftordnungen geschützt war, welche die Herstellung der traditionellen Stoffe regulierten, konnten die Kaufleute durch die Verlagerung der Tuchproduktion von den Städten auf das Land – wo die Löhne wesentlich niedriger waren, da die Heimarbeit für unterbeschäftigte *cottagers* und Landarbeiter lediglich einen Nebenverdienst darstellte – ihre Herstellungskosten signifikant senken (Ibid.: 104ff.; 166).[395] Während die anderen Bereiche des Gewerbes noch weitgehend durch "handwerkliche" Strukturen gekennzeichnet waren, d.h. kleine Betriebe mit wenig ausgeprägter Arbeitsteilung Waren für lokale Märkte herstellten, war die Arbeitsteilung in der Textilproduktion, dem einzigen exportorientierten Segment des englischen Gewerbes, schon früh recht fortgeschritten. Kaufleute, die über ausreichend Kapital verfügten, kauften die Wolle und be-

---

[391] Man mag vielleicht geneigt sein, den Beitrag dieser Branchen zur gesamtwirtschaftlichen Entwicklung zu unterschätzen, aber noch in den 1590ern Jahren importierten die Engländer jährlich Nadeln im Wert von £40.000 aus den Niederlanden, eine für damalige Verhältnisse enorme Summe (Ibid.).

[392] Coleman (1969) beschreibt detailliert diese neue Stoffe und ihren ökonomischen Erfolg.

[393] In Norwich lebten 1568 fast 1.500 "Ausländer", in Colchester waren es 1586 annähernd 1.300 (Ibid.: 166).

[394] Allen zufolge ist nicht nur die Zunahme der landwirtschaftlichen Produktivität, sondern auch die wachsende Bedeutung der englischen Tuchindustrie eine direkte Konsequenz der großen Pestepidemie. Die deutlich produktivere Landwirtschaft ermöglichte nicht nur einer großen Zahl von Menschen, sich der Herstellung von Wollstoffen zuzuwenden, auch die Qualität der verwendeten Wolle stieg deutlich an, weil die Schafe in der frühen Neuzeit besser genährt waren als im Hochmittelalter. Während sie zuvor lediglich schwere Stoffe hergestellt hatten, ermöglichte die bessere Qualität ihres Rohstoffs den englischen Webern die leichteren Kammgarne (*worsteds*) ihrer italienischen Konkurrenten zu imitieren und diese im 17. Jahrhundert letztlich vom Markt zu verdrängen.. Die Faserlänge der englischen Wolle reichte aber nicht an die derjenige der spanischen Merino-Wolle heran. Erst die erfolgreiche Kreuzung von einheimischen mit Merino-Schafen durch Joseph Banks führte zu einer weitgehenden Nivellierung der Qualität (Fara 2003: 132ff.).

[395] Im Zuge der einsetzenden Industrialisierung veränderte später die "duale Ökonomie" auf dem Land ihren Charakter. Während zunächst unterbeschäftigte Kleinbauern im Gewerbe eine Nebenbeschäftigung gesucht hatten, kehrten sich die Verhältnisse mit dem Anwachsen der Proto-Industrien um. Immer häufiger bestellten Arbeiter nebenher ein kleines Stück land, um ihren Lohn aufzubessern (Wrightson 2000: 314). Der Prozeß der Proletarisierung der Landbevölkerung war Mitte des 18. Jahrhundert weit fortgeschritten, aber noch längst nicht abgeschlossen (Ibid.: 316).

schäftigten für jeden Teil des Herstellungsprozesses entsprechend spezialisierte Personen, die für ihre Arbeit entlohnt wurden. Während Kleinbauern in Heimarbeit Garn spannen und Tuche webten, erfolgte das Walken in spezialisierten Betrieben, sog. "Walkmühlen" (Ibid.: 38ff.).[396] Ein Kaufmann aus Colchester gab 1637 an, daß 400 Haushalte für ihn Garn spannen, 52 Tuche webten, und 33 mit der Appretur beauftragt waren, laut Wrightson war er kein Einzelfall (Ibid.: 167). Der Aufschwung der Wollverarbeitung und des Tuchhandels trug laut Allen (der sich hier auf Ralph Davis und E.A. Wrigley bezieht) schließlich nicht unerheblich dazu bei, daß die Bevölkerung Londons sich zwischen 1500 und 1700 verzehnfachte (Allen 2009: 18ff., 127) – was wiederum die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Produkten und Brennstoff erhöhte und einen Anstoß zur weiteren Steigerung der agrarischen Produktivität sowie der Erschließung der nordostenglischen Kohlevorkommen gab.

Textilien aus Schafwolle blieben noch bis weit ins 18. Jahrhundert der bei weitem bedeutendste englische Exportartikel, ihr Anteil an den Ausfuhren nahm aber ab Mitte des 17. Jahrhundert langsam ab. Während Wollstoffe im Jahr 1640 noch 92,3 Prozent der von London aus verschifften einheimischen Erzeugnisse ausmachten (ungefähr zu gleichen Teilen *old draperies* und *new draperies*, die Angaben beinhalten keine Reexporte!) war ihr Anteil bis 1700 auf 72,8 Prozent gesunken, der Anteil anderer Fertigerzeugnisse wie Metall- und Lederwaren, aber auch Leinen-, Seiden- und Baumwollstoffe stieg hingegen im gleichen Zeitraum von 2,6 auf 15,1 Prozent. Die restlichen Exporte entfielen auf Nahrungsmittel (hauptsächlich Getreide und Fisch) sowie Rohstoffe (vor allem Blei und Zinn, aber auch Salz und Häute), auch hier war ein signifikanter Anstieg von 5,1 auf 12,3 Prozent zu verzeichnen (Wrightson 2000: 237).

Bis Mitte des 18. Jahrhundert sank dann aber der Anteil von Wollstoffen an der Ausfuhr von im Inland erzeugten Produkten auf 47 Prozent (Wrigley 2010: 26, FN 3). Das englische Textilgewerbe hatte mittlerweile auch anderes zu bieten als Tuche aus Schafwolle – dazu zählten nicht zuletzt Baumwollstoffe. Diejenigen Europäer, die sich aufmachten einen Seeweg nach China zu finden, waren vor allem an Seide interessiert gewesen.[397] Seide war aber nicht der Stoff, auf dem die weitere ökonomische Entwicklung gründete,[398] diese Rolle kam der Baumwolle zu, die sich schnell zur wichtigsten Säule des Geschäfts der EIC entwickelte. Ich hatte bereits erwähnt, daß sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert die Verwendung von Baumwollstoffen in den begüterten Kreisen Westeuropas rasch verbreitete. Der Import der sog. "Kalikos" war aber eher ein Zufallsprodukt, diese Stoffe wurden zunächst primär benötigt, um im Rahmen des asiatischen "Landhandels" die Zahlungsbilanz der *East India Company* auszuglei-

---

[396] Dies war das sog. "Verlagssystem", das insofern eine Vorstufe der kapitalistischen Produktionsorganisation darstellte, als daß alle Produzenten vom Kaufmann entlohnt wurden.

[397] Versuche, die Seidenimporte aus China angesichts der hohen Preise zu substituieren, waren von Genuesern und Venezianern bereits im ausgehenden Mittelalter unternommen worden, deren Maulbeerbaum-Plantagen im östlichen Mittelmeerraum im 16. Jahrhundert bereits erhebliche Mengen Rohseide lieferten und den Aufbau von Seide verarbeitenden Betrieben in Italien, Frankreich und England ermöglichten. Obwohl diese Branche im 17. Jahrhundert zu einiger Bedeutung gelangte, behielten dennoch importierte chinesische Stoffe (nicht zuletzt auch aufgrund der überlegenen Qualität) ihren Status als begehrte Statussymbole (Smith 2002: 45). Zwar konnten die englischen und französischen Seidenweber zu diesem Zeitpunkt bereits Stoffe von relativ hoher Qualität herstellen, diese waren aber schwer zu bedrucken, und die in Europa verfügbaren Technologien des Textildrucks waren laut Smith zu diesem Zeitpunkt ihren asiatischen Widerparts ohnehin eindeutig unterlegen (Ibid.: 54)

[398] Ebensowenig wie die Millionen von Biberfellen, welche aus Kanada und Rußland nach Europa verschifft wurden, um daraus Hüte herzustellen (vgl. hierzu Brook 2008: 42ff.).

chen. Obwohl Baumwollstoffe in Europa seit der Zeit der Kreuzzüge bekannt waren, spielten sie zum Ende des 17. Jahrhundert in Handel und Gewerbe eine nur sehr untergeordnete Rolle. Erste kleine baumwollverarbeitende Gewerbe entstanden zwar bereits Ende des 16. Jahrhundert (unter anderem in Manchester), die im 17. Jahrhundert wachsende Nachfrage des Afrikahandels und der karibischen Plantagenökonomie nach billigen Baumwollstoffen führte aber keineswegs zu einer signifikanten Zunahme der europäischen Produktion, sondern wurde zum allergrößten Teil von indischen Webern gedeckt (Ibid.: 46). Bis zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert führte die Baumwolle mithin eine eher randständige Existenz, aus der Pflanzenfaser wurden primär Stoffe für Vorhänge, Tischtücher und Bettbezüge gewoben. Dann jedoch brach der "Baumwoll-Wahn" (*calico-craze*)[399] aus und erfaßte zunächst die Salons in Paris und wenig später den größten Teil des restlichen Europa. Wie Daniel Defoe im Januar 1708 in der *Weekly Review* mißbilligend schrieb, wurden

»bemalte Baumwollstoffe, die zuvor nur für Teppiche, Bettbezüge etc. Verwendung fanden, und um Kinder und einfache Leute zu kleiden, nunmehr die Kleidung unserer Damen; und die Macht der Mode ist dergestalt, daß wir einige unserer Personen von Stand in indische Teppiche gewandet sahen, die ein paar Jahre zuvor ihre Kammerzofen für zu gewöhnlich gehalten hätten. […] Aber das war noch nicht alles, es kroch in unsere Häuser, unsere Schränke und Schlafzimmer: Vorhänge, Kissen, Stühle, und schließlich die Betten selbst waren nichts als Kalikos und indisches Zeug. Kurz, so gut wie alles, das aus Wolle oder Seide gefertigt war ..., wurde vom indischen Handel beliefert« (nach Ibid.: 50 und Parthasarati 1998: 79).

Daß dieser "Wahn" – der sich nicht nur darin manifestierte, bemalte oder bedruckte Baumwollstoffe für alle möglichen Zwecke zu verwenden, sondern vor allem auch in ständig wechselnden Moden – überhaupt ausbrechen konnte, lag sowohl an den Dispositionen der (wohlhabenden) Konsumentinnen und Konsumenten als auch an der Fähigkeit der East India Company, die Produktion in Indien und den Transport der Waren nach Europa so zu organisieren, daß die Nachfrage nicht nur befriedigt, sondern der Zyklus der Moden durch die Belieferung des Marktes mit ständig neuen Mustern noch zusätzlich angeheizt wurde.[400] Ohne die von der EIC aufgebaute Infrastruktur und den Zugriff der Gesellschaft auf die außerordentlich leistungsfähigen indischen Produzenten wäre der rapide Anstieg der Importe von Baumwollstoffen unterschiedlichster Gestaltung nach Europa ebenso wenig möglich gewesen wie ohne die Ausbreitung des Anspruchs, "modisch" gekleidet zu sein.

Bereits 1664 machten nach England eingeführte indischen Tuche 73 Prozent des Werts des gesamten Handelsvolumens der EIC aus; in den folgenden 20 Jahren stiegen die Importe der sogenannten "Kalikos" noch weiter an, von ca. 250.000 auf 1,5 Mio. Stück in 1684. Diese Zahl sollte dann allerdings in den folgenden 80 Jahren nicht mehr erreicht werden, was K.N. Chaudhuri zufolge einerseits auf die Übersättigung der Märkte, und andererseits auf den Erlaß von Importverboten zurückzuführen war (Chaudhuri 1978: 282). Die französische Regierung hatte bereits 1686 die Einfuhr bedruckter Baumwollstoffe und auch das Bedrucken weißer Stoffe in Frankreich selbst untersagt. In England war die "Kaliko-Frage" zwischen den 1690er und den 1720er Jah-

[399] Der Name "Kaliko" bzw. "*calicoe*" geht auf Calicut zurück, jene Stadt in Indien aus der die Portugiesen (vermeintlich) erstmals Baumwollstoffe nach Europa exportierten.

[400] Auch wenn ein Teil dieser Nachfrage aus der Substitution "traditioneller" Textilien, insbesondere Leinen und Nessel, resultiert haben mag, geht K.N. Chaudhuri davon aus, daß allein aufgrund der Geschwindigkeit des Wandels in der Nachfrage hier ein neuer, zusätzlicher Bedarf entstanden sein muß (1978: 282f.).

ren einer der zentralen politischen Streitpunkte. Das Parlament untersagte schließlich 1700 den Import bedruckter Textilien nach England und 1720/21 den Verkauf und das Tragen der meisten Baumwollstoffe, ob importiert oder nicht.[401] Eine Ausnahme stellten lediglich unbedruckte Stoffe und Mischgewebe aus Baumwolle und Leinen dar, sowie Tuche, die für den Reexport nach Afrika, Amerika oder der Karibik bestimmt waren (vgl. Smith 2002: 58).[402]

Derartige protektionistische Regulierungen hatten in England Tradition.[403] Wie gerade erwähnt wurde noch um 1600 wurden im großen Stil englische Tuche zur Endverarbeitung (d.h. zum Walken und Färben) in die Niederlande verschifft. Eine Gruppe von Kaufleuten aus London war bestrebt, auch diesen Teil der Wertschöpfungskette unter englische Kontrolle zu bringen und damit das Wachstum des einheimischen Gewerbes zu stärken. 1614–16 wurde mit parlamentarischer Unterstützung das *Alderman Cockayne*-Projekt[404] ins Leben gerufen und neben dem Export von Wolle auch die Ausfuhr von halbfertigen Tuchen verboten. Das Projekt scheiterte zunächst, weil zu diesem Zeitpunkt das englische Gewerbe zu schwach und auch zu wenig konkurrenzfähig war. Dies änderte sich allerdings ab den 1630er Jahren mit dem großen Erfolg der *new draperies* auf den europäischen Märkten. In den 1690er Jahren schließlich wurde per Parlamentsbeschluß den Iren untersagt, Schafe und Tuche zu exportieren, wodurch das quasikoloniale Irland zum Lieferanten billiger Wolle für die englischen Spinner und Weber wurde.[405] Diese Vorschriften hatten zur Folge, daß England im 17. Jahrhundert zu so etwas wie einer "Senke" für Wolle wurde, und die englische Tuchindustrie aufgrund der geringen Kosten des Rohstoffs die europäischen Konkurrenten unterbieten konnte (vgl. de Vries 1976: 101ff. und de Vries / van der Woude 1995: 375).

Die Kaliko-Gesetze standen in dieser Tradition der legislativen Protektion des einheimischen Textilgewerbes, sie zielten darauf ab, die englische Woll- und Leinenindustrie zu schützen, führten aber zu einem nichtintendierten Nebeneffekt: statt fertigen

---

[401] Derartige Maßnahmen wurden vor allem damit begründet, daß sie Arbeitsplätze schufen und somit halfen den sozialen Frieden zu sichern (Price 1999: 99). Allerdings blühte in Folge der Gesetzgebeung der Schmuggel von Baumwollstoffen (vgl. Trentmann 2016: 65).

[402] Um die Kalikogesetze zu umgehen, wurde in England zunächst ein Mischgewebe aus Leinen- und Baumwollgarn hergestellt, der sog. Fustian. Letztlich konnte aber die Erzeugung von Leinengarn weder kostennoch mengenmäßig mit der Baumwolle konkurrieren. Die Kapazität der englischen Leinenindustrie wurde vor allem nur durch den aufwendigen Herstellungsprozeß begrenzt, der sich schlechter zur Mechanisierung eignete; zudem konnte das Angebot an Leinenfasern nicht derart gesteigert werden, wie dies bei der Baumwolle der Fall war (Smith 2002: 61).

[403] Auch zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurde bereits auf ähnliche Weise "Wirtschaftspolitik" betrieben, die Besteuerung der englischen Wollexporte durch Edward III. hatte allerdings primär den Zweck, dessen leeren Kriegskassen zu füllen (Rubin 2005: 78). Als Nebeneffekt verteuerten sich allerdings die Rohstoffkosten für ausländische Tucherzeuger, was den englischen Spinnern und Webern einen Wettbewerbsvorteil verschaffte. Statt Rohwolle wurden in den kommenden Jahren und Jahrhunderten zunehmend Stoffe aus England exportiert. Es dürfte sich dabei aber ebensowenig um eine intendierte Wirkung gehandelt haben wie bei der durch die Regulierung des Handwerks und die hohe Abgabenlast in den Städten ausgelöste Verlagerung der Tuchherstellung von den Städten auf das Land (Dyer 2002: 245; 261).

[404] *Cockaigne* oder *Cockayne* ist der Name eines mythischen Landes des Überflusses (ähnlich dem deutschen Schlaraffenland).

[405] Wenngleich fraglich ist, ob und inwiefern sich das feudale Regime in England und Irland vor dem 16. Jahrhundert unterschied, stellt die protestatntischen "Reformation" eine entscheidende Zäsur dar, da die Iren an ihrem katholischen Glauben festhalten, während in England das anglikanische Bekenntnis zur Staatsreligion wird. Die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung in England und Irland divergiert in der Folge deutlich, und die Herrschaft der anglo-irischen "Eliten" über die Insel wird zu so etwas wie einer "kolonialen Urerfahrung" (ich hatte das auf Andalusien bezogene diesbezügliche Diktum Fernandez-Armestos bereits weiter oben zitiert). Eine ausführliche Diskussion der Rolle Irlands als "koloniales Laboratorium" liefert Jane Ohlmeyer (2018).

Stoffen wurde nun Rohbaumwolle eingeführt und im Inland zu Garn und schließlich zu (vor allem für den Export bestimmten) Tuchen verarbeitet. Die Anfänge der Baumwollverarbeitung in England waren allerdings wenig spektakulär; den englischen Spinnern gelang zunächst nicht, Garne herzustellen, welche den indischen gleichwertig gewesen wären; darunter litt zwangsläufig auch die Qualität der Stoffe, die zunächst lediglich für Säcke, Verpackungen, Bandagen und billige Kleidung für Sklaven Verwendung fanden (Smith 2002: 54). Dennoch war es ausgerechnet das englische Baumwollgewerbe, welches als erste Branche den Weg der Industrialisierung beschritt, d.h. der Mechanisierung der Produktion und deren Konzentration in Fabriken. Dies dürfte nicht zuletzt daran gelegen haben, daß die englischen Produzenten nicht nur ein Qualitäts- sondern auch ein Kostenproblem hatten: vor allem in Afrika, der Karibik und Lateinamerika konkurrierten ihre Erzeugnisse mit denjenigen indischer Produzenten, deren niedrige Herstellungskosten sie unterbieten mußten, um sich auf diesen Märkten erfolgreich etablieren zu können. Die Mechanisierung der Baumwollverarbeitung in England wurde mithin nicht zuletzt durch das Bemühen ausgelöst, gegenüber der indischen Tuchherstellung konkurrenzfähig zu sein (Chaudhuri 1978: 273).[406]

Ein Mitglied des *Manchester Athenaeum* schrieb rückblickend 1844: »Vor nicht mehr als siebzig oder achtzig Jahren gelang es einigen bescheidenen Handwerkern, die über kaum mehr verfügten als technisches Geschick und Beharrlichkeit, einige wenige, aber bedeutende Erfindungen zu machen, welche die gesamte britische Gesellschaft revolutionierten und, in nicht geringem Ausmaß, das Fortschreiten der Zivilisation in jedem Winkel des Erdballs beeinflußten« (nach Perkin 1969: 123). Diese großen Fortschritte betrafen neben der (erst relativ spät einsetzenden Nutzung) der Dampfkraft primär die Mechanisierung des Spinnens und Webens der Pflanzenfaser.

Der Prozeß der Mechanisierung und Rationalisierung in der Baumwollverarbeitung begann beim Spinnen des Garns. Mit der Erfindung von James Hargraves' *spinning jenny* (1767)[407] und Richard Arkwrights *water-frame* (1769) konnte die Produktivität enorm gesteigert werden. Bereits Arkwrights Konstruktion war im Unterschied zur *jenny* von Beginn an für den Antrieb durch eine externe Quelle mechanischer Energie konzipiert. Er begann 1772 in Cromford (Derbyshire) eine entsprechende Fabrikanlage zu

---

[406] Man kann trefflich über den Sinn und die Wirkung protektionistischer Maßnahmen wie der Kaliko-Gesetze streiten. So bezweifelt zum Beispiel Joel Mokyr grundsätzlich, daß irgendein Zusammenhang zwischen den Kaliko-Gesetzen und der einsetzenden "Importsubstitution", d.h. der Aufbau der englischen Baumwollindustrie besteht. Letzteres ist ihm zufolge ein von der Regulation der Märkte vollkommen unabhängiges Phänomen, welches durch den staatlichen Eingriff eher behindert als befördert wurde (Mokyr 1998: 34). Ich halte dieses Verdikt in seiner generalisierten Form allerdings für unhaltbar. Die ökonomische Entwicklung Englands wurde in der gesamten frühen Neuzeit durch politische Eingriffe begünstigt, und wenn eine ähnliche Politik in Frankreich nicht die gleichen Ergebnisse zeitigte wie in England, so ist dies mitnichten ein Beleg für die prinzipielle Untauglichkeit protektionistischer Politik, sondern für die Unfähigkeit und Inflexibilität des bourbonischen *ancien regime*. Ralph Davis zufolge sind die Effekte der protektionistischen Politik denn auch kaum pauschal zu bewerten, er weist auf den erstaunlichen Sachverhalt hin, daß die hohen Abgaben auf bestimmte Konsumgüter die wachsende Nachfrage nicht zu bremsen vermochten. Obwohl zwischen 1660 und 1760 der auf Zucker zu entrichtende Zolltarif von 1*s*. 4*d*. auf 4*s*. 10*d*. pro *hundredweight* stieg, nahm der Zukkerkonsum kontinuierlich zu, und das aus Westindien importierte Luxusgut wurde zu einem Artikel des alltäglichen Bedarfs (Davis 1966: 315). Trotz der von Autoren wie Adam Smith am Protektionismus geübten Kritik könnte die diesbezüglichen Regelungen in einer bestimmten Phase durchaus von zentraler Bedeutung für die Konsolidierung und Expansion der englischen Volkswirtschaft gewesen sein (vgl. Vries 2002: 74f.).

[407] Die *jenny* war eine kleine manuell betriebene Maschine, von der Joel Mokyr zufolge 1811 über 150.000 in Betrieb waren. Die mit den *jennies* gesponnenen Garne waren den indischen schließlich gleichwertig (Mokyr 2009: 128). Einen sehr detaillierten Überblick über die technologische Entwicklung den Anstieg der Produktivität bei der Garnherstellung gibt Allen (2009: Kap. 8).

errichten, die mit Wasserkraft betrieben wurde, mußte aber einiges an Lehrgeld zahlen, bis er den *water-frame* an die Anforderungen maschineller Produktion angepaßt hatte und die Abläufe in seiner Fabrik soweit aufeinander abgestimmt waren, daß die Arbeit störungsfrei vonstatten ging. Diese Erfahrungen flossen in die Konzeption einer zweiten Fabrik ein, der "*Cromford Mill Number 2*", die zur Blaupause für Baumwollspinnereien nicht nur in England, sondern auch auf dem Kontinent und in Nordamerika wurde (Allen 2009: 202). Die von Samuel Crompton 1779 entwickelte *mule* verband schließlich die Konzepte von *spinning jenny* und *water-frame* und revolutionierte das Spinnen von Baumwollgarn, weil die Maschine ermöglichte, auch hohe Qualitäten (insbesondere Garne für Hemden) maschinell herzustellen. Die technologische Entwicklung kulminierte schließlich in der von Richard Roberts Ende der 1820er Jahre entwickelten *self-acting mule,* einer Maschine welche den Einsatz menschlicher Arbeitskraft im Prozeß des Baumwollspinnens und damit auch die Herstellungskosten noch weiter reduzierte (Ibid.: 207f.).[408] Bis 1836 sanken die Produktionskosten für Baumwollgarn, die um 1760 noch bei 35 d/lb gelegen hatten, auf 18,22 d/lb (Ibid.: 185f).[409]

| Handarbeit, 1760 | 24-Spindel Jenny, 1775 | Arkwright's Fabrik, 1784 |
|---|---|---|
| 35 d/lb | 31,28 d/lb | 27,94 d/lb |

Tabelle 10: Kosten für die Herstellung von Baumwollgarn (nach Allen 2009: 185).

Im Vergleich zum Spinnen des Garns war der Prozeß des Webens weniger arbeitsintensiv, weshalb hier die technologische Entwicklung zunächst auf die Einführung eines Handwebstuhls mit "fliegendem Schiffchen" beschränkt blieb, der 1733 das Arbeitstempo der Weber verdoppelte. Schließlich baute Edmund Cartwright 1784 einen automatischen Webstuhl, den sog. "Power Loom", ein Gerät, welches zunächst von zwei Männern mittels einer Handkurbel, dann aber in einer weiterentwickelten Ausführung mittels Dampfkraft betrieben wurde. Die durch derartige Erfindungen erzielten Produktivitätssteigerungen waren enorm; Porter zufolge sanken die Herstellungskosten im gesamten Produktionsprozeß von 16s. pro Einheit im Jahr 1779 auf 2s. 6d. in 1812 (vgl. Tabelle 11).

| | 1779 | 1784 | 1799 | 1812 |
|---|---|---|---|---|
| Rohbaumwolle | 2s. | 2s. | 3s. 4d. | 1s. 6d. |
| Kapital und Arbeit | 14 s. | 8s. 11d. | 4s. 2d. | 1s. |
| Summe | 16s. | 10s. 11d. | 7s. 6d. | 2s. 6d. |

Tabelle 11: Produktionskosten in der englischen Baumwollindustrie (nach Allen 2009: 185)

Um 100 Pfund Baumwolle zu verarbeiten, benötigte ein indischer Handspinner 50.000 Arbeitsstunden, Cromptons *mule* um 1780 hingegen nur 2.000 Stunden, eine *mule* mit 100 Spindeln 1790 1.000 Stunden und eine dampfbetriebene *mule* 1795 lediglich noch 300 Stunden; 1825 schließlich hatte Richard Roberts automatische *mule* diese Zeit auf bloße 135 Stunden reduziert (Porter 1991: 313). Selbst wenn die Qualität der indischen

[408] Allen zufolge wurde der Bau komplexer Maschinen in England begünstigt durch die Verfügbarkeit einer großen Zahl von Feinmechanikern die aus dem Uhrmacherhandwerk stammten, was wiederum daraus resultierte, daß die hohen Löhne in Britannien eine große Nachfrage nach Uhren generiert hatte (Ibid.: 205).

[409] Allen (2009, Kapitel 8) gibt einen detaillierten Überblick über die Entwicklung der englischen Baumwollindustrie im 18. Jahrhundert.

Garne zunächst höher war, und die Subsistenzkosten in Bengalen niedriger lagen als in Lancashire – auf Dauer konnte das indische Textilgewerbe dieser Konkurrenz nicht widerstehen.

Die Baumwollindustrie war in der Frühzeit der Industrialisierung zwar nicht der bedeutendste, wohl aber der am schnellsten expandierende Zweig des exportorientierten englischen Gewerbes. Während die Ausfuhren an Eisenwaren sich zwischen 1765–74 und 1795–1804 nahezu verdoppelten, und in der gleichen Zeitspanne die Exporte von Wollstoffen von £4.356.000 auf £6.323.000 anstiegen, wuchs derjenige der Ausfuhren von Baumwollstoffen von £236.000 auf £5.371.000, letzteres entsprach ungefähr zwei Dritteln der Gesamtproduktion (Porter 1991: 313). Die Ausweitung der Baumwollverarbeitung erhöhte wiederum die Nachfrage nach Rohbaumwolle immens; Tim Blanning zufolge wuchs die nach England importierte Menge der Pflanzenfaser von 1.135 Tonnen im Jahr 1740 auf 10.000 Tonnen 1787 an, zu dieser Zeit wurde der größte Teil davon bereits maschinell verarbeitet (Blanning 2007: 135). Dieser immense Anstieg der Nachfrage hatte zur Konsequenz, daß auch in den Vereinigten Staaten mit dem Baumwollanbau begonnen wurde. Die Gesamtmenge an in Louisiana, Mississippi, und Alabama geernteter Baumwolle stieg von 3.000 Ballen im Jahr 1790 auf 178.000 Ballen in 1810, 732.000 in 1830 und schließlich 4.500.000 im Jahr 1860 (Wolf 1997: 280). [410]

So beeindruckend die Geschichte der frühen Industrialisierung auch ist, die Geschwindigkeit, mit der die Mechanisierung der Baumwollverarbeitung vorangetrieben wurde, sollte ebensowenig überschätzt werden wie deren Rolle als Motor der industriellen Entwicklung. Noch um 1800 waren die Textilfabriken in der Regel klein, sie arbeiteten mit hölzernen Maschinen und Wasserkraft, und das Investitionsvolumen war gering im Vergleich zu den geschätzten £20 Mio., die bis 1815 für den Kanalbau aufgewendet wurden – in die Baumwollindustrie floß bis 1800 lediglich ein Zehntel dieser Summe, die Relation von Anlage- zu Umlaufvermögen bewegte sich Roy Porter zufolge in der Region von 1 zu 4, d.h. der Wert der Lagerbestände an Rohbaumwolle, Garn und Fertigwaren überstieg denjenigen der Gebäude und Maschinen um das Vierfache (Porter 1991: 314; 322).[411]

Die umfassende Industrialisierung Britanniens sollte denn auch nicht vor dem Eisenbahnzeitalter einsetzten; während des gesamten 18. Jahrhundert wurde der größte Anteil der Fertigwaren in kleineren Werkstätten hergestellt. Bei den großen Proto-Fabriken, die bereits vor 1750 existierten, handelte es sich um Ausnahmen, nicht die Regel; und diese Komplexe produzierten in der Regel keine Konsumgüter, sondern Ausrüstung für die ständig wachsende Royal Navy: Schiffe, Kanonen, Segel, Taue, Schiffszwieback und Pökelfleisch. Die berühmten Eisenwerke von Ambrose Crowley verfügten Ende des 17. Jahrhundert Richard Price zufolge zwar über ein Betriebskapital von ca. £10.000, allein ein großes Linienschiff der Royal Navy kostete aber damals

[410] Mit dem Aufbau der Plantagenwirtschaft in den genannten Südstaaten ging eine großflächige Verschiebung der schwarzen Bevölkerung einher, nach Eric Wolfs Angaben wurde zwischen 1790 und 1860 ca. 835.000 Sklaven innerhalb des amerikanischen Südens verschoben, zwei Drittel von ihnen nach 1830 (Ibid.). Die USA waren das einzige Land, in dem die Sklavenbevölkerung sich erfolgreich fortpflanzen konnte, die Gründe hierfür sind Wolf zufolge nicht klar; wahrscheinlich war es für die Sklavenhalter in Nordamerika lohnender, ihr Betriebskapital besser zu ernähren. Einen guten Überblick über die Entwicklung der Plantagenökonomie in Nordamerika gibt Peter Kolchin (1993).

[411] Im Vergleich zur metallverarbeitenden Industrie waren laut Porter zudem die Impulse und Rückwirkungen, welche vom Spinnen und Weben der Pflanzenfaser auf die gesamtwirtschaftliche Entwicklung ausstrahlten eher gering.

dreimal so viel. Bis zum Siebenjährigen Kriegs in den 1750er Jahren hatte sich dieser Betrag noch einmal verdoppelt, und 900 Männer wurden gebraucht um das Schiff zu bauen. Das war weit mehr als die Belegschaft selbst des größten zeitgenössischen Gewerbebetriebs (Price 1999: 130). Innovationen wie die Eisenverhüttung mit Koks setzten sich trotz steigender Preise für Holzkohle nur langsam durch, und die mechanische Energie für die am höchsten technisierten Werkstätten stammte nach wie vor weitgehend aus Wasserrädern, erst deutlich nach 1800 übertraf die von Dampfmaschinen erzeugte die aus der Nutzung von Wasser- und Windkraft gewonnene Energiemenge (Allen 2009: 173).[412] Der Produktivitätszuwachs war in der Summe während des 18. Jahrhundert aus heutiger Perspektive also durchaus bescheiden. Dies gilt auch für das Wirtschaftswachstum, dessen Rate lag zwischen 1749 und 1780 um 1 Prozent per annum, und stieg in der Zeitspanne von 1780 bis 1800 auf 1,8 Prozent an (Porter 1991: 313).[413]

Man kann nun fraglos trefflich darüber streiten, ob 1,8 Prozent Wachstum pro Jahr "revolutionär" sind oder nicht,[414] in jedem Fall waren sie signifikant – und letztlich ist die Diskussion müßig, denn das überkommene Konzept der Industriellen Revolution als radikaler Zäsur beruhte ohnehin zu weiten Teilen auf einer Fehleinschätzung. Lange Zeit dominierte die Überzeugung, daß vor Einsetzen der Industrialisierung (d.h. dem großflächigen Einsatz mittels fossiler Brennstoffe erzeugter mechanischer Energie) keine Region der Welt in der Lage war, dauerhaftes ökonomisches Wachstum zu generieren bzw. Phasen wirtschaftlicher Prosperität in "nachhaltiges" Wachstum zu transformieren, den wirtschaftswissenschaftlichen Diskurs. Während dieser Auffassung nach vor ca. 1820 die Produktivität in Landwirtschaft und Gewerbe niedrig war und blieb, der Anstieg der Wirtschaftsleistung vor allem auf das Anwachsen der Bevölkerung zurückzuführen war, und das Bevölkerungswachstum selbst wiederum die Gefahr einer malthusianischen Subsistenzkrise heraufbeschwor, änderten sich die Verhältnisse vermeintlich schlagartig mit der Verbreitung der Dampfmaschine in Industrie und Transportwesen – steigende Produktivität und sinkende Transaktionskosten markierten den Weg zur Wohlstands- bzw. Konsumgesellschaft.

Dieses Bild wurde zunächst brüchig, und der "revolutionäre" Charakter der Industriellen Revolution selbst in Frage gestellt, nachdem genauere Untersuchungen zur Entwicklung von Produktivität und Realeinkommen gezeigt hatten, daß die ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert einsetzende Diskontinuität keineswegs derart radikal war (vgl. z.B. Mokyr 1998 und Findlay/O'Rourke 2007) und verbesserte Anbaumethoden, regionale Spezialisierung, Veränderungen in der Arbeitsorganisation und nicht zuletzt die von de Vries postulierte "Revolution des Fleißes" bereits in der frühen Neuzeit jenes anhaltende Wachstum begründet hatten, welches dann in der Industriellen Revolution mündete.[415] Die Auffassung, die Produktivität der Landwirtschaft habe bis weit ins 18. Jahr-

---

[412] Noch Mitte des Jahrhunderts wurde die Hälfte der Eisenerzeugung in der Landwirtschaft verbraucht, ab 1780 verdoppelte sich dann aber die Produktion von Schmiedeeisen jedes Jahr (Porter 1991: 193f., 311).

[413] Porter hält aber am Begriff "Industrielle Revolution" fest, denn in der Summe hatte der Wandel tatsächlich revolutionäre Konsequenzen.

[414] Zur Diskussion über den "revolutionären" Charakter der Industriellen Revolution vgl. Mokyr (1998), Wrigley (2010, Kapitel 7), Blanning (2007: 125-141) und auch Osterhammel (2009: 909-924).

[415] Hans-Joachim Voth (2001) zufolge war die Produktivitätssteigerung in der Epoche der Industriellen Revolution noch geringer, als selbst "revisionistische" Ansätze annehmen, da ihm zufolge ein Teil der Zunahme der Gesamtproduktion auf längere Arbeitszeiten und nicht auf verbesserte Produktionsmethoden zurückzuführen ist. Allerdings scheint mir seine Datenbasis recht dünn und damit nur wenig belastbar zu sein; ein Mangel, der auch durch eine elaborierte Datenauswertung letztlich nicht wett gemacht werden kann.

hundert ebenso stagniert wie die Reallöhne im Handwerk, ist mithin nicht länger haltbar; vielmehr erscheint die Industrielle Revolution mittlerweile als Kulminationspunkt einer sich über Jahrhunderte erstreckenden graduellen Verbesserung der Anbaumethoden, der Technologien und Arbeitsorganisation (vgl. Pamuk 2007: 289f.). Neuere Untersuchungen zur Einkommensentwicklung belegen tatsächlich recht unzweideutig, daß die englische Volkswirtschaft bereits lange vor der Ausbreitung von Fabriken und Eisenbahnen durch einen kontinuierlichen Anstieg des Wohlstands gekennzeichnet war. Im Verlauf des 18. Jahrhundert wuchs das Bruttoinlandsprodukt Englands stärker als die Bevölkerung, d.h. pro Kopf wurden mehr Waren und Dienstleistungen erzeugt.

Die durchaus nicht unerheblichen Anstrengungen zur Erhöhung der Arbeitsproduktivität können diese Entwicklung aber Richard Price zufolge nur zum Teil erklären, ein Großteil des im Verlauf des 18. Jahrhundert zu verzeichnenden erhöhten Arbeitsleistung pro Kopf resultierte demnach schlicht daraus, daß die Menschen mehr und intensiver arbeiteten, sei es aus eigenem Antrieb oder weil sie dazu angehalten wurden. Die englischen Arbeitgeber waren Price zufolge nur begrenzt Willens und in der Lage, die Produktivität der in der gewerblichen Produktion tätigen Menschen zu steigern, sie folgten in der Regel dem traditionellen Muster zur Steigerung des Output, nämlich mehr Menschen zu beschäftigen und diese ggf. länger und härter arbeiten zu lassen.[416] Die ökonomische Entwicklung Nordwesteuropas war ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert nicht zuletzt auch durch Einbindung bis dahin unterbeschäftigter ländlicher Personengruppen in die Produktion von Artikeln wie Schnürsenkeln, Strümpfen oder Knöpfen für den Markt gekennzeichnet, d.h. die Arbeit wurde nicht nur intensiviert, sondern auch in der Summe mehr gearbeitet. Um 1831 erreichte das Wachstum der inländischen Produktion zum ersten Mal einen Wert von über 3 Prozent (was als Schlüsselindikator für das Einsetzen der Industrialisierung angesehen wird), zu diesem Zeitpunkt arbeiteten aber erst lediglich 10 Prozent der männlichen Arbeitskräfte in mit Maschinen ausgestatteten Fabriken (Price 1999: 26ff.).[417] Price' Auffassung nach waren mithin das 18. und das frühe 19. Jahrhundert durch die Ausbreitung einer "Manufakturökonomie" geprägt, einem System der Massenproduktion auf anderer Basis als die spätere industrielle Erzeugung von Waren.

---

[416] Ähnlich wie Jan de Vries sieht auch Richard Price (1999: 19ff.) den Schlüssel zu den großen Umbrüchen im 18. Jahrhundert primär in der Intensivierung der vorhandenen Produktionsweisen, nicht in deren "Revolutionierung".

[417] Dies dürfte sich tatsächlich erst im 19. Jahrhundert entscheidend geändert haben. Einen Indikator für den relativ langsamen Wandel im 18. Jahrhundert stellt für Price auch die Aufteilung der Beschäftigten auf die einzelnen Sektoren dar. Demnach betrug die Relation von Landwirtschaft zu Gewerbe 1688 ungefähr 60 zu 40, sie hatte sich nicht vor 1800 umgekehrt, die Abwanderung vom Land in die Fabriken ging mithin nur recht langsam vonstatten Zudem wurden weiterhin Gewerbe auf dem Land etabliert, die domestischen Proto-Industrien existierten dort in einigen Bereichen (wie z.B. das Strohflechten und das Herstellen von Schnürsenkeln und Nägeln) bis weit in das 19. Jahrhundert (Ibid.: 24). C.H. Wilson schrieb über das England des 17. Jahrhundert: »Fast überall, und besonders in den entlegeneren Teilen des Landes lebten die Überreste einer antiquierten und unspezialisierten Volkswirtschaft fort. Viele Menschen führten ein mehr oder weniger selbstgenügsames Leben, bauten einen erheblichen Teil ihrer Nahrung … selbst an, stellten ihre eigenen Kleidungsstücke und Schuhe her, schlugen ihr Brennholz selbst, kochten ihre eigene Seife, und so fort. « (nach Wrigley 2010: 27). Auch für das 18. Jahrhundert hängt die Positionierung der Epoche folglich davon ab, welche Perspektive man einnimmt. Zwar stellen heute die meisten Autorinnen und Autoren die Zeit vor den Napoleonischen Krieges (oder alternativ vor der Thronbesteigung durch Königin Victoria 1832) als eine Art "Aufbruch in die Moderne" dar, der Zeitraum kann aber ebenso als noch weitgehend von "traditionellen" Einstellungen bestimmte Phase der Herrschaft eines *ancien régime* beschrieben werden. Alles hängt davon ab, welches Gewicht die Historikerinnen und Historiker den Kontinuitäten und Brüchen jeweils beimessen (vgl. Price 1999: 8f.).

Das Verständnis der ab dem späten 17. Jahrhundert einsetzenden Transformation der englischen Volkswirtschaft sollte mithin weniger auf die Gründung großer Fabriken fokussiert sein, in denen unter Einsatz von Dampfkraft kapitalintensiv produziert wird. Zwar fragte sich Robert Boyle bereits 1671 angesichts der in so unterschiedlichen Bereichen wie Sägewerken, der Herstellung von Werkzeugen und dem Weben von Seidenstrümpfen einsetzenden Mechanisierung, in welchem Handwerk in Zukunft keine Maschinen zum Einsatz kommen würden (nach Allen 2009: 6), die Bedeutung dieser "Maschinerie" blieb allerdings noch sehr lange begrenzt, es waren zunächst vor allem verbesserte Werkzeuge, welche halfen die Produktivität zu steigern.

Die Tatsache, daß ein Großteil des Wandels sich im Rahmen von bereits zu Beginn des 18. Jahrhundert etablierten Produktionsweisen und Strukturen abspielte, sollte aber nicht zu dem Fehlschluß verleiten, die Veränderungen seien nicht grundlegender Natur gewesen. Denn ersten konnte die Ausweitung der Produktion mittels weitgehend traditioneller Methoden durchaus signifikante Resultate vorweisen. So wuchs die jährliche Kohleförderung in den West Midlands von 2 ½ Mio. t in 1660 auf 4,3 Mio. t 1750 und 6,4 Mio. t 1770, bis sie schließlich 1800 fast 14 Mio. t erreichte – ohne nennenswerte technologische Innovation; der Einsatz von Dampfmaschinen, welche unter Meeresniveau gelegene Stollen trocken pumpten, blieb die Ausnahme; die meisten Bergwerke erreichten nur eine geringe Tiefe (Porter 1991: 196). Und zweitens scheint die Periode zwischen der *Glorious Revolution* und dem Bau der ersten Eisenbahnlinien auch einer Phase der Akkumulation von Humankapital gewesen zu sein, dessen Bedeutung für die ökonomische Entwicklung Robert C. Allen zufolge Bedeutung keinesfalls vernachlässigt werden darf – Bildungsniveau und Ausbildungsstand der englischen Fabrikanten und Arbeiter waren im europäischen Vergleich sehr hoch (Allen 2009: 12). Drittens schließlich fertigten die englischen Protoindustrien nicht einfach traditionelle Waren auf traditionelle Weise, die Produkte waren zum Teil ebenso innovativ (ich komme wenig später darauf zurück) wie die veränderten Arbeitsabläufe. In einigen Branchen (wie z.B. der Salzgewinnung, dem Bierbrauen, Seifenkochen und der Glasherstellung) wurden die bis dahin auf eine Vielzahl kleinster Produktionseinheiten verteilten Prozesse auf deutlich größere Betriebe konzentriert und vor allem durch die arbeitsteilige Organisation des Herstellungsprozesses die Produktivität deutlich gesteigert (Price 1999: 19f., 26).

Auch das Metallgewerbe optimierte bereits systematisch die Betriebsabläufe. So bewunderte z.B. ein gewisser Dan Tucker im Jahr 1758 die Erhöhung der produktiven Effizienz in einer Manufaktur für Metallknöpfe:

»Wenn ein Mann mit Hilfe einer Maschine einen metallenen Knopf stanzt, steht neben ihm ein Kind, das den Knopf unter dem Stempel plaziert und ihn nach dem Stanzvorgang wieder entfernt, um ihn durch einen neuen zu ersetzen. Auf diese Weise kann der Mann an der Maschine mindestens die doppelte Menge stanzen, als ihm möglich gewesen wäre, wenn er jedesmal hätte innehalten müssen um, den Knopf zu wechseln. Und sein Verdienst mag 14d. bis 18.d betragen, und derjenige des Kindes 2d. pro Tag, um die gleiche Menge an Arbeit zu leisten, die das Doppelte gekostet hätte, wäre nur der Mann allein beschäftigt gewesen; dieser einzelne Umstand sparte allein 80 oder sogar 100 Prozent, während er gleichzeitig, nahezu von dem Zeitpunkt an, da sie sprechen können, die Kinder zur Arbeit erzieht« (nach Porter 1991: 197).

Derartige Ansätze zur Analyse und Optimierung der Arbeitsabläufe trugen im 18. Jahrhundert offenbar mindestens so viel zur Steigerung der Arbeitsproduktivität bei wie der Einsatz von "Maschinen" und Wind-, Wasser- und Dampfkraft. Menschliche Arbeitskraft und deren Organisation stand mithin noch lange im Fokus der wirtschaftlichen

Entwicklung, Richard Price schätzt daß bis ca. 1860 die nicht noch nicht mechanisierten Bereiche des produzierenden Gewerbes 50 Prozent zum Anstieg der Gesamtproduktivität beitrugen (Price 1999: 26f.). Die ökonomische Transformation bedurfte mithin zunächst keiner substantiellen Umwälzungen im Bereich der Technologie, eher scheint das wirtschaftliche Wachstum den Boden für den späteren technologischen Wandel bereitet zu haben.

Bevor ich auf diesen Punkt zurückkomme, will ich aber zunächst erneut auf die Frage eingehen, *warum* die englische Volkswirtschaft spätestens im 18. Jahrhundert in diese Phase anhaltenden und sich offenbar selbst verstärkenden Wachstums eintrat. Robert C. Allen zufolge wurde die Entwicklung und Implementierung der Schlüsseltechnologien der frühen Industrialisierung in Britannien vor allem durch zwei Faktoren begünstigt bzw. vorangetrieben: Erstens waren die Löhne auf der Insel im Vergleich zum europäischen Festland hoch, und zweitens stand massenhaft billige Energie in Form von Kohle zur Verfügung. Da ich das zweite Argument bereits erschöpfend abgehandelt habe, will ich lediglich das erste weiter explizieren: Im Unterschied zu den Volkswirtschaften auf dem Kontinent (mit Ausnahme der Niederlande) handelte es sich bei der englischen laut Allen um eine "*High-Wage-Economy*". Der Begriff meint zweierlei: Erstens bezieht Allen sich auf die Relation von Lohnkosten zu vor allem Kapital- und Energiekosten, und zweitens verweist der Begriff auf den Lebensstandard, der in England deutlich über demjenigen z.B. in Frankreich lag (Allen 2009: 25f.).[418] Es wäre allerdings ein Trugschluß, das eine in direkte Beziehung zum anderen setzen zu wollen,[419] wie der Vergleich zwischen Indien und England unmittelbar verdeutlicht.

Der bereits angesprochene Zusammenhang zwischen den hohen englischen Arbeitskosten und der Mechanisierung des Gewerbes wurde bereits 1701 (!) in einer Veröffentlichung mit dem Titel "*Considerations on the East India Trade*" von einem anonymen Zeitgenossen behauptet: »Der Ostindien-Handel beschafft Dinge mit weniger und billigerer Arbeitkraft als nötig wäre um das Gleiche in England herzustellen; er ist deshalb höchstwahrscheinlich die Ursache für die Erfindung von Herstellungsverfahren, und Fabriken, und Maschinen um Arbeit zu sparen« (nach Parthasarati 1998: 108). Man sollte sich allerdings hüten, aus den niedrigen Herstellungskosten in Indien voreilige Schlüsse auf den Lebensstandard der dortigen Handwerker ziehen zu wollen. Deren Löhne waren im Gegenteil für damalige Verhältnisse recht hoch, umgerechnet auf das Äquivalent an Getreide, das sie von ihrem Entgelt kaufen konnten, war Prasannan

---

[418] Allen knüpft mit seiner These an die Arbeiten von John Habakkuk zur technologischen Entwicklung in den USA an. Demnach war vor allem das hohe Lohniveau dafür verantwortlich, daß die in den 19. Jahrhundert auf der anderen Seite des Atlantik gemachten Erfindungen zu einem nicht unerheblichen Teil auf die Einsparung von Arbeitskraft abzielten. Das hohe Lohnniveau wiederum resultierte nach Habakkuks Ansicht aus den niedrigen Preisen für Grund und Boden und natürliche Ressourcen (beides war im Überfluß vorhanden). Die (katholischen) Franzosen waren keineswegs weniger innovativ als die (protestantischen) Engländer, nur herrschten in Frankreich eben gänzlich andere Rahmenbedingungen. Allen hält deshalb Argumente Weberscher Provenienz für zirkulär und überflüssig (Allen 2009: 9f.).

[419] Zunächst einmal stand den Menschen wegen der sinkenden Nahrungsmittelpreise lediglich ein größerer Teil ihres Einkommens für den Kauf von "Genußmitteln" (wie z.B. Tee und Zucker) oder gewerblichen Erzeugnissen, (wie z.B. Baumwollstoffen) zur Verfügung, direkte Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt hatte das nicht. Ich kann leider zu dessen Entwicklung keine belastbaren Angaben machen. Zwar könnte die höhere Nachfrage an Fertigerzeugnissen einerseits zu einer gestiegenen Nachfrage an qualifizierteren Arbeitskräften geführt zu haben, andererseits aber wurde nicht zuletzt auch aufgrund der Steigerung der Arbeitsproduktivität auf dem Land dort eine große Zahl Menschen "freigesetzt". Allen zufolge absorbierten allerdings die expandierenden Städte, insbesondere London mit seiner hohen Mortalitätsrate, diesen Überschuß zum Teil wieder (Allen 2009: 75).

Parthasaratis Berechnungen zufolge der Lebensstandard sowohl der Weber als auch der Baumwollspinner auf dem Subkontinent mit dem ihrer englischen Zeitgenossen vergleichbar (Ibid.: 83–88). Daß die Arbeitskosten in Indien dennoch signifikant unter denen in England lagen, hatte demzufolge seine Ursache in der deutlich höheren Produktivität der indischen Landwirtschaft. Da ein indischer Bauer aufgrund der klimatischen Gegebenheiten nicht nur eine, sondern zwei Ernten pro Jahr einbringen konnte, waren Nahrungsmittel wesentlich preiswerter als in Europa; ein indischer Handwerker benötigte mithin weit weniger Geld, um die gleiche Menge an Nahrung kaufen zu können wie sein englischer Widerpart (Ibid.: 102). Auch diese Einsicht ist allerdings nicht neu sondern geht auf Adam Smith zurück, der bereits in *The Wealth of Nations* den Zusammenhang von Lebenshaltungskosten und relativen Preisen erläuterte (Smith 1776: 223f.).

Wenn sie ihre Stoffe auf dem entstehenden Weltmarkt absetzen wollten, mußten die englischen Baumwollfabrikanten also die Arbeitsproduktivität erhöhen um die Lohnkosten *pro Stück* zu senken;[420] ansonsten hätten ihre Produkte mit den preiswerten indischen Tuchen nicht konkurrieren können. Allerdings weist Robert Allen lediglich auf eine notwendige Bedingung hin, die *High-Wage-Economy* ist keine wirkende Ursache. Vergleichsweise hohe Lohnkosten in England und die reichliche Verfügbarkeit von Energie führten für sich genommen keineswegs mehr oder weniger zwangsläufig auf lange Sicht zur Industrialisierung des Landes. Nichts zwang die englischen Baumwollfabrikanten, in Konkurrenz mit dem indischen Textilgewerbe zu treten, sie hätten sich ebensogut angesichts der preiswerten und qualitativ hochwertigen Importe auf andere Tätigkeitsfelder verlegen können.

Die Diskussion über die Ursachen der "Industriellen Revolution" leidet dergestalt insgesamt unter gewissen Unschärfen. Erstens ist zuweilen nicht völlig klar, was denn das der Erklärung bedürftige sein soll – die Entwicklung und Ausbreitung arbeitssparender Technologien oder das Einsetzen eines sich selbst verstärkenden Wirtschaftswachstums – und zweitens wird nicht ausreichend zwischen Rahmenbedingungen und wirkenden Ursachen unterschieden. Dies gilt weitgehend auch für die Einschätzung der Bedeutung des institutionellen Rahmens der Ökonomie. Der Schutz des Eigentums von Händlern und Produzenten vor den willkürlichen Übergriffen parasitärer Klassen – die gewillt sind, ihre Privilegien und ihre Machtposition einzusetzen, um sich auf Kosten der produktiv tätigen zu bereichern – ist zwar eine irreduzible Rahmenbedingung für wirtschaftliches Wachstum, aber ebenfalls nicht dessen Ursache.

Komplizierter wird die Sachlage allerdings, wenn man die wahrscheinlich wichtigste Institution der kapitalistischen Ökonomie betrachtet, nämlich den Markt. Ich will im folgenden kurz die in der modernen Marktwirtschaft wirkenden Mechanismen skizzieren: Das vielleicht wichtigste konstitutive Einzelmerkmal des Marktes ist die wechsel-

[420] Inwieweit auch die Reallöhne sanken und in den entstehenden Industrien im späten 18. jahrhundert jene von Marx und Engels angeprangerte "Verelendung" der Arbeiter einsetzte, ist nicht mit letzter Sicherheit zu klären. Emma Griffin (2018) zufolge betraf der Rückgang der Reallöhne vor allem Menschen in ländlichen Gebieten, die ihren Lebensunterhalt mit "Heimarbeit" bestritten, nicht aber die in den entstehenden Industrien arbeitenden Menschen, deren Lebensstandard zwischen 1750 und 1850 möglicherweise anstieg. Allerdings ist die diesbezügliche Datenbasis sehr dürftig. Verkompliziert wird die Analyse der Lebensstandards noch dadurch, daß in der fraglichen Epoche (in der die arbeitenden Menschen noch den weitaus größten Teil ihres Einkommens für Lebensmittel aufwenden mußten) auch die Preise für Brennstoff große Bedeutung hatten (vgl. Zylberberg 2015). Holz und Kohle wurden primär für die Essenszubereitung verwendet; wenn ein Zeitzeuge aus den 1820er Jahren es bemerkenswert fand, daß einfache Leute auch abends noch ein Feuer brennen hatten, um ihre Behausungen warm zu halten, ist das durchaus vielsagend (ibid.: 108).

seitige Konkurrenzbeziehung, in der Anbieter und Nachfrager zueinander stehen. Auf einem "freien", d.h. nicht regulierten Markt bestimmt das Verhältnis von Angebot und Nachfrage den Preis: Im Falle eines Überangebots im Verhältnis zur Nachfrage reduzieren die Anbieter ihre Preise, um ihren Marktanteil zu steigern. Anbieter die zu teuer produzieren, können hierbei nicht mithalten und werden vom Markt gedrängt. Bei einem zu geringen Angebot werden hingegen die Preise erhöht und diejenigen der Nachfrager, die nicht mehr mitbieten können, müssen sich zurückziehen.

Die Verhaltensimperative, die das Marktgeschehen konstituieren, sind denkbar einfach: Die Konsumenten (Nachfrager) wollen ihr Konsumniveau (ihren "Nutzen") maximieren, möglichst viel (in Qualität oder Menge) für ihr Geld erhalten, also möglichst preiswert kaufen. Den nach Profitmaximierung strebenden Anbietern (Produzenten) stehen – sofern sie kein Kartell zur Preisregulierung bilden – nur drei Optionen offen, um auf dieses Verhalten zu reagieren: Sie können erstens eine kostenorientierte Strategie verfolgen und die Produktivität steigern. Da Löhne (zumindest was inländische Produktionsstandorte betrifft) und Materialkosten nur in begrenztem Rahmen gesenkt werden können, heißt Konkurrenzfähigkeit in dieser Hinsicht primär: Rationalisierung durch die Substitution kostenintensiver Arbeitskräfte durch vergleichsweise kostengünstige Maschinen. Die Unternehmen können zweitens mittels einer innovativen Strategie versuchen, neue oder besser an die Bedürfnisse der Kunden angepaßte Produkte herzustellen (oder ihren Produkten zumindest diesen Anschein verleihen), um somit dem Konkurrenzdruck zumindest zeitweise zu entgehen. Sie können drittens neue Märkte erschließen, auf denen ihre Produkte entweder billiger oder besser sind als die der vorhandenen Anbieter.

Die ersten beiden Strategien verweisen direkt auf die Dynamik des "modernen" ökonomischen Prozesses. Jede Produktivitätssteigerung führt in der Summe zu einer Erhöhung der Produktion bei unverändertem Arbeitseinsatz. Ergo muß das Volumen der Produktion und damit auch das Konsumniveau mindestens ebenso schnell steigen wie die Produktivität, um Vollbeschäftigung (bei unveränderten Arbeitszeiten und Stundenlöhnen) zu garantieren. Da das bei den bereits auf dem Markt vorhandenen Produkten nicht möglich ist (der Markt für jedes Produkt ist irgendwann gesättigt, gleichgültig, wie niedrig der Preis sein mag), müssen immer wieder neuartige oder verbesserte Produkte oder Dienstleistungen auf den Markt geworfen werden. Unsere Wirtschaft "funktioniert" dergestalt nach dem Prinzip endlos wachsender Produktion und Konsumption (vgl. Söder-Mahlmann 2005: 137–41).[421]

Diese knappen Darstellung sollte deutlich gemacht haben, daß die moderne Marktwirtschaft zwar bestimmter technologischer, infrastruktureller und institutioneller Rahmenbedingungen bedarf, ihre expansive Dynamik aber nur unter Bezugnahme auf die Handlungsimperative erklärt werden kann, denen die Produzenten und insbesondere die Konsumenten folgen. Die rein formale Beschreibung des Marktmechanismus sagt für sich genommen allerdings nur relativ wenig aus, denn Angebot und Nachfrage sind keine festen Größen. Erst das konkrete Verhalten der Anbieter und Nachfrager setzt jenen dynamischen Prozeß in Gang, der für die sich dramatisch beschleunigende Intensivierung und Ausweitung der Produktion aller denkbaren Güter verantwortlich ist. Oder anders formuliert: Die Erklärung der wirtschaftlichen Entwicklung Europas muß neben dem institutionellen Rahmen auch die Intentionen der Akteure reflektieren, der ökono-

[421] Sie befindet sich aufgrund der anhaltenden Freisetzung von Arbeitskraft zugleich in einer permanenten Beschäftigungskrise.

mische ist vor allem auch ein gesellschaftlicher Prozeß.[422] Die Logik des Marktes zwingt zwar den Produzenten ein bestimmtes Verhalten auf, aber nicht den Konsumenten, zumindest solange nicht, wie es um den Erwerb von "Luxusgütern" geht.

Warum verlief die Proto-Industrialisierung ab ca. 1815 nicht einfach im Sande (wie so viele Innovationsschübe in der Geschichte der Menschheit) sondern mündete in einem beschleunigten und sich selbst verstärkenden Wachstum? Joel Mokyr erklärt dies mit der Summe der Innovationen und wissenschaftlichen Kenntnisse, die seiner Ansicht nach offenbar so etwas wie eine "kritische Masse" erreicht hatten (Mokyr 2005). Für Robert C. Allen hingegen wird der Prozeß durch eine positive Rückkopplung angetrieben: Löhne steigen infolge des Zuwachses an Produktivität, was wiederum den Anreiz für weitergehende Rationalisierung schafft (Allen 2009: 272). Diese Ansätze sind sicherlich nicht unzutreffend, die Autoren beschreiben aber lediglich die Bedingung der Möglichkeit eines sich selbst verstärkenden Wachstums, und nicht die diesem zugrunde liegenden Antriebskräfte. Um diese zumindest im Ansatz zu enthüllen, ist es notwendig, die soziale Dynamik der modernen Konsumgesellschaft vor dem Hintergrund des historischen Wandels zu analysieren. Im 18. Jahrhundert befand England sich tatsächlich in einem Transformationsprozeß, der nahezu sämtliche Bereiche des geistigen, kulturellen, gesellschaftlichen und ökonomischen Lebens erfaßte, und erst vor diesem Hintergrund ist es möglich, den Wandel im Bereich der Konsumption angemessen zu beurteilen. Solange die Menschen lediglich innerhalb traditioneller Muster konsumieren und den Produzenten das zahlen, was sie für angemessen halten (d.h. davon absehen, Preise zu vergleichen), fehlt dem gerade skizzierten Prozeß die Antriebskraft.[423]

[422] Angebot und Nachfrage bedingen sich zwar in gewisser Weise wechselseitig, diese Beziehung kann aber nur innerhalb der Bezugnahme auf einen erweiterten gesellschaftlichen Kontext betrachtet werden. Ich habe bereits an anderer Stelle den komplexen Zusammenhang von Institutionen und Intentionen ausführlicher beschrieben (Söder-Mahlmann 2005: Kap. 6) und will dies hier nicht wiederholen.

[423] Diese Ausführungen sollten auch verdeutlicht haben, warum so unterschiedliche Autoren wie Karl Polanyi und Immanuel Wallerstein beim Versuch, die Genese der modernen Volkswirtschaften zu rekonstruieren, ihren Fokus auf die Veränderung der Austauschverhältnisse und die Emergenz derartiger Marktbeziehungen richteten. Eine ausführliche marxistische Kritik insbesondere an Wallersteins Ansatz liefert z.B. Robert Brenner (1977).

11

## Eine Revolution des Fleißes

Tatsächlich bestimmte die Orientierung an traditionellen Vorstellungen vom "guten Leben" offenbar lange Zeit das Konsumverhalten der Menschen. Diese Einstellung begann sich grundlegend zu ändern, als die Reallöhne in England ab Mitte des 17. Jahrhundert erneut anstiegen, nachdem sie zuvor mehr als ein Jahrhundert lang gesunken waren. Während jenseits des Ärmelkanals Menschen verhungerten, wuchs der Lebensstandard in England kontinuierlich an (Wrightson 2000: 230f.). Die Menschen genossen aber nicht einfach nur den neuen Wohlstand, offensichtlich war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert ein sich selbst verstärkender Prozeß in Gang gesetzt worden: Männer und Frauen waren bereit, mehr und härter zu arbeiten, um das verfügbare Einkommen noch weiter zu erhöhen. Wie bereits mehrfach erwähnt, bezeichnet Jan de Vries den tiefgreifenden Präferenzwandel, der insbesondere die "einfachen" Schichten der Bevölkerung erfaßte, als *industrious revolution*. Diese "Revolution des Fleißes" war demzufolge dadurch gekennzeichnet, daß

(a) erstens die Menschen gewillt waren, mehr und härter zu arbeiten, um mehr konsumieren zu können;
(b) zweitens das Familieneinkommen wuchs, und zwar durch stärkere Einbeziehung von Frauen und Kindern in die produktive Arbeit;
(c) drittens man auf dem Markt gegen Geld erworbene Produkte solchen vorzog, die selbst hergestellt wurden;
(d) viertens zur Finanzierung des Kaufs dieser Produkte von den Familien im Gegenzug in "Heimarbeit" Waren für den Markt produziert werden mußten (de Vries 1994: 255ff.). [424]

Die sich ab dem 17. Jahrhundert in den Niederlanden und England ausbreitende Bereitschaft, mehr zu arbeiten um mehr zu konsumieren war laut de Vries zentrale Voraussetzung für die nachfolgende ökonomische Expansion, welche in England schließlich in die Industriellen Revolution mündete.[425] Jenseits dieser im engeren Sinn ökonomischen Bedeutung ist die von de Vries beschriebene Entwicklung Teil eines weit größeren Ganzen, des Beginns einer neuen Epoche, in welcher das Denken der Menschen weniger von religiösen Werten geprägt sein sollte als von den Prinzipien der "Vernunft", und

[424] Die Bedeutung der Familie als Produktionseinheit nahm de Vries zufolge in dem Maße ab, wie sich im industriellen Zeitalter das "patriarchale" Modell des männlichen Alleinverdieners durchsetzte. Die Arbeiterbewegung setzte sich zum Ziel, einen Lohn zu erkämpfen, der es einem Arbeiter ermöglichte, Frau und Kinder angemessen zu versorgen, ohne daß diese "hinzuverdienen" mußten – eine durchaus zwiespältige Errungenschaft, da die Frau damit ans Haus gebunden wurde, und arbeitende Frauen als Zeichen der mangelnden Respektabilität einer Familie galten (vgl. de Vries 1994: 262f. und Levine 1985:188–192).

[425] Ein Auslöser dieser "Revolution des Fleißes" war de Vries zufolge die um 1620 einsetzende ökonomische und demographische "Krise des Barock", in welcher das wirtschaftliche Wachstum zum Stillstand kam und Teile Europas, insbesondere die gewerblichen Zentren in Oberitalien, substantielle Bevölkerungsverluste erlitten. Die Ansichten hinsichtlich der Ursachen dieser Krise differieren allerdings deutlich, vgl. vor allem de Vries (1976, Kapitel 1) und Hobsbawm (1954). De Vries zufolge war der Präferenzwandel auch eine Reaktion auf fallende Reallöhne, diese Erklärung kann aber nur für den Zeitraum bis ca. 1650 in Betracht kommen, danach stieg die Kaufkraft aufgrund sinkendender Nahrungsmittelpreise wieder an (de Vries / van der Woude 1995: 210f.). Wann genau die beschriebene Entwicklung signifikante Ausmaße annimmt, bleibt letztlich unklar, Eric Hobsbawm zufolge begannen die Engländer erst ab ca. 1750, »sich für ihre zusätzliche Arbeitsleistung eher durch Konsumgüter als durch Freizeit zu entschädigen« (Hobsbawm 1968: 44). Diese zeitliche Verortung ist allerdings durchaus fragwürdig.

in der ihr Handeln schließlich weit mehr auf diesseitige Erfüllung denn auf jenseitige Erlösung gerichtet war. Im "Zeitalter der Aufklärung"[426] entstanden nicht nur die moderne parlamentarische Demokratie, die freie Presse, die neuzeitliche Naturwissenschaft und die moderne Technik, in der fraglichen Epoche bildeten sich auch die Strukturen und Grundmuster der modernen Industriegesellschaft heraus – die gleichzeitig schon in ihren Anfängen eine Konsumgesellschaft war.

Die Vries' "optimistische" Auffassung, wonach die Menschen ab einem bestimmten Zeitpunkt begannen "anzupacken", um ihre materielle Lage zu verbessern, widerspricht allerdings teilweise recht deutlich der Wahrnehmung der Zeitgenossen. So bemerkt z.B. eine Quelle aus der Mitte des 18. Jahrhundert: »Bis zu einem gewissen Grade ... befördert der Mangel den Fleiß. Der Arbeiter der von drei Tagen Arbeit leben kann, wird den Rest der Woche faul und betrunken sein. In den Grafschaften mit Fabrikationsbetrieben werden die Armen keine Minute länger arbeiten als sie unbedingt müssen, um ihren Lebensunterhalt und ihre wöchentlichen Ausschweifungen finanzieren zu können« (nach de Vries 1976: 179).[427] Tatsächlich durchzieht die Denunziation der Arbeitenden und die damit verbundene Sorge um die produktive Nutzung der Arbeitskraft den ökonomischen Diskurs des 17. und 18. Jahrhunderts wie ein roter Faden – einer Zeit, in welcher menschliche Arbeit nach wie vor als primäre Quelle des Wohlstands galt, und nicht Kapital, Technologie oder Rohstoffe. Des Wohlstands der wenigen Privilegierten wohlgemerkt, denn wie John Hatcher bemerkt war bis weit in das Zeitalter der Aufklärung hinein nicht vorstellbar, daß die Werktätigen für ihren unverzichtbaren Beitrag zum gesellschaftlichen Ganzen etwas anderes erwarten konnten als magere Entlohnung und niedrigen sozialen Status (Hatcher 1998: 65). Hatcher zitiert in diesem Zusammenhang Henry Fielding, der 1751 schreibt: »Zu keinem anderen Zweck geboren zu sein als die Früchte der Erde zu genießen ist das Privileg … von sehr wenigen. Der größere Teil der Menschheit muß [diese Güter] im Schweiße ihres Angesichts produzieren, oder die Gesellschaft wird nicht länger dem Zweck dienen, für den sie bestimmt ist« (nach Ibid.). Laut Hatcher ist dieser "größere Teil der Menschheit" aber ohne Zwang oder Täuschung keineswegs umstandslos bereit, für eine Minderheit zu arbeiten, ohne dafür angemessen entlohnt zu werden. So lange Arbeitskraft reichlich verfügbar war, fiel dieses Problem nicht sonderlich ins Gewicht – mit der Menge an verfügbarer Arbeit sinken auf einem "freien" Markt die Löhne –, zu Zeiten aber, in denen Arbeitskraft knapp wurde, konnte in Hatchers Worten »das gesamte soziale Gewebe bedroht sein, nicht nur aufgrund steigender Löhne und Produktionskosten, sondern auch durch eine zunehmende Unabhängigkeit der arbeitenden Massen, die üblicherweise in der Weigerung Ausdruck fand, sich vollen Herzens der unaufhörlichen Plackerei zu widmen« (Ibid.).

Nach Ansicht der Reichen und Privilegierten waren also die arbeitenden Menschen nur dann fleißig, wenn man ihnen Hungerlöhne zahlte. Dies senkte zudem die Herstellungskosten, was der englischen Wirtschaft Vorteile im Außenhandel bescheren sollte. Hohe Löhne schufen hingegen angeblich keinen Anreiz zur Arbeit, im Gegenteil; man

---

[426] Epochen haben selbstverständlich keine klaren Grenzen, im Kontext der vorliegenden Ausführungen erscheint es mir dennoch angemessen, die fragliche Periode mit dem Zeitraum von der englischen "*Glorious Revolution*" (1688) bis zur Französischen Revolution (1789) zu identifizieren.

[427] Einige Sozialreformer gingen davon aus, daß wenn sie bei den arbeitenden Armen den Geschmack an den neuen Gütern wecken könnten, dies der erste Schritt zu deren "Besserung" sei. »Sie glaubten, daß diejenigen unter den Armen, die danach strebten Tee zu trinken, modische Kleidung und bessere Möbel zu besitzen am wirtschaftlichen Aufschwung teilhaben konnten, im Unterschied zu ihren Klassengenossen die im Teufelskreis von Alkoholismus, Faulheit und Armut gefangen waren« (Berg 2005: 7).

ging wie gesehen davon aus, daß die Menschen nur so viel arbeiteten, wie sie zur Abdeckung ihrer bescheidenen Grundbedürfnisse unbedingt mußten. Das war aber nicht die einzige bedrohliche Folgen eines hohen Lohnniveaus: Das überschüssige Einkommen wurde von den Arbeitenden vermeintlich für Alkoholexzesse und sonstige Ausschweifungen verwendet; für ausländische Importe, was die Handelsbilanz schädigte; oder für unpassende Kleidungsstücke und Luxusartikel, was womöglich das Verlangen weckte, sich über den angestammten Stand zu erheben. Mit anderen Worten: hohe Löhne unterminierten auf vielfältige Weise die soziale Ordnung (Ibid.: 70).[428]

Die Werktätigen hingegen, die nur zu gut wußten, daß ihre Arbeit sie nicht adelte, entzogen sich der Plackerei, wann immer sie konnten. Eine große Zahl von Menschen zog Freizeit (noch) dem Konsum vor – wenngleich die liebste Freizeitbeschäftigung häufig im Konsum von Unmengen Alkohol bestand (Porter 1991: 90f.).[429] Zumindest ist die Auffassung, daß höhere Löhne lediglich Ausschweifungen zur Folge hätten, da die Arbeiter mit ihrem Geld nichts weiter anzufangen wußten als es zu vertrinken, in den zeitgenössischen Darstellungen ubiquitär (vgl. Ibid.: 129f.) »Das Elend der arbeitenden Armen resultiert weniger aus ihrem ungenügenden Einkommen als aus ihrer eigenen Leichtfertigkeit und ihrem Hang zur Verschwendung«, bemerkte ein Zeitgenosse (nach Ibid.: 130). Ein anderer setzte sich vehement für die Abschaffung der Armenfürsorge ein, denn »Hunger zähmt die wildesten Tiere, wird selbst den pervertiertesten unter ihnen Anstand und Sittsamkeit, Gehorsam und Unterordnung beibringen … Im allgemeinen kann nur Hunger die Armen zur Arbeit antreiben« (nach Ibid.: 131). Und ein gewisser Francis Gardiner schrieb 1699: »Wenn die Arbeit zweier Tage ihn unterhält wird der Arme nicht drei arbeiten« (nach Wrightson 2000: 321). Aus diesem Geist heraus wurden die Arbeitshäuser errichtet, die allzuoft Orte des Grauens mit z.T. extrem hohen Mortalitätsraten waren; das Ziel des Programms bestand zwar nicht darin, die "überzählige Bevölkerung" zu dezimieren, sondern die unterbeschäftigten Armen zu Fleiß anzuhalten, das Resultat war aber offenbar in zumindest einigen Fällen das gleiche (Hatcher 1998: 131ff.). Hielten also tatsächlich nur Armut und Mangel die Menschen zur Arbeit an?[430]

Für Jan de Vries gibt eine derartige Behauptung die historische Wirklichkeit nicht ansatzweise korrekt wieder, sie ist wenig mehr als Ausdruck der Vorurteilstrukturen der Herrschenden und Teil einer Ideologie, die darauf abzielt, möglichst niedrige Löhne zu rechtfertigen – zum Zweck der eigenen Bereicherung (vgl. z.B. de Vries 1994: 258).[431] Hatcher zufolge kann man die Aussagen der Zeitgenossen aber nicht einfach derart pauschal abqualifizieren. Es wäre zwar fraglos verfehlt, ihnen uneingeschränkt Glauben zu schenken, ebenso falsch allerdings wäre, sie in Bausch und Bogen als Phantastereien abzutun, nur weil die geschilderten Verhaltensmuster den Dispositionen der Bevölke-

---

[428] Innerhalb dieser Logik war dann die insgesamt verfügbare Arbeitsleistung direkt abhängig von den Getreidepreisen, in Jahren mit guten Ernten arbeiteten die Menschen weniger, in Jahren mit schlechten Ernten wegen der höheren Lebenshaltungskosten mehr (Ibid.).

[429] Zu Beginn des 19. Jahrhunderts bemerkte der Sozialreformer Francis Place: »Bis vor kurzem war jedes Amüsement der arbeitenden Menschen in der Hauptstadt direkt mit dem Alkoholkonsum verknüpft« (nach Ibid.: 91), nicht zuletzt weil all diese Aktivitäten in Gaststätten stattfanden.

[430] Nicht nur das Arbeitshaus, sondern auch die Fabrik wurde als Zucht- und Besserungsanstalt begriffen, in welcher den Angehörigen der Unterschicht Disziplin, Fleiß und Strebsamkeit beigebracht werden sollten (vgl. Porter 2000: 377f.).

[431] De Vries folgt in dieser Auffassung einer Tradition, die auf Eli Heckscher zurückgeht, der in seiner 1931 erscheinen Studie zum Merkantilismus alle Aussagen zum Nutzen niedriger Löhne als rein ideologisch und interessengebunden zurückweist (Ibid).

rung in modernen Industriegesellschaften widersprechen (Hatcher 1998: 72f.). Laut Hatcher besteht aber letztlich auch gar kein prinzipieller Widerspruch zwischen einerseits der Tendenz, bei steigenden Löhnen weniger zu arbeiten, und andererseits einem ansteigenden Konsumniveau. Höhere Reallöhne können gleichzeitig mehr Freizeit *und* mehr Konsum ermöglichen (Ibid.: 84), und die vermeintlich freie Zeit könnte durchaus auch auf die Herstellung von Strümpfen, Knöpfen etc. in Heimarbeit verwendet worden sein. Stellt man zudem in Rechnung, daß die Vries' *industrious revolution* vor allem auch durch die zunehmende Einbeziehung von Frauen und Kindern in den (häuslichen) Produktionsprozeß gekennzeichnet ist, relativiert sich der (vorgebliche oder tatsächliche) männliche Absentismus noch weiter: Das Familieneinkommen, und damit das Konsumniveau, kann deutlich anwachsen, obwohl das Einkommen des "Familienoberhaupts" gleich bleibt. Wie dem auch sei: letztlich ist es Hatcher zufolge durchaus denkbar, daß große Teile der Bevölkerung im 18. Jh. zusätzliche Freizeit nach wie vor höher schätzten als ein Mehr Konsum, und die Vorurteile der Privilegierten mithin zutrafen.

Insgesamt sollte laut Hatcher bei der gesamten Debatte über Präferenzen und Präferenzwandel stärker differenziert werden. Abgesehen von regionalen Unterschieden ist die arbeitende Bevölkerung kein homogener Korpus mit einheitlichen Handlungsorientierungen und Präferenzen, wie Adam Smith bereits in "Der Wohlstand der Nationen" bemerkte, befördern höhere Löhne in der Regel den Fleiß – wenngleich sich nicht bestreiten läßt, daß sie bei einigen den Müßiggang fördern, und diese Personen gerade so viel arbeiten werden, wie sie müssen (vgl. Hatcher 1998: 107f.). Die von de Vries unterstellte Kausalbeziehung zwischen neuen Konsumbedürfnissen, veränderten Konsumgewohnheiten und einer daraus resultierenden veränderten Arbeitsethik beschreibt folglich für Hatcher nur einen Teilaspekt der ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung, die langsamer, diskontinuierlicher und widersprüchlicher verlief, als es ein Etikett wie *"industrious revolution"* suggeriert. Die Anpassung der Arbeitenden an die Anforderungen des industriellen Prozesses ging recht langsam vonstatten, und ich kann Hatcher nur lebhaft zustimmen, wenn er die (rhetorische) Frage stellt, wer es den Arbeitern angesichts der Arbeitsbindungen in der Frühzeit der Industrialisierung verdenken will, wenn diese sich lieber ausruhten oder in der Bierschänke Zerstreuung suchten, als exotischen Luxusartikeln oder der mehr als vagen Aussicht auf beruflichen Aufstieg nachzulaufen (Ibid.: 113ff.). Die Doktrin vom "Nutzen der Armut der arbeitenden Menschen" war Keith Wrightson zufolge denn auch vor allem politisch motiviert, Ausdruck sehr spezifischer Ansichten, wo wessen Platz in der sozialen Hierarchie sich befand und wie diese Hierarchie ihren Niederschlag in der Verteilung des Reichtums finden sollte (Wrightson 2000: 321). Man hätte es demnach mit einem der im wirtschaftspolitischen Diskurs nicht eben seltenen Fälle zu tun, daß eine Intention sich als zwangsläufige Notwendigkeit zu maskieren sucht.

Die Lebensumstände und Dispositionen der Menschen unterscheiden sich folglich ebenso wie deren Möglichkeiten, und die arbeitende Bevölkerung dürfte im 18. Jh. durchaus den "Nutzen" der Freizeit gegen den zusätzlichen "Nutzen" eines Mehr an Konsum (und als Bedingung hierfür eines Mehr an Arbeit) im Einzelfall abgewogen haben. Was aber wie bereits erwähnt nicht ausschließt, daß in der fraglichen Epoche beides zunahm: die Freizeit der erwachsenen männlichen Bevölkerung und das Konsumniveau der Familien. Man muß de Vries' Thesen also nicht pauschal zurückweisen, wenn man mit E.P. Thompson darauf hinweist, daß die mit dem Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft verbundenen neuen Formen der Arbeit einem großen

Teil der Bevölkerung aufgezwungen werden mußten (Thompson 1967). Letztlich beziehen sich beide Analysen auf jeweils unterschiedliche Zeiten und Räume, wahrscheinlich auch soziale Schichten (und deshalb auch ist de Vries' Kritik an Thompson unangemessen). Die neue industrielle Lebensweise wurde von vielen, die der Fabrikdisziplin unterworfen waren, tatsächlich als Resultat externer Zwänge erlebt; viele Menschen nahmen die neuen Verhältnisse allzuoft nicht einfach passiv hin, sondern widersetzten sich ihnen.[432] Andere hingegen genossen den neuen Wohlstand, und waren durchaus bereit, mehr zu arbeiten, um an der nicht zuletzt von der East India Company mitgestalteten schönen neuen Warenwelt teilzuhaben.

Nicht zuletzt auch diese Warenwelt veränderte das Leben der Menschen, eine umfassende Analyse von deren Symbolik ist folglich notwendiges Supplement und Korrektiv allzu formalistisch operierender Ansätze. Was sowohl Immanuel Wallerstein als auch Patrick O'Brien bei ihrem Disput über die Bedeutung des Überseehandels für die wirtschaftliche Entwicklung Englands völlig entgeht, sind die *qualitativen* Aspekte der aus Amerika und Asien nach Europa importierten Güter; d.h. die *Bedeutung,* die sie für die Zeitgenossen hatten – das was sie jenseits ihres direkten Nutzens signifizierten, versprachen. Auch wenn die jährlich nach Europa verschiffte Menge asiatischer Waren, die zwischen 1600 und 1700 von 11.000 auf 19.000 Tonnen stieg,[433] gering erscheint, ist deren Einfluß doch keinesfalls zu unterschätzen; die Kolonialwaren hatten schließlich vor allem kulturelle Wirkungen (Burke 1993: 146). Die gesellschaftlichen Rückwirkungen der neuen Konsumkultur waren denn auch Maxine Berg zufolge wesentlich folgenschwerer, als die rein quantitative Bedeutung des Handels mit diesen Waren vermuten ließe (Berg 2002: 6).[434] Baumwollstoffe und Porzellan, Tee und Zucker, Kaffee und Tabak sind heutzutage fester Bestandteil des Alltagslebens,[435] im späten 17. Jahrhundert hingegen markierte ihre zunehmende Verbreitung das Einsetzen eines tiefgreifenden Wandels – der nicht nur die Präferenzen der Menschen betraf, sondern auch das Entstehen der modernen Konsumgüterindustrie umfaßte.

Die Importe der *East India Company* veränderten nicht nur die Konsumgewohnheiten der Menschen, das einheimische Gewerbe versuchte auch, die zunehmend nachgefragten, bis dahin in Asien im "vormodernen" Kontext gefertigten Artikel zu imitieren; laut Maxine Berg schufen die Europäer hierbei aber auch gänzlich neue, "moderne" Produkte und innovative Produktionsstrukturen (Berg 2002: 6ff.).[436] Der Handel mit überseeischen Luxusartikeln erscheint aus diesem Blickwinkel nachgerade als eine Art Initialzündung für die weitere wirtschaftliche Entwicklung Englands, eine Auffassung die bereits 1752 David Hume vertrat:

---

[432] Das Element des Zwangs, der Disziplinierung ist in dieser Geschichte tatsächlich allgegenwärtig, und so ist es kein Zufall, wenn Michel Foucault in einem Buch, dessen primärer Gegenstand die Geburt des Gefängnisses ist, diese Institution recht zwanglos Seite an Seite mit Militär, Fabrik und Schule stellt (vgl. Foucault 1975: 173-218).

[433] Für alle europäischen Nationen zusammengenommen.

[434] Kenneth Pomeranz spricht von "dynamischen Effekten", die mit quantitativen Verfahren nur schwer bestimmt werden können, aber sehr wohl für qualitative Umschläge verantwortlich sein können (2000: 281), und dies dürfte durchaus auch für den Import und die Vermarktung der damals neuen und "exotischen" aus Asien und Amerika eingeführten Produkte zutreffen, die schon sehr bald nach ihrem ersten Auftauchen auf den europäischen Märkten zu Schlüsselelementen veränderter Konsummuster wurden.

[435] Zur Bedeutung von Tee, Zucker, Kaffee und Tabak in der englischen Alltagskultur des 18. Jahrhundert siehe z.B. auch Bickham (2008).

[436] Vgl. Mokyr (2009, insbes. Kap. 3, 6 und 7).

»Beim Studium der Geschichte werden wir feststellen, daß der Außenhandel in den meisten Nationen jeder Verbesserung im inländischen Handwerk voranging und Ursprung des einheimischen Luxus war. Wir sind eher versucht, ausländische Waren zu gebrauchen, die ... völlig neu für uns sind, als irgendwelche einheimischen Waren zu verbessern, die sich stets nur langsam weiter entwickeln lassen und uns niemals durch ihre Neuheit beeindrucken. [...] So lernen die Menschen das Vergnügen des Luxus und den Profit des Handels kennen. Sind ihr Geschmack und ihr Fleiß einmal geweckt, so veranlassen sie die Menschen zu weiteren Verbesserungen in jedem Zweig des Binnen- wie des Außenhandels. Vielleicht ist dies der größte Vorteil, der sich aus dem Handel mit Fremden ergibt. Dieser Handel reißt die Menschen aus ihrem Müßiggang. Er zeigt dem fröhlicheren und wohlhabenderen Teil der Nation Luxusgegenstände, von denen diese Menschen vorher nie geträumt hatten, und weckt so in ihnen das Verlangen nach einem prachtvolleren Leben als dem ihrer Vorfahren. [Die Kunst der Herstellung dieser Luxusgüter verbreitet] sich bald durch Nachahmung, während das inländische Handwerk dem ausländischen in seinen Verbesserungen nacheifert und jede einheimische Ware so weit wie möglich perfektioniert. Eigenes Eisen und eigener Stahl werden in solch arbeitsamen Händen gleichwertig mit dem Gold und den Rubinen Indiens« (Hume 1752: 186). [437]

Hume wäre damit so etwas wie ein früher Vertreter der über 200 Jahre später von Neil McKendrick aufgegriffenen These, der Industriellen Revolution sei eine "Konsumrevolution" vorangegangen. Auch wenn Neil McKendricks Behauptung ihrer Ansicht nach zu weit gehen dürfte,[438] weil die gesellschaftliche Teilhabe am Konsum der "neuen Luxusgüter" beschränkt war,[439] handelt es sich doch Maxine Berg zufolge auf jeden Fall um eine "Produktrevolution", die eine Unzahl neuer, mehr oder weniger nützlicher, auf jeden Fall aber begehrenswerter Erzeugnisse auf den Markt brachte (Berg 2005: 5f.).[440] Der im 18. Jahrhundert einsetzende Wandel der Konsumgewohnheiten manifestierte sich dergestalt darin, daß neben überseeischen Genußmitteln vor allem Dinge zur Erhöhung des "häuslichen Komforts" nachgefragt wurden, von Tischgeschirr und Vorhängen

---

[437] In späteren Phasen der Entwicklung hat dann Hume zufolge der Außenhandel keine Bedeutung mehr: »Sind die Angelegenheiten einer Gesellschaft einmal so weit entwickelt, so kann eine Nation den größten Teil ihres Außenhandels verlieren und dennoch ein großes und mächtiges Volk bleiben. [...] China gilt als eines der blühendsten Kaiserreiche der Welt, obwohl es über seine eigenen Grenzen hinaus sehr wenig Handel treibt« (Ibid.: 186f.).

[438] Der Begriff ist zudem irreführend; McKendrick skizziert in seinem vielzitierten Aufsatz tatsächlich viel eher das, was Maxine Berg als "Produktrevolution" bezeichnet. McKendrick untersucht nicht den Präferenzwandel der Konsumenten, sondern befaßte sich primär mit den Produktions- und Vermarktungsstrategien des berühmten Porzellanfabrikanten Josiah Wedgwood. Letztlich bedurfte es ihm zufolge im Wesentlichen der Erweckung des Verlangens, um eine unaufhaltsame wirtschaftliche Entwicklung anzustoßen (ich komme wenig später auf seinen Ansatz zurück). In den Worten von Jean-Christophe Agnew zeichnet McKendrick in seiner Geschichte der Geburt der Konsumgesellschaft im 18. Jahrhundert damit »zwar ein unvergeßliches Portrait der Hebamme, liefert aber nur eine höchst vage Skizze des Kindes selbst« (1993: 24). Zur Bewertung seines Ansatzes siehe auch Berg 2005: 9f. und 27 und de Vries 1998: Kap. 1.

[439] Für McKendrick besteht erstens ein unauflöslicher (Kausal-)Zusammenhang zwischen Konsum, "Moderne" und Industrialisierung und zweitens eine direkte Kontinuität (in Gestalt einer ungebrochenen Erfolgsgeschichte) zwischen dem 18. und dem 20. Jahrhundert.

[440] Am Beginn der "Produktrevolution" standen demnach von der East India Company importierten asiatische Waren. Indische Baumwollstoffe, chinesisches Porzellan und japanische Lackarbeiten transformierten Berg zufolge die "visuelle Kultur" Europas. Daß diese neuen Waren derart tief in die Alltagskultur eindringen konnten, liegt Berg zufolge paradoxerweise an den besonderen Anforderungen des Seehandels, denn um die erlesensten Güter des Ostens (die die höchsten Gewinnmargen versprachen) nach Europa verschiffen zu können, mußten die Schiffe, wie bereits erwähnt, Ballast mitführen. Zunächst erfüllte Indigo diese Funktion, aber der Transport von Baumwollstoffen und vor allem Porzellan mittlerer Qualität erwies sich langfristig als wesentlich profitabler. So gelangten schließlich (nach damaligen Maßstäben) Unmengen von Porzellan unterschiedlichster Qualität auf den englischen Markt, das ehemals den "Edlen" des Königsreichs vorbehaltene exotische Produkt wurde Teil der Alltagskultur der Mittelschichten (Berg 2005: 23).

bis hin zu Möbeln und Öllampen. Die von Berg konstatierte "Produktrevolution" wurde denn auch offenbar vor allem von einheimischen Produkten getragen; Möbel, Teppiche, Porzellan, Glas, Tafelsilber und Kerzenständer wurden im Lauf des 18. Jahrhundert ebenso deutlich sichtbar "britisch" wie Bauwollstoffe, Messingknöpfe und Gürtelschnallen. In Londons neuen Einkaufsstraßen konnte man eine Vielzahl neuer und modischer Güter aus einheimischer Produktion finden, von Wedgwoods Porzellan bis zu Boultons Metallwaren. Teller, Tassen, Gläser, Vasen und Möbelstücke füllten die Schaufenster ebenso wie die neuesten technischen Errungenschaften wie z.B. Teemaschinen; "neu erfunden" wurde zu einem zugkräftigen Werbeslogan (Berg 2005: 15).[441] In dem Maße, wie sich bei der Ausstattung des Wohnbereichs Moden breitmachten, nahm Preis und Lebensdauer des Hausrats gleichermaßen ab, anstatt Mobiliar anzufertigen, welches Jahrhunderte überdauerte, wurden zunehmend leichte Hölzer (z.T. aus den Kolonien) verwendet, die einfacher zu verarbeiten waren, aber auch schneller verschlissen (De Vries 2008: 129ff.).[442] Die neuen Produkte kosteten wegen des geringeren Produktionsaufwands aber auch deutlich weniger als die vorher in Gebrauch befindlichen Artikel, und verbreiteten sich mit zunehmendem Wohlstand in denjenigen Schichten der Gesellschaft, die über die nötigen Mittel verfügten, sie zu erwerben (Ibid.: 144). "Konsum" und "Luxus" waren im 18. Jahrhundert (anders als im Zeitalter des Barock) schließlich nicht länger mit Verderbtheit, Ausschweifung und Laster assoziiert, sondern erschienen als respektabel, ja sogar als dem Gemeinwohl zuträglich; Bequemlichkeit, Genuß und guter Geschmack wurden die neuen Werte einer neuen Zeit (vgl. Berg 2004a: 94).

»Viele der Konsumartikel des 20. und 21. Jahrhundert, nicht notwendige, aber nichtsdestotrotz wichtige Attribute personaler Identitäten, kultureller und symbolischer Zurschaustellung und gesellschaftlicher Interaktion, waren für die Menschen des 18. Jahrhundert Luxusartikel. Sie genossen es, sie zu kaufen, ergötzten sich an ihrer Schönheit, Funktionalität oder Annehmlichkeit. Alle Arten neuer Produkte erschienen in Ladenfenstern; raffinierte … Werbung verführte die Konsumenten und schuf neues Verlangen. Diese "Produktrevolution" war ohne historische Parallelen und provozierte Philosophen und Feuilletonisten die Existenz eines "neuen Luxus" zu konstatieren, der im Unterschied zum alten verderbten Luxus der Eliten die Mittelschichten [*middling and trading classes*] erreicht hatte. Staatsmänner und Ökonomen diskutierten über die Auswirkungen eines dramatisch ausgeweiteten Welthandels mit diesen Gütern auf ihre Volkswirtschaften, nationale Identitäten und das Verhalten und die Erwartungen der einfachen Leute (Berg 2005: 5).

---

[441] Man sollte Berg zufolge die Produkte, die im 18. Jahrhundert die Phantasien und das Verlangen der Menschen beflügelten, nicht mit jenem Repertoire zweifelhaften Geschmacks verwechseln, welches im 19. Jahrhundert die viktorianischen Salons verdunkelte – daß das 18. Jahrhundert ein Jahrhundert der Aufklärung war, manifestierte sich Berg zufolge auch in der Einstellung der Menschen zu den materiellen Dingen. Die "neuen", "modernen" bzw. "modischen" Artikel scheinen Bergs Ansicht nach zu implizieren, daß es eine Frage der "guten Manieren" war, der Öffentlichkeit zugängliche Räumlichkeiten "geschmackvoll", d.h. modisch auszustatten (Ibid.: 4f.) Zur Konsum- und Produktrevolution siehe auch Wrigley 2010: 68–73.

[442] Vgl. hierzu auch die Ausführungen von Lorna Weatherhill (1988), deren Daten Frank Trentmann (2016: 59-63) in seiner neueren Gesamtdarstellung der neuzeitlichen Konsumgeschichte ausführlich widergibt. John Styles (2000: 124f.) widerspricht zwar Weatherhills Einschätzung nicht, wonach die materielle Ausstattung der britischen Mittelschichts-Haushalte (d.h. der Kaufleute, Handwerke und wohlhabenderen Bauern) bis ins frühe 18. Jahrhundert nach heutigen Maßstäben ausgesprochen dürftig war, er weist aber darauf hin, daß erstens nichtsdestotrotz die Familien eine gewisse Anzahl "bedeutungsvoller" Objekte besaßen, und daß zweitens die Produkte, welche die neue Kultur des domestischen Komforts begründeten, weitgehend bereits im 17. Jahrhundert entwickelt wurden. Ein Beispiel für den neuen materiellen Reichtum waren Taschenuhren, deren Gebrauch sich in allen soziale Schichten verbreitete; gegen Ende des 18. Jahrhundert gehörte laut de Vries mehr als die Hälfte der Personen, die in Nordengland den Diebstahl einer Uhr zur Anzeige brachte, der Arbeiterklasse an. Eine solche Uhr (selbst die billigsten kosteten mehrere Wochenlöhne) war nicht nur Statussymbol, sondern auch Geldanlage, konnte sie doch in Notzeiten verpfändet werden (Styles 1993: 538).

Der Besitz von Baumwollstoffen, Porzellan, "Teemaschinen" und neuen Möbeln wurde mithin ebenso wie der Konsum von Tee, Kaffee, Kakao, Zucker und Tabak zum Teil eines neuen Lebensstils insbesondere der sich formierenden Mittelschicht – vielleicht auch eines neuen *Lebensgefühls*.

Nicht nur die weiter oben beschriebenen Innovationen bei der Herstellung und Verteilung von Gütern (letzteres mittels verbesserter Transportwege und –Mittel), auch die Entwicklung neuer (und die Verbesserung vorhandener) Produkte entsprang einer "Kultur der Innovation", die Joel Mokyr m.E. durchaus passend als "*industrial enlightenment*" bezeichnet. Neben der politischen und religiösen Emanzipation war seiner Ansicht nach das Zeitalter der Aufklärung vor allem in England und Schottland noch durch eine dritte Bewegung gekennzeichnet, welche die Verbesserung auch der materiellen Lebensumstände zum Ziel hatte; Mokyr zufolge bestand diesbezüglich in Britannien während des 18. Jahrhundert eine enge Beziehung zwischen Wissenschaft und Technik (Mokyr 2009: insbes. Kap. 2 und 5).[443] Die Protagonisten dieser "industriellen Aufklärung" wurden nicht allein, und vielleicht nicht einmal primär von der Gier nach Profit angetrieben, sondern vom Willen, den Wohlstand der Menschen zu erhöhen (Ibid.: 30). Bei der Lektüre von Mokyrs Beschreibung der Periode von 1700–1850 wird tatsächlich recht deutlich, daß der technische Fortschritt nicht einfach ein Vehikel zur Bereicherung war, sondern einen Wert an sich darstellte, eine Bedeutung besaß und eine Faszinationskraft entwickelte, die weit über den engeren ökonomischen Kontext herausreichte. Das Interesse der Zeitgenossen an Wissenschaft und Technik, an fremden Kulturen und der eigenen Geschichte wuchs immens an, das 18. Jahrhundert war auch ein "Zeitalter des Staunens". Ein Beleg hierfür ist z.B. auch die Gründung von Museen. Mit dem *British Museum* 1759 die erste derartige Einrichtung, die sich in öffentlichem Eigentum befand und einem breiten Publikum zugänglich war; in der Folge gründeten Privatleute weitere Museen, die aber im Unterschied zum British Museum Eintrittsgelder verlangten und darauf abzielten, ihre Sammlungen profitabel zu vermarkten.[444]

Die moderne Konsumkultur gründet auch, und gewiß nicht zuletzt, in einem "Reiz des Neuen" (vgl. Ibid.: 33), der bis heute die Präferenzen der Menschen bestimmt. Der Blick auf die Angebotsseite öffnet insgesamt aber nur einen (wenngleich durchaus bedeutsamen und gewiß nicht zu vernachlässigenden) partiellen Zugang zum Verständnis des im ausgehenden 17. Jahrhundert einsetzenden Transformationsprozesses und ist für sich genommen unzureichend, weil er nur einige diesbezügliche Anhaltspunkte liefern, aber keinen umfassenden Aufschluß darüber geben kann, was den Menschen diese neuen oder neuartigen Produkte versprachen, was der Konsum von Tee und der Besitz einer Teemaschine ihnen bedeutete. Bevor ich im folgenden Kapitel hierauf zurückkomme, will ich mich allerdings zunächst noch mit der doppelten Frage befassen, wer erstens an der neuen Konsumkultur partizipierte und in welchem gesellschaftlichen Kontext diese sich zweitens entfaltete.

---

[443] Diese wissenschaftlich-technologische (Sub–)Kultur erklärt demnach, warum die Industrielle Revolution in Nordwesteuropa einsetzte. Allerdings liefert Mokyrs Ansatz Robert Allen zufolge keinen Aufschluß darüber, warum die englische Ökonomie in der fraglichen Epoche in eine Phase der dynamischen Expansion eintrat, während die französische und die niederländische Volkswirtschaft stagnierten (vgl. Allen 2009: 10).

[444] Die *enlightenment gallery* (die ehemalige *King's Library*) im British Museum illustriert vorzüglich die Anfänge dieser Institution, Kim Sloan (2003) gibt einen detaillierten diesbezüglichen Überblick gibt. Zum kulturellen Wandel im 18. Jahrhundert siehe auch Outram (2006), die Autorin fokussiert ihren Blick allerdings auf Frankreich. Zur spezifisch britischen Ausprägung der "Aufklärung" siehe insbesondere Porter 2000. Die Faszination, die Wissenschaft und Technik bereits im 18. Jahrhundert ausübten beschreiben neben Sloan ausführlich z.B. Holmes 2008 und Fara 2003.

Der Wert der in England verbrauchten Güter verdreifachte sich zwischen 1700 und 1770 und stieg in den folgenden 30 Jahren noch einmal um den gleichen Betrag. Wenngleich ein Teil dieses Wachstums lediglich den Anstieg der Bevölkerungszahl reflektierte, erhöhte sich nichtsdestotrotz die Kaufkraft eines nicht unerheblichen Teils der Engländer deutlich (de Vries 2008: 33).[445] Eine französische Besucherin (Mad. Roland) bemerkte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert: »Es ist offensichtlich, daß in England jeder jemand ist, und die Nation nicht lediglich aus einer Handvoll Reicher besteht« (Porter 2000: 18), und Eric Hobsbawm schreibt über diese Zeit in *Industrie und Empire*: »Den Leuten ging es besser, sie konnten mehr kaufen; darüber hinaus war zu dieser Zeit der Prozentsatz von Kindern, die ganz von ihren Eltern versorgt werden mußten, relativ niedrig, und jener von Jugendlichen in Kleinfamilien (die von ihrem Einkommen etwas übrig behielten) relativ hoch. Wahrscheinlich lernten damals viele Engländer, neue Bedürfnisse und neue Erwartungen zu entwickeln« (Hobsbawm 1968: 44). Frank Trentmann zufolge betrug das Einkommen von ca. 40 Prozent der britischen Familien mindestens das doppelte dessen, was als Existenzminimum angesehen wurde (2016: 73). Wie genau sich der Lebensstandard in der fraglichen Zeit tatsächlich entwickelte, ist allerdings nur schwer zu rekonstruieren. Laut J. E. Williams, der die diesbezügliche in den 50er und frühen 60er Jahren des vorigen Jahrhundert geführte Diskussion zusammenfaßte, liegt dies nicht zuletzt an widersprüchlichen Evidenzen, die aus einer regional und schichtspezifisch differierenden Entwicklung resultieren (Williams 1966: 581f.). Den von Phyllis Deane, W.A. Cole und B.R. Mitchell vorgenommenen Schätzungen zufolge stieg das verfügbare Pro-Kopf Einkommen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert nur sehr langsam an (vgl. Tabelle 12).

| Jahr | Bevölkerungszahl | Verfügbares Einkommen pro Kopf (inflationsbereinigt) |
|---|---|---|
| 1751 | 6,1 Mio. | £10,7 |
| 1761 | 6,6 Mio. | £11,4 |
| 1771 | 7,0 Mio. | £11,0 |
| 1781 | 7,5 Mio. | £12,8 |
| 1791 | 8,2 Mio. | £12,7 |

Tabelle 12: Verfügbares Einkommen in England 1751-1791 (nach Williams 1966: 585)

Williams kommt auf Grundlage dieser Zahlen (die weitgehend mit den von Porter wiedergegebenen Annahmen bezüglich des Wirtschaftswachstums korrespondieren, s.o.) zu dem Schluß, daß es im 18. Jahrhundert keinen signifikanten Anstieg des privaten Konsums gab und die Auswirkungen der Industrialisierung auf das Haushaltseinkommen sich erst ab Mitte des 19. Jahrhundert einstellten (Ibid.: 586). Diese Folgerung erscheint mir allerdings höchst problematisch zu sein (und Willams' Forderung nach Differenzierung zu widersprechen); die historische Evidenz bezeugt, wie gesehen, recht unzweideutig, daß bereits im 18. Jahrhundert wesentlich mehr Menschen über frei disponibles Einkommen verfügten. Geht man davon aus, daß um 1750 die Subsistenz der Mehrheit der englischen Bevölkerung weitgehend gesichert und der Einkommenszuwachs von £2 frei disponibel war, so ist diese Summe denn auch keineswegs unerheblich.[446] Zudem

[445] Aufgrund des bis ca. 1750 weiterhin nur sehr langsamen Bevölkerungswachstums waren in England Arbeitskräfte relativ knapp und das Anwachsen der Produktion korrespondierte folgerichtig mit einem Anstieg der Reallöhne.

[446] Charles Feinstein geht gleichfalls davon aus, daß sich der Lebensstandard der durchschnittlichen Arbeiter-

war die von Williams betrachtete Periode eine problematische Phase, da ab Mitte des 18. Jahrhunderts in England erneut ein signifikantes Bevölkerungswachstum einsetzte, in dessen Folge das Land vom Getreideexporteur zum -importeur wurde (vgl. Mokyr 2009: 449ff.).

Das Bild wird klarer, wann man den Untersuchungszeitraum ausweitet. Patrick O'Brien, der das verfügbare Einkommen für die Periode von 1670 bis 1815 untersuchte, geht von einem Anstieg von ungefähr 50 Prozent in der fraglichen Periode aus (vgl. Tabelle 13). Einer von Roy Porter wiedergegebenen Schätzung zufolge konsumierte die "durchschnittliche" englische Familie 1688 einheimische Fertigerzeugnisse im Wert von £10, 1750 gab sie für diese Güter £25 und 1811 schließlich £40 aus (1991: 318), was recht gut zu O'Briens Zahlen paßt. Dies mag im Vergleich zu den Wachstumsraten in späteren Zeiten zwar gleichfalls als bescheiden anmuten, in Relation zu früheren Epochen hingegen ist der Zuwachs enorm, auch wenn man zugesteht, daß die jeweiligen Schichten der Bevölkerung in sehr unterschiedlichem Maß davon profitierten.[447]

| Jahr | Bevölkerung | Nationaleinkommen *inflationsbereinigt* | Einkommen pro Kopf *inflationsbereinigt* |
|---|---|---|---|
| 1670 | 5.000.000 | £43 Mio | £8,59 |
| 1730 | 6.000.000 | £59 Mio | £9,80 |
| 1815 | 12.000.000 | £155 Mio | £12,93 |

Tabelle 13: Entwicklung des englischen Pro-Kopf-Einkommens (nach O'Brien 1988: 3)

Die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung war tatsächlich vielschichtig und für den oberflächlichen Blick zuweilen auch widersprüchlich. Wie das 18. Jahrhundert erfahren wurde (und das gilt selbstverständlich nicht nur für jene Epoche), hing primär davon ab, in welcher Position ein Mensch sich befand, ob er dem "fröhlicheren und wohlhabenderen Teil der Nation" (David Hume) angehörte, oder eher zu denen zählte, welche die Werte schufen, an denen sich andere erfreuten. Wenngleich eine krude "Klassenperspektive" letztlich mehr verschleiert als sie erhellt, ist dennoch wichtig hervorzuheben, daß zentrale und irreduzible Differenzen die Wirklichkeit dieses Menschen von derjenigen jenes Menschen trennten (und trennen) – und die Rekonstruktion gesellschaftlicher Entwicklungen niemals mit einem totalisierenden Blick operieren sollte.[448] Die Frage, wer in welchem Maß vom wirtschaftlichen Aufschwung profitierte, kann folglich nicht pauschal, sondern nur bezogen auf die einzelnen Segmente der Gesellschaft beantwortet werden.

Die englische Sozialstruktur hatte sich im 18. Jahrhundert Roy Porter zufolge bereits deutlich von jenen "mittelalterlichen" Verhältnissen entfernt, die auf dem Kontinent noch vielfach vorherrschten. Die ständische hatte sich in eine Klassengesellschaft verwandelt, allerdings gilt es auch hier, den Kontrast nicht zu überzeichnen. Im 18. Jahr-

familie zwischen den 1780er und den 1850er Jahren um lediglich 15 Prozent erhöht habe; wobei diese Steigerung primär für Mehrausgaben bei Miete, Getränken und Kleidung verwendet wurde (Feinstein 1998: 635). Tony Wrigley kommt bei seiner Diskussion der Kaufkraftentwicklung im 18. Jahrhundert allerdings zu dem Schluß, daß schon geringfügige Einkommenssteigerungen erhebliche Nachfrageeffekte auslösen können, wenn bislang der größte Teil des verfügbaren Einkommens zu Subsistenzsicherung verwendet werden mußte (Wrigley 2010: 33-36).

[447] Zu den unterschiedlichen Schätzungen der Wachstumsraten vgl. auch Mokyr (2009: 255f.).

[448] Man kann, wie erwähnt, diese Prämissen bereits in de Vries 1976 erschienenem Buch finden.

hundert war aus der Agrar- noch keine Industrieökonomie geworden, zumindest nicht, wenn man das gängige Sektorenmodell zugrunde legt. Zwar hatte um 1800 die Landwirtschaft ihre führende Stellung im Bereich der Wertschöpfung verloren, ihren Platz hatte aber mitnichten das produzierende Gewerbe eingenommen, sondern der Dienstleistungssektor. Die Millionen von Krämern, Kaufleuten, Schankwirten, Seeleuten, Kutschern und Dienstmädchen generierten einen höheren Anteil am Nationalprodukt als die Summe der Kohlegruben, Werften, Gießereien und Textilfabriken.

| | *1700* | *1800* |
|---|---|---|
| Landwirtschaft | 40 | 33 |
| Produzierendes Gewerbe | 20 | 24 |
| Dienstleistungen | 35 | 44 |

Tabelle 14: Anteile der Sektoren am Nationaleinkommen (nach Porter 1991: 338)

Lohnarbeit stellte im 18. Jahrhundert noch nicht die allgemeine Norm dar; ein großer Teil der Bevölkerung war als Kleinpächter (*smallholder*) oder freier Bauer (*yeoman*), Händler oder selbständiger Handwerker tätig (Porter 1991: 53). Porter zufolge befanden sich um 1750 schätzungsweise 40 bis 50 Prozent der arbeitenden Bevölkerung in einem Lohnarbeitsverhältnis; der Rest arbeitete "auf eigene Rechnung" (Ibid.: 85). Dies war ein im Vergleich zu den Verhältnissen auf dem Kontinent außerordentlich hoher Wert, der aber wahrscheinlich einen falschen Eindruck hinsichtlich der Reichweite des sozialen Wandels im 18. Jahrhundert weckt. Einerseits war Lohnarbeit auch im Bereich der Gütererzeugung noch nicht die allgemeine Norm, da unabhängige Handwerkern viele der Artikel herstellten, die später industriell erzeugt werden sollten; andererseits befanden sich unter den abhängig Beschäftigten 600.000 bis 700.000 Hausbedienstete. Die Gesellschaft zerfiel noch lange in Haushalte, die Hauspersonal beschäftigten, und solche, aus denen diese Menschen stammten (Ibid.: 178).

Das große Kapital befand sich im 18. Jahrhundert nach wie vor in Händen des Adels, der in erheblichem Umfang in jene Sphäre der Investition und Akkumulation von Kapital dominierte, die der Theorie nach eigentlich Domäne des "Bürgertums" sein sollte. Die auf der sozialen Stufenleiter unterhalb der Aristokratie angesiedelte bürgerliche Mittelschicht war in ihrer Zusammensetzung äußerst heterogen,[449] an ihrer Spitze stand eine "Plutokratie". Großaktionäre der EIC oder der *Bank of England*, Zuckerbarone, ehemalige Angestellte der EIC (die wegen ihres sagenhaften Reichtums sogenannten "*Nabobs*"), die Betreiber von "Lloyds of London" und Personen ähnlichen Kalibers bildeten die Obere Mittelschicht ("*upper-middle class*"), welche Porters Schätzungen zufolge im Jahr 1700 um die 2.000 und 1800 um die 3.500 Haushalte umfaßte. Diese Menschen waren zwar nicht adliger Herkunft, aber deutlich vermögender als der durchschnittliche *minor squire*, der kleine Grundherr, der versuchte, mit seinem vergleichsweise bescheidenen Eigentum so gut wie möglich über die Runden zu kommen.

Die allermeisten Angehörigen der *middling sort* gehörten nicht diesen gehobenen Kreisen an, sondern war damit beschäftigt, Produkte für die Vermögenden herzustellen, oder Dienstleistungen für diese zu erbringen. Juweliere, Schneider, Dekorateure, Kutschenbauer, Perückenmacher und Maler staffierten die Reichen und deren Häuser aus, während Musiker und Schauspieler sie unterhielten. Neben dem umfangreichen Haus-

[449] Des betraf zunächst die finanzielle Ausstattung: »1750 sagte man, daß ein Kapital von £20.000 erforderlich war, um eine Bank zu eröffnen, £2.000 – £10.000 um Brauer und £1.000 – £5.000 um Tuchhändler zu werden. Um eine Metzgerei zu eröffnen, reichten hingegen £10 – £100 aus« (Ibid.: 78).

personal beschäftigten vermögende *Gentlemen* zudem ein Gefolge, das von Anwälten und Geistlichen über Gutsverwalter, Landvermesser, Anlageberater, Agrarexperten bis zu den Hauslehrern ihrer Kinder reichte (Ibid.: 71). Ein erheblicher Teil der nicht in der Landwirtschaft tätigen Menschen erbrachte folglich Dienstleistungen für den Adel. Diesbezüglich mögen sich die damaligen Verhältnisse in England und Frankreich nur geringfügig unterschieden haben, Roy Porter hebt aber eine entscheidende Differenz hervor: In England brachte die ökonomisch aktive Mittelschicht – vom Hersteller von Schuhschnallen über den Großhändler bis zum Immobilienmakler – das Bürgertum hervor; anders als auf dem Kontinent, wo die meisten Bourgeois sich im Staatsdienst befanden (Ibid.: 77f.).[450] In England waren hingegen, im Unterschied zum restlichen Europa, Händler angesehene Leute, und einige der besten Familien entstammten der Kaufmannschaft (Ibid.: 78) –, ebenso wie im Umkehrschluß die Nobilität nicht vor kommerziellen Aktivitäten zurückschreckte.[451] Linda Colley zufolge bleiben die gesellschaftlichen Barrieren zwischen Adel und Händlern dennoch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein bestehen; auch wenn die Herrschenden die Bedeutung des Handels für Macht und Wohlstand der Nation sehr wohl sahen, waren sie keinesfalls bereit, die "Krämer" als Gleichgestellte zu betrachten (Colley 1992: 60).[452]

Zwar vermochten die Reichen und Mächtigen den größten Teil der erwirtschafteten Überschüsse abzuschöpfen,[453] die Ausweitung der wirtschaftlichen Tätigkeit scheint aber ausreichend gewesen zu sein, um über einen weiteren Teil der Gesellschaft auszustrahlen. Zwischen 1750 von 1780 stieg der Anteil der Haushalte mit einem verfügbaren Jahreseinkommen von £50 bis £400 an der Gesamtbevölkerung von 15 auf 25 Prozent, vor allem die Angehörigen dieser Gruppe kauften in den neuen Einzelhandelsgeschäften all jene Produkte, die die schöne neue Warenwelt des 18. Jahrhundert ausmachten: Möbel und Haushaltswaren, Vorhangstoffe und Uhren, Kleider und Teegeschirr (Price 1999: 33). Die Trennlinien zwischen den gesellschaftlichen Schichten oder Klassen waren zudem vergleichsweise unscharf, und die Grenzen relativ durchlässig. »Anders als in gewissen Teilen Europas schied kein ehernes Band dauerhaft den Freien vom Knecht, den Gemeinen von Edlen, Handel von Grundbesitz« (Porter 1991: 49). Allerdings gelang nur sehr wenigen, Lumpen in Samt und Seide zu verwandeln, gesellschaftlicher Aufstieg war Ausnahme, nicht die Norm (Ibid.: 50f.). Daß er nichtsdestotrotz möglich und nicht ungewöhnlich war, lag zum einen an der Notwendigkeit der Eliten, sich fort-

---

[450] So sehr sich ihre Tätigkeiten, ihr Einkommen und sozialer Status auch unterschieden, die Angehörigen der Mittelschicht waren durchweg "unabhängig", d.h. sie befanden sich in keinem Angestelltenverhältnis, sondern arbeiteten auf eigene Rechnung und eigenes Risiko (Wrightson 2000: 289f.). Es sollte noch viel Zeit vergehen, bis die Gruppe der Angestellten den größten Teil der Mittelschicht stellte.

[451] Die Tatsache, daß es in England möglich war, mittels Wohlstand zu Ansehen und gesellschaftlicher Anerkennung zu gelangen, stellte Joel Mokyr (1988) zufolge eine starken Anreiz für die Angehörigen der Mittelschicht dar. Der Unterschied zum Kontinent, d.h. insbesondere Frankreich lag nicht so sehr darin, daß sozialer Aufstieg möglich war. Auch in Frankreich konnten reiche Bürger Adelstitel kaufen. Dort aber war "Adel" Mokyr zufolge mit unproduktiver Verschwendung assoziiert, während in England die Verfolgung ökonomischer Interessen mit Nobilität durchaus kompatibel war (Ibid.: 27f.).

[452] Jene Neureichen, die sich nicht damit begnügten, ihren Platz in der bürgerlichen Kultur einzunehmen und nach Höherem strebten, mußten enorme Hürden überwinden. Um tatsächlich den Adel, die *gentry*, zu imitieren bedurfte es substantieller Vermögen, aber selbst wenn die *nouveaux riches* sich alle Attribute der Oberschicht aneigneten, Landgüter erwarben, imposante Herrenhäuser errichten und zur Fuchsjagd luden, gehörten sie dennoch nicht automatisch zum "besseren Teil" der Gesellschaft (Price 1999: 304f.).

[453] Porter beschreibt die englische Gesellschaft der georgianischen Periode als eine Art "Beutegemeinschaft" des Hochadels. Dieser war nicht nur mit diversen ökonomische Aktivitäten befaßt, sondern eignete sich darüber hinaus auch noch einen großen Teil der Steuereinnahmen mittels Bekleidung hochdotierter öffentlicher Ämter an, die dann von wesentlich schlechter bezahlten Stellvertretern ausgefüllt wurden (Ibid.: 59ff).

laufend zu erneuern (Adelslinien starben aus); andererseits aber öffnete eine dynamisch expandierende Ökonomie denjenigen Chancen, die zur rechten Zeit am richtigen Ort waren und die Gelegenheit zu nutzen wußten.[454]

Der Ausspruch "jeder ist seines Glücks Schmied" (*each man has his fortune in his own hands*) stammte zwar von Francis Bacon, bekam aber Roy Porter zufolge einen neuen Klang, als ein gewisser William Hutton ihn in seinen Memoiren verwendete, die den Aufstieg des Mannes von der Kinderarbeit (im Alter von sieben Jahren begann Hutton seine Lehre als Strumpfwirker) zum Millionär beschreiben. Porter führt eine Reihe ähnlicher Erfolgsgeschichten auf, von denen am meisten diejenige von James Lackington beeindruckt, einem Methodisten, der sich von seinen Glaubensbrüdern £5 lieh, um am Finsbury Circus in London ein Antiquariat zu eröffnen. Lackington revolutionierte das Geschäft mit Büchern, er gewährte keinen Kredit und senkte statt dessen die Preise, er kaufte Restauflagen, um sie billig feilzubieten und er ließ Kataloge drucken. 1791 verkaufte er 100.000 Bände im Jahr, mit geringen Margen und dem für damalige Zeiten enormen Gesamtgewinn von jährlich £5.000. Erfolgsgeschichten wie diejenige Lackingtons sind Porter zufolge zwar für die fragliche Epoche nicht ungewöhnlich, aber auch nicht typisch. Häufiger trifft man auf moderaten geschäftlichen Erfolg, der bescheidenen Wohlstand ermöglichte (Ibid.: 80).[455]

Es war laut Porter diese Masse von ökonomisch aktiven Kleinbürgern, welche den Humus für die aufkeimende Industrialisierung bildeten (Ibid.: 81f.).[456] England war im 18. Jahrhundert von einem "kommerziellen Geist" durchdrungen, der weite Teile der Bevölkerung erfaßte – die *Glorious Revolution* hatte die goldene Ära des kommerziellen Kapitalismus eingeläutet.[457] Auch in den "höheren" Schichten der Gesellschaft verlagerte sich die Investitionstätigkeit vom Land auf Handel und Gewerbe; schon Daniel Defoe war der Ansicht, daß Landbesitz lediglich ein Teich sei, Handel aber eine sprudelnde Quelle. Dank des gut funktionierenden Kreditwesens hatte England die Limitationen einer auf Münzgeld basierenden Ökonomie offenbar weitgehend überwunden,

---

[454] Die soziale Mobilität wurde dadurch begünstigt, daß in Abwesenheit strikt endogamer "Stände" etliche Menschen Verwandte in "besseren Kreisen" hatten, welche sie protegierten. Verwandtschaftliche Beziehungen, Glück, oder außergewöhnliches Talent konnten der Schlüssel zum sozialen Aufstieg sein – mußten es aber nicht; "Chancengleichheit" stand keineswegs auf der Agenda der Zeit, und auch wenn Porter sich hierzu nicht explizit ausläßt, dürfte wesentlich mehr Talent brachgelegen haben, als aufgrund diverser Zufälle genutzt wurde. Damals wie heute bewachten die Privilegierten ihre Vorrechte eifersüchtig.

[455] Das Beispiel Lackington ist in zweierlei Hinsicht von Interesse. Erstens war Lackington, wie gerade erwähnt, Methodist. Von dem Angehörigen dieser Sekte erwartet man nachgerade, daß er sich entsprechend der "protestantischen Ethik" verhält, d.h. sein Geld zusammenhält, früh schlafen geht und früh aufsteht, keine Zeit verschwendet usw.. Inwieweit man allerdings in dieser Hinsicht von diesem Beispiel verallgemeinern kann, ist fraglich. Porter, der die autobiographischen Aufzeichnungen etlicher Zeitgenossen studiert hat, kommt zu dem Schluß, daß eher das zutrifft, was der Literaturkritiker Giuseppe Baretti, der längere Zeit in London lebte, notierte: »Die Engländer tun ihr äußerstes um Geld zu machen; aber wenn sie es haben, geben sie es freizügig aus« (nach Porter 1991: 81).

[456] Adam Smith bezeichnete England einmal als "Nation von Ladenbesitzen", und tatsächlich verfügte das Land gegen Ende des 18. Jahrhundert über mehr als 170.000 Läden. Das Adreßbuch von Birmingham führte in den 1770er Jahren folgende kleinere Geschäftsleute auf: 248 Schankwirte, 129 Knopfmacher, 99 Schuhmacher, 77 Kaufleute, 74 Schneider, 64 Bäcker, 56 Spielzeugmacher, 52 Hersteller von metallenem Eßgeschirr (*platers*), 49 Schlachter, 48 Zimmerleute, 46 Barbiere, 46 Messingschmiede, 39 Ladenbesitzer, 39 Schnallenmacher, 36 Büchsenmacher, 35 Juweliere, 26 Mälzer, 24 Tuchhändler, 23 Gärtner, 21 Klempner und 21 Eisenwarenhändler (Ibid.).

[457] Die korrektere deutsche Übersetzung "Handelskapitalismus" für "commercial capitalism" weckt möglicherweise falsche Assoziationen. Dem Wirtschaftswachstum des frühen 18. Jahrhundert lag wie gesehen auch eine Steigerung der inländischen Wertschöpfungsraten zugrunde, die "kommerzielle Revolution" betraf nicht zuletzt domestische Handwerkserzeugnisse.

Kapital war reichlich vorhanden und wurde bereitwillig in die Verbesserung der landwirtschaftlichen Flächen, den Straßen- und Kanalbau, die Stadtentwicklung oder den Kolonialhandel investiert. Der neue Wohlstand der Mittelschicht veränderte schließlich auch das Bild der Städte. Ab Ende des 17. Jahrhundert entstanden neue Straßen und Plätze, die von eleganten, im klassizistischen Stil gestalteten Reihenhäusern gesäumt wurden. Die Bewohner dieser Domizile setzten sich aktiv für die Verbesserung des urbanen Raums ein, sie förderten den Bau öffentlicher Gebäude, die Gestaltung von Gärten und Promenaden, die Pflasterung und Beleuchtung von Straßen (Wrightson 2000: 304f.). Das Erscheinungsbild der modernen Stadt ist in vielfacher Hinsicht ebenso ein Projekt des Bürgertums wie die urbane Kultur.

Das Konsumniveau der Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung blieb Richard Price zufolge hingegen niedrig, erst nach 1870 verfügten die Arbeiter demnach über hinreichend Geld, um in signifikantem Ausmaß nicht lebensnotwendige Güter zu kaufen und zu konsumieren (Price 1999: 34).[458] Dieses pauschale Urteil ist aber fragwürdig, seine Validität hängt von der Grenzziehung zwischen "Arbeitern" und "Mittelschicht" ab. Für einen großen, wahrscheinlich für den größten Teil der arbeitenden Bevölkerung war das Leben tatsächlich schon zu Beginn des 18. Jahrhundert hart, unsicher und in vielen Fällen auch kurz, und die Lage dieser Menschen änderte sich nur wenig (vgl. Porter 1991: 86). Auf den ersten Blick scheinen im Zuge der ökonomischen Entwicklung zwei gegenläufige Tendenzen eingesetzt zu haben: Auf der einen Seite die Konsolidierung der Mittelschicht und ihrer domestischen Kultur, und auf der anderen die Verelendung der arbeitenden Massen, die zunächst vor allem Landarbeiter und Kleinbauern traf. Als sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts reiche Philanthropen aufmachten, die Lebensbedingungen der Armen zu untersuchen, fanden sie laut Porter durchweg, daß die Landarbeiter sich mit einem äußerst kargen Speisezettel begnügen mußten, der fast nur aus Brot und Käse bestand. Einhegungen von bis dahin der Allgemeinheit zu Verfügung stehenden Flächen durch reiche Grundbesitzer führten dazu, daß deutlich weniger Haushalte die Möglichkeit hatten, eine Kuh oder ein paar Hühner zu schlachten und sich Feuerholz zu beschaffen.[459] Bevölkerungswachstum und Einhegungen hatten zur Konsequenz, daß eine Schicht von "Landvertriebenen" ("*rural displaced*") entstand, die auf die Armenfürsorge der Gemeinden angewiesen waren.[460] Aber auch ohne Opfer von

---

[458] Die Arbeiterklasse als selbstbewußte politische Einheit sollte sich erst während des 19. Jahrhundert im Zuge der sich ausbreitenden Industrialisierung konstituieren.

[459] Die erste Welle von Einhegungen setzte wie bereits weiter oben erwähnt Mitte des 15. Jahrhundert ein, als Grundherren begannen, nicht nur unprofitable Äcker umzunutzen, sondern offenbar auch bereits die sog. "Allmenden" (engl. *commons*) einzufrieden. Den ärmeren Dorfbewohnern, die nur über wenig Land verfügten, und die folglich auf die Nutzung dieser Flächen angewiesen waren, wurde damit faktisch die Existenzgrundlage entzogen. Auf diese Zeit geht der Ausspruch "Schafe essen Menschen" zurück; eine knappe zeitgenössische Beschreibung dieses Prozesses liefert Thomas More in seinem berühmten Werk *Utopia* (1516: 26ff.). Als in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Wollpreise fielen, kamen der Prozeß der Einhegung weitgehend zum Stillstand. Er lebte Mitte des 18. Jahrhundert wieder auf, dieses Mal allerdings motiviert durch die aufgrund des Bevölkerungswachstums deutlich gestiegenen Preise für Grundnahrungsmittel, was substantielle Investitionen in die Landwirtschaft beförderte. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts waren schließlich überall in England die großen "offenen" Felder, wie sie für die Landwirtschaft des Mittelalters charakteristisch gewesen waren verschwunden – und mit ihnen die wenig produktiven und kapitalschwachen Betriebe derjenigen Kleinbauern, die zur Sicherung ihres Lebensunterhalts auf die Nutzung der Allmenden angewiesen waren (vgl. Porter 1991: 208ff. und Mokyr 2009: 172ff.).

[460] Die unter Elizabeth I. erlassenen Fürsorgegesetze sahen vor, daß die Gemeinden die nicht arbeitsfähigen Alten und Kranken sowie die Kinder der Armen unterstützten, während arbeitsfähige Erwachsene in Arbeitshäusern Beschäftigung finden sollten. Da die Arbeitshäuser aber nur selten kostendeckend arbeiteten, war der von ihnen ausgehende Schrecken (trotz etlicher grauenhafter Beispiele für Einrichtungen, in denen die Menschen nachgerade zu Tode gearbeitet wurden) noch nicht omnipräsent, viele Gemeinden zogen vor, ihre Un-

Einhegungen zu sein, litten die Armen am meisten unter der gegen Ende des Jahrhunderts durch das Auseinanderklaffen von Bevölkerungswachstum, Wirtschaftswachstum und landwirtschaftlicher Produktivität verursachten Krise. Als die Reallöhne erneut sanken weil die Nahrungsmittelpreise stiegen, verschlechterte sich zwangsläufig der Lebensstandard all derer, die von ihrer Hände Arbeit leben mußten (Ibid.: 94ff.).[461]

| | King (1688) | | Massie (1760) | | Colquhoun (1803) | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Familien (1.000) | ∅ Einkommen | Familien (1.000) | ∅ Einkommen | Familien (1.000) | ∅ Einkommen |
| Hochadel und Landadel | 16.600 | £378,7 | 18.000 | £484,4 | 27.200 | £1.205,9 |
| Akadem. Berufe, Staatsdiener | 90.000 | £64,1 | 83000 | £58,1 | 172.500 | £181,4 |
| Grundbesitzer, Landwirte | 330.000 | £51,3 | 365.000 | £46,4 | 660.000 | £73,5 |
| Arbeiter und Landarbeiter | 764.000 | £10,5 | 648.000 | £16,8 | 290.700 | £10,0 |
| Handwerker | 60.000 | £40,0 | 80.000 | £52,5 | 541.000 | £94,4 |
| Händler, Ladeninhaber, Seeleute | 100.000 | £52,0 | 277,500 | £55,5 | 242.900 | £200,6 |

Tabelle 15: Schätzungen zur Einkommensverteilung (nach Wrigley 2010: 129)

Die verbreitete Armut sollte aber nicht zu vorschnellen Verallgemeinerungen verführen, das Leben der meisten Menschen im England des 18. Jahrhundert wurde keineswegs von nacktem Elend bestimmt; wenngleich die Arbeit hart war und ihr Anteil am neuen Wohlstand vergleichsweise gering ausfiel, waren die arbeitenden Massen keineswegs durchgängig verelendet und permanent vom Hungertod bedroht (Ibid.: 143f.). Die Entwicklung in England stellte sich Roy Porter zufolge insgesamt deutlich positiver dar als auf dem Kontinent, wo die Bevölkerung ebenfalls wuchs, die landwirtschaftliche Produktivität aber weitgehend stagnierte (Ibid.: 92). Porter bemerkt dazu:

»Zwei Trugbilder tauchen vor dem unachtsamen Betrachter auf, der versucht sich eine Vorstellung vom Alltagsleben in vorindustrieller Zeit zu machen. Eines besteht in dem Bild einer ganzheitlichen "Gemeinschaft", in der Menschen mit gleichermaßen kreativem und befriedigendem Handwerk befaßt waren und Bauern gemütlich im Schoß der Großfamilie lebten. […] Das zweite und kontrastierende Trugbild suggeriert, daß die vorindustrielle Gesellschaft mit einem heutigen unterentwickelten "Drittwelt"-Land verglichen werden könne. Bisweilen wird angenommen daß vor der umfassenden Industrialisierung die Primitivität der Technologie, Hygiene und Medizin, im Einklang mit Analphabetismus, Bevölkerungswachstum und nackter Ausbeutung für die Massen zu einem Leben am Rand des Hungertods und in völliger Hoffnungslosigkeit führten. Aber dem war im Georgianischen England nicht so. Das Leben war für die arbeitende Bevölkerung si-

oder Unterbeschäftigten Angehörigen direkt zu unterstützen, was angesichts der im 18. Jahrhundert vielfach gezahlten Hungerlöhne offenbar zumindest in einigen Fällen dazu führte, daß es die Arbeitslosen besser ernährt waren als die Arbeitenden. Eine aus heutiger Perspektive nur allzu vertraute Lösung des Dilemmas bestand zunächst darin, denjenigen, die von ihrer Arbeit nicht leben konnten, Lohnzuschüsse zu zahlen (das sog. Speenhamland-System). Schließlich wurde mit dem "*Poor Law Amendment*" von 1834 die Verantwortung für die Armenfürsorge zentralisiert, und das Arbeitshaus zur Norm (vgl. Porter 1991: 129ff.).

[461] Eine Entwicklung, welche den Anlaß für Thomas Malthus Auslassungen zu Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung lieferte.

rung sicherlich zermürbend, die Schmerzen überstiegen das Vergnügen bei weitem, und mehr als eine von fünf Familien war von der Armenfürsorge abhängig. Dennoch existieren vielfältige Belege dafür, daß sogar bedürftige Arbeiter über frei verfügbares Einkommen verfügten, in den Markt involviert waren und ihr Leben wenigstens ansatzweise gestalten konnten. Sie besaßen einige Erbstücke und leisteten sich gelegentlichen Luxus« (Ibid.).

Massenhafter Wohlstand und "Sozialpartnerschaft" sind tatsächlich relativ rezente (und möglicherweise auch höchst flüchtige) Phänomene; aber zu einem nicht unerheblichen Teil waren die Armen nur nach Maßstäben der Mittelschicht arm, im Vergleich zu ihren kontinentaleuropäischen Widerparts aber deutlich besser gestellt. Robert C. Allen gibt einen der von Sir Frederick Eden in seiner 1797 erschienenen Untersuchung zur *Lage der Armen* beschriebenen Fälle wieder, der seiner Ansicht nach exemplarisch ist. Es handelt sich um einen 40-jährigen Gärtner aus Ealing (damals ein Vorort von London) mit Frau und vier Kindern, der durch die Kombination mehrerer Beschäftigungen auf einen Verdienst von etwa 30d pro Tag kam. Dieses Einkommen ermöglichte der Familie *täglich* Weizenbrot, Fleisch und Käse zu essen sowie Bier und Tee mit Zucker zu trinken, neue Schuhe und Kleider zu kaufen, die ältesten beiden Kinder zur Schule zu schicken, ein Haus mit Garten zu mieten und dieses im Winter zu beheizen. Damit war die englische Familie deutlich besser genährt als ihre Zeitgenossen in Frankreich oder Italien, deren Nahrung zu 95 Prozent aus Getreideprodukten bestand, und die insbesondere in Italien in Folge des sich ausbreitenden Maiskonsums unter chronischer Mangelernährung litten (Allen 2009: 29f.).[462] Während in England Ende des 18. Jahrhundert durchschnittlich 2.700 Kalorien pro Kopf und Tag zur Verfügung standen waren es in Frankreich nur 2.290 Kalorien; 40 Prozent der französischen Bevölkerung mußte mit weniger als 1.958 Kalorien auskommen, in England waren es lediglich 20 Prozent. Die bessere Ernährung wirkte sich nicht nur positiv auf die Gesundheit, sondern auch auf die Leistungsfähigkeit der Bevölkerung aus; nach einer von Allen wiedergegebenen Schätzung waren 20 Prozent der Menschen in Frankreich so schlecht ernährt, daß sie am Tag gerade einmal 3 Stunden leichte Arbeit leisten konnte, der durchschnittliche Engländer war um 1800 zudem etwa 10 cm größer als sein in Österreich-Ungarn lebender Zeitgenosse (Ibid.: 46f.).

Die Einkommen der arbeitenden Menschen in England unterschieden sich allerdings enorm, wie z.B. die 1843 von Alexander Somerville im Norden des Landes durchgeführten Untersuchungen belegen. Laut Somerville kamen gelernte Maurer oder Zimmerleute auf einen Wochenlohn 318d, andere Bauarbeiter erhielten 186d, Arbeiter in einer Baumwollfabrik 120d und Tagelöhner im Schnitt lediglich 66d, also lediglich ein Fünftel dessen, was die bestbezahlten Männer erhielten (vgl. Tabelle 16).[463] Auch wenn den Daten der Vorläufer der modernen Sozialstatistik mit Vorsicht zu begegnen ist, verdeutlichen sie zumindest die erhebliche Bandbreite der verfügbaren Einkommen. Bereits Daniel Defoe hatte um 1700 diesbezüglich drei Gruppen von abhängig Beschäftigter identifiziert, deren Lebensstandard sich jeweils deutlich unterschied: Auf der obersten Stufe siedelte er jene qualifizierten Handwerker an, die eine längere Ausbildungszeit hinter sich hatten und entweder als Subunternehmer für größere Fabrikanten oder als angestellte Fachkräfte arbeiteten; zu dieser Gruppe zählten z.B. Schmiede, Schneider und Hutmacher. Unter diesen standen diejenigen, die sich zwar gewisse

[462] Im Unterschied zu anderen Getreideprodukten enthält die aus Mais hergestellte *Polenta* kein Niacin.

[463] Diese Zahlen stammen wie gesagt zwar aus der Mitte des 19. Jahrhundert, die Spreizung der Löhne innerhalb der Arbeiterschaft dürfte aber im 18. Jahrhundert ähnlich deutlich gewesen sein.

Kenntnisse ihres Gewerbes angeeignet hatten, aber über keine gründliche Ausbildung verfügten. Auf der untersten Ebene befanden sich die ungelernten Arbeiter (nach Wrightson 2000: 309). Pauschale Aussagen über *die* Kaufkraft *der* Arbeiter sind also zumindest problematisch.

| | Tage-löhner | Fabrik-arbeiter | Bau-arbeiter | Maurer u. Zimmer-leute |
|---|---|---|---|---|
| Wöchentliches Einkommen | 66d | 120d | 186d | 318d |
| Für die Ernährung verwendeter Teil des Einkommens | 85% | 76% | 74% | 61% |
| Kalorien pro Tag und männlichem Erwachsenen | 1.605 | 2.806 | 3.219 | 3.937 |

Tabelle 16: Abhängigkeit der Ernährung vom Einkommen 1843 (nach Allen 2009: 47)

Zumindest in Teilen der Arbeiterschaft bildete sich infolge des gestiegenen Wohlstands schließlich so etwas wie eine "plebejische Konsumkultur" heraus, die sich zwar teilweise mit der "bürgerlichen" Variante überschnitt, in der Regel aber weniger Gewicht auf den für Arbeiterhaushalte nicht erschwinglichen Hausrat legte.[464] Zucker und Tee, etwas "feines" Tischgeschirr, ein Baumwollkleid – ihr (wenngleich bescheidenes) Konsumniveau, ihre (allerdings ebenfalls begrenzte) geographische und soziale Mobilität setzte die arbeitende Klasse Englands deutlich von den Leibeigenen ab, die zeitgleich östlich der Elbe auf den großen Adelsgütern arbeiteten. Die Zunahme des verfügbaren Einkommens führte aber keineswegs umgehend zu einem radikalen Wandel der Konsumtionsmuster, das überzählige Geld wurde zunächst noch für die gleichen Dinge ausgegeben wie in vorangegangenen Jahrhunderten auch: »eine neue Mütze, noch einen Krug schäumenden Biers, ein halbes Dutzend Austern« (Porter 1991: 217).[465] Weite Bereiche des Alltagslebens wandelten sich nur sehr langsam.[466]

Im welchem Maß auch immer die arbeitenden Menschen am Wirtschaftswachstum partizipierten, die neue Konsumkultur war in ihrer Essenz nichtsdestotrotz ein "bürgerliches" Phänomen. Der Aufstieg des Bürgertums und seiner neuen Konsumkultur ging einher mit der Emergenz eines neuen Raums, der "Öffentlichkeit". Ein zentrales Merkmale des im 18. Jahrhundert einsetzenden bzw. sich beschleunigenden gesellschaftlichen Wandels war die Herausbildung dieser öffentlichen Sphäre:[467] Einerseits erweiterte sich der Kreis derer, die am gesellschaftlichen Diskurs teilhatten, andererseits war der öffentliche Bereich der Ort einer neuen Kultur der Repräsentation, die sich in der gesamten materiellen und nichtmateriellen Kultur manifestierte (Blanning 2002: 5ff.). Läßt man einmal die Überfrachtung beiseite, die dieses Konzept durch die marxistische

[464] Porter widerspricht damit der gängigen Annahme, die neue Konsumkultur sei allein ein Phänomen der Mittelschicht gewesen. Vgl. zu dieser Auffassung Price (1999: 34).

[465] Damals ein billiger Snack wie heutiges "fast food".

[466] Insbesondere der Alkoholkonsum blieb sehr hoch, Mitte des Jahrhunderts kamen z.B. in Northampton 60 Gastwirtschaften und 100 Bierkneipen auf 5.000 Einwohner, und der Ginkonsum war ein ernstes Problem (Ibid.).

[467] Die "Öffentlichkeit" wird formal dadurch konstituiert, daß sie sowohl "offen" ist, d.h. frei zugänglich, als auch "offen" eingesehen werden kann.

Geschichtsmetaphysik erfahren hat, so ist der deutsche Begriff "bürgerlich" gerade in seiner Vieldeutigkeit recht gut geeignet, den Sachverhalt zu umreißen: In deskriptiver Hinsicht partizipierten einerseits mehr Menschen am gesellschaftlichen Reichtum (die weder adliger Geburt noch in den Adelsstand erhoben sein mußten), in normativer Hinsicht steht der Begriff für einen Wertekanon, der sich insbesondere in Deutschland stark von dem des Adels abgrenzte.[468] Diese gedachte und gelebte Differenz war in England, wo Adlige als Kapitalisten auftraten und reiche "Gemeine" geadelt wurden, zwar nicht derart ausgeprägt wie in Deutschland;[469] nichtsdestotrotz unterschied sich auch dort die "moderne" bürgerliche Repräsentationskultur deutlich von der "barocken" des Adels.

Daß Adlige nach dem Motto "verschwenden und blenden" agierten, lag Blanning zufolge weniger an individueller Verschwendungssucht, sondern war Teil ihres Selbstverständnisses (Ibid.: 59). Die Ethik des Bürgertums war mit dieser Einstellung weitgehend unvereinbar; zwar versuchten einige neureiche Ex-Angestellte der EIC im 18. Jahrhundert sich in "die Gesellschaft" dadurch einzukaufen, daß sie ihren Reichtum möglichst offensichtlich zur Schau stellten; diese "Nabobs" waren aber für das Bürgertum ebensowenig repräsentativ wie jene religiösen Sektierer, die Max Weber im Sinn hatte, als er den Zusammenhang von protestantischer Ethik und Kapitalismus postulierte.[470] Die materielle Kultur des Bürgertums war weniger durch Enthaltsamkeit als durch eine – wie Tim Blanning schreibt – "Mäßigung der Mäßigung" gekennzeichnet, d.h. man konsumierte und genoß, erfreute sich an Dingen und Genüssen, aber man gab sich nicht der Verschwendung hin. Völlerei, Trunksucht und exzessives Glückspiel blieben kulturelle "Privilegien" des Adels. Wenngleich Blanning davor warnt, die Dichotomie zu verabsolutieren und eine zu scharfe Trennlinie zu ziehen (Ibid.: 279), stand die bürgerliche Repräsentationskultur respektive "Öffentlichkeit" dennoch zumindest im Prinzip für gänzliche neue Prinzipien. Während der Pomp des Adels der Abgrenzung gegen das gemeine Volk diente, mithin elitär und exklusiv sein mußte, war die bürgerliche Kultur zumindest im Grundsatz demokratisch und inklusiv; die Ersetzung von "Nobilität" durch "Respektabilität" als zentrales Klassifikationsmerkmal weist zudem darauf hin, daß nicht nur die Ökonomie, sondern auch die Gesellschaft insgesamt sich von Subordination und Redistribution[471] auf ein generelles Prinzip der Wechselseitigkeit hin orientierte – nicht nur die Marktökonomie, sondern auch die Kultur der "Respektabilität" war eine essentiell egalitäre Angelegenheit.

Ort der neuen "bürgerlichen" Öffentlichkeit war das Kaffeehaus. Das erste englische Kaffeehaus entstand 1650 in Oxford, das zweite 1652 in London. In den späten 1670er Jahren gab es in London, Paris und Amsterdam Hunderte dieser Einrichtungen,

---

[468] Aus Sicht des deutschen Bildungsbürgers war der Adel zwar vielleicht "zivilisiert", aber keinesfalls "kultiviert" (vgl. Blanning 2002: 56f.).

[469] Wenngleich viele Handwerker nicht glücklich darüber waren, von adligen Auftraggebern mit teilweise fragwürdiger Zahlungsmoral abhängig zu sein, wurde der Gegensatz zwischen beiden "Klassen" offensichtlich nicht derart mythisch überhöht wie in Deutschland.

[470] Instruktiv in dieser Hinsicht ist auch eine Arbeit von Margaret Jacob und Matthew Kadane (2003), in der die Autoren das Leben und die Ansichten eines gewissen Joseph Ryder aus Leeds (1695-1768) auf Grundlage von dessen Tagebuch rekonstruieren. Ich bin mir nicht sicher ob Jacob und Kadane das intendierten, aber sie stützen Webers These keineswegs, sondern liefern im Gegenteil nur einen weiteren Beleg dafür, daß die tatsächlichen Verhältnisse wesentlich komplexer waren als Webers letztlich doch recht kruder Reduktionismus abzubilden oder zu erklären vermag. Wie problematisch auch dieses Etikett wiederum sein mag, primär manifestierten sich "bürgerliche" Handlungsorientierungen in der neuen Konsumkultur (vgl. z.B. de Vries 1976: 218), für deren Herausbildung der Calvinismus mit seiner sinnenfeindlichen Ausrichtung ebensogut ein Hemmnis wie ein begünstigender Faktor gewesen sein mag.

[471] D.h. der Umverteilung von Abgaben ihrer Untertanen durch die adligen "Herren".

von denen viele zugleich als Teestuben, Spirituosenläden, Badehäuser und sogar Bordelle fungierten. Als Stätten der freien politischen Debatte erregten die Kaffeehäuser bald den Argwohn der regierenden Monarchen. Ludwig XIV. verbot politische Diskussionen, und Charles II. versuchte 1675, alle Kaffeehäuser zu schließen, mußte seine Proklamation nach einem Proteststurm aber umgehend zurücknehmen. Ende des 17. Jahrhundert hatte sich die Institution des Kaffeehauses in einer Form etabliert, die während fast des gesamten 18. Jahrhundert unverändert weiterbestehen sollte, und die diese Einrichtung zum zentralen Bestandteil des gesellschaftlichen, intellektuellen, politischen und wirtschaftlichen Lebens machte (Smith 2002: 141).[472] Im Kaffeehaus wurde keineswegs behauptet,

»daß jeder der Anwesenden von Geburt ein Gentleman ist. Die Menschen die sich hier aufhalten sind Gentlemen, weil sie sich wie Gentlemen *benehmen*: Sie kleiden, sprechen und geben ihr Geld aus wie Gentlemen. Die Reaktionen auf das, was im Kaffeehaus gesagt und getan wird, sind nüchtern und ausgewogen, zumindest der Theorie nach. In einer Taverne kann ein Disput zu hitzigen Worten und einem Kampf oder der Herausforderung zu einem Duell führen ... In einem Kaffeehaus erwartet man nicht, daß ein Disput irgendeine physische Reaktion zeitigt, und es würde als Aufhebung des Status eines Gentleman angesehen, wenn jemand entweder Dinge sagte, die eine gewalttätige Reaktion hervorrufen, oder er selbst auf diese Weise reagierte« (Ibid.: 145)[473]

Woodruff Smith zufolge war es eben diese Form des freien Austauschs von Informationen und Ansichten unter Gleichen, die das Kaffeehaus zu einer der Keimzellen der "demokratischen" Öffentlichkeit werden ließ.[474] Daß der Kaffeekonsum in England sich in den 1660er und 1670er Jahren einer derartigen Beliebtheit erfreute, daß der Begriff *coffee craze* aufkam, [475] lag demnach mitnichten allein an dem neuen Getränk, sondern vor allem auch daran, daß das Kaffeehaus eng mit einer anderen Institution von zunehmender Bedeutung verbunden war, der freien Presse. Während London bereits ab 1702 über eine täglich erscheinende Publikation (*The Daily Courant*) verfügte,[476] erschein in

---

[472] Das erste Kaffeehaus in Paris wurde 1672 von einem Armenier eröffnet und noch primär von Ausländern frequentiert; um 1700 gab es bereits um die 300 Kaffeehäuser in der Stadt, sie waren zu einem festen Bestandteil der urbanen Kultur geworden (Wills 1993: 141)

[473] "Gentleman" ist in dieser Passage Synonym für "gesellschaftsfähig" und bezieht sich auf Auftreten und Erscheinungsbild einer Person, nicht deren gesellschaftliche Stellung.

[474] Mit der Emergenz der "bourgeoisen" Kultur im 18. Jahrhundert einher ging eine Veränderung der "Etikette". Die Mittelschicht entfernte sich Porter zufolge zunehmend von den Derbheiten, die bis dahin Theater, Literatur und öffentlichen Sprachgebrauch kennzeichneten. Man fluchte nicht, und verwendete keine "*four letter words*" mehr, zumindest nicht, wenn fremde Ohren zuhörten: »*Damns have had their day*« erklärte der Protagonist eines Theaterstücks 1775 seinem Publikum (nach Porter 1991: 303). Die Gesellschaft wurde kultiviert – und diejenigen, welche sich ein Gewissen leisten konnten, kultivierten auch dieses (Ibid.: 305). Die georgianische Gesellschaft war allerdings durch starke Kontraste geprägt. Sie war nach heutigen Maßstäben *auch* erschreckend unzivilisiert und gewalttätig. Nach Ansicht ausländischer Besucher aßen die Engländer im Übermaß, gaben sich bei jeder Gelegenheit dem Alkohol hin und fluchten ständig. Duelle unter "Gentlemen" waren ebenso allgegenwärtig wie das Verbrechen, und öffentliche Hinrichtungen ein alltägliches Spektakel, da die Delinquenten schon wegen der geringsten Delikte gehenkt wurden (Ibid.: 8ff.).

[475] Der Kaffeekonsum erlebte zwar zunächst einen ebenso rasanten Aufstieg wie die Verwendung von Baumwollstoffen, die ökonomische Bedeutung der Kaffeeimporte blieb aber (im Unterschied zu Baumwolle und Tee) begrenzt. Die "*East Indiamen*" der EIC luden als Zusatzfracht neben Salpeter vor allem auch Kaffee. Bis in die letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhundert war der Anbau von Kaffee auf den südlichen Yemen (in der Umgebung von Mocha) und einige eng begrenzte Regionen Äthiopiens beschränkt. Mit der Ausweitung der Nachfrage nach dem Getränk wurde auch der Anbau ausgeweitet, allerdings war offenbar schon relativ schnell kein Vermögen mehr mit den schwarzen Bohnen zu verdienen; Chaudhuri zufolge bestand ständig die Gefahr der Marktsättigung und daraus resultierender fallender Erträge (1978: 360ff.).

[476] *The Times*, die älteste heute noch herausgegebene Tageszeitung erschien erstmals 1785.

Frankreich die erste Tageszeitung (*Le Journal de Paris*) erst 1777; zu diesem Zeitpunkt wurden in England bereits 50 verschiedene Zeitungen publiziert (Colley 1992: 41).[477] Im 18. Jahrhundert wurden in den Kaffeehäusern nicht allein aktuelle Ereignisse diskutiert und Zeitungen gelesen, in Britannien wurden Zeitungen und Zeitschriften häufig auch in Kaffeehäusern herausgegeben (Smith 2002: 149f.). Man könnte meinen, daß der Kaffeekonsum nur eine relativ zufällige Zugabe zu dem Setting des Kaffeehauses war. Gerade dem Getränk kam aber eine spezifische Funktion bei der Konstitution des kulturellen Kontextes zu, es signifizierte (ebenso wie mit Einschränkungen Tee) das Ideal der "rationalen Maskulinität", welches zentraler Bestandteil der Selbstdefinition der Gentlemen war, die sich im Kaffeehaus trafen. Es war demnach gerade der Konsum von Kaffee, der sie vor allem gegen die (Bier und Gin trinkenden) Unterschichten, aber auch gegen den (Wein trinkenden) Adel abgrenzte, und ein "bürgerliches" Ideal zum Ausdruck brachte, welches durch kühle Nüchternheit, "Rationalität" eben, gekennzeichnet war (Ibid.: 151).[478]

Man sollte derartigen klischeehaften Selbstinszenierungen m.E. allerdings mit ein wenig mehr Skepsis begegnen, als Smith es in seiner ansonsten vorzüglichen Studie tut. Was jemand für sich behauptet, und was er tatsächlich tut, können zwei sehr verschiedene Dinge sein; und die Behauptung moralischer Überlegenheit über die vermeintlich weniger "tugendhaften" Teils der Bevölkerung hatte fraglos auch eine politische Funktion. Ungeachtet seiner "demokratischen" oder "egalitären" Strukturen im Inneren war das Kaffeehaus nach außen hin eine exklusive Einrichtung, wie auch Smith betont: »Ein Kaffeehaus kann Eintritt verlangen oder auch nicht. Es kann jeden an der Tür abweisen, der nicht passend gekleidet ist, oder darauf verzichten. Es kann Frauen formell zulassen oder nicht. Aber das Management und besonders die Klientel werden jedem gegenüber, der nicht "paßt", diese Tatsache unmißverständlich deutlich machen« (Ibid.: 156). Andererseits war der Kreis derer, die Kaffeehäuser besuchten, Smith zufolge erstaunlich groß, was vielleicht tatsächlich zu dem Eindruck verleiten mag, an diesen Orten hätte man eine neue, sich ihrer selbst bewußt werdende Klasse im Prozeß ihrer Formation beobachten können.[479]

Das Kaffeehaus bildete schließlich ein Scharnier zwischen Öffentlichkeit und Literalität; in jenem allgemeinen Sinn, wie der zweite Begriff im 18. Jahrhundert verwendet wurde, bedingten sich die Existenz einer öffentlichen Meinung und diejenige gedruckter Medien wechselseitig – was wiederum erforderte, daß die Menschen diese Abhandlungen, Zeitungen und Pamphlete auch lesen konnten. Die Zahl der jährlich veröffentlich-

---

[477] Die Engländer waren zudem eine "politische Nation". Nach Auskunft ausländischer Besucher waren sie ein politisch informiertes und engagiertes Volk, das sich beizeiten auf traditionelle "Freiheiten" berief und auf die Barrikaden ging Porter 1991: 103ff.). Aber trotz oder vielleicht auch wegen dieser politischen Kultur kam es in England zu keiner mit der Französischen vergleichbaren Revolution. Der Grund dafür war Porter zufolge, daß die Ziele der englischen Mobs sehr konkret und beschränkt waren; die Menschen verlangten Brot zu alten Preisen, die Orientierung der Löhne am vermeintlichen Gewohnheitsrecht und ähnliches.

[478] Woodruff Smith zufolge war das Kaffeehaus nicht nur der Geburtsort der demokratischen oder "bürgerlichen" Öffentlichkeit, an seinen Tischen wurde auch ein spezifisches Konzept "rationaler Maskulinität" als Rollenmuster definiert. Diese "rationale Maskulinität" war (und ist) nicht nur durch bestimmte Umgangs- und Verhaltensformen definiert, sondern auch durch spezifische Konsumptionsmuster. "Mode" war und ist keineswegs primär "weiblich".

[479] Zudem waren Assoziationen wie die *Society for the Encouragement of Arts, Commerce, and Manufactures in Great Britain,* und selbst solche obskuren xenophoben Verbände wie die *Laudable Association of Anti-Gallicans* bedeutsam für die Konstitution der Öffentlichkeit (und auch Vehikel des sozialen Aufstiegs; vgl. Colley 1992: 91–98).

ten Bücher stieg zwischen 1700 und 1800 um ca. das dreifache, bei Belletristik vervierfachte die Zahl sich sogar (Mokyr 2009: 47), während 92 Prozent der in London ansässigen Männer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert ihre Heiratsurkunden eigenhändig unterschrieben, bei den Frauen waren es 74 Prozent. Im Landesdurchschnitt lag die Alphabetisierungsrate bei Männern um die 60 Prozent (Blanning 2002: 111f.).[480] Daß die Literalität sich im 18. Jahrhundert derart weit ausbreitete, war allerdings keineswegs ein Verdienst des nach wie vor unzureichenden Schulsystems, sondern vielmehr des Engagements von Familien und Individuen (Porter 1991: 167).[481]

Die neue "bürgerliche" Alltagskultur verband recht zwanglos "Öffentliches" und "Privates", man sollte die Konzepte keinesfalls in Opposition zueinander stellen, da die Übergänge fließend waren (und sind): Das Privatleben fand an öffentlichen Orten statt (Theater, Konzertsaal, Kaffeehaus), ebenso wie das private Domizil bei Tee- und Abendgesellschaften zum öffentlichen Ort wurde. In dem Maße, wie diese "Gesellschaften" zunahmen, vervielfältigten sich auch die öffentlichen Räume und wurden zu Brennpunkten, an denen die neue "bürgerliche" Kultur sich formierte.[482] Tagsüber konnte der Hauptstadtbewohner einen der wenigstens 64 Lustgärten besuchen, wo man wandelte, Tee trank, Musikaufführungen lauschte und Konversation betrieb (für diejenigen, die derbere Kost wünschten, wurden Box- und Hahnenkämpfe veranstaltet). Abends strömten die Menschen in die Theater – das an der Drury Lane in London faßte 1794 die für heutige Verhältnisse erstaunliche Zahl von 3.611 Zuschauern. (Ibid.: 233),[483] Die Eintrittspreise der Theater waren dergestalt gestaffelt, daß auch Menschen mit einem sehr moderaten Einkommen die Aufführungen besuchen konnten. Als das Theater in Covent Garden nach aufwendiger Renovierung 1792 neu öffnete, kostete die preiswerteste Eintrittskarte statt 1s nunmehr 2s, was zu einer derart handfesten Entrüstung des nunmehr faktisch ausgesperrten Teils des Publikums führte, daß die Theaterleitung sich beeilte, erneut Plätze für 1s anzubieten, einen Betrag, den auch Handwerker, Gesellen und Lehrlinge gelegentlich aufzubringen imstande kam. »Alle mit Ausnahme der ärmsten konnten mithin an Londons größtem Vergnügen teilhaben, und es während mehrerer Abende der Saison sogar mit dem König teilen«

[480] Eine der kulturellen Eigentümlichkeiten des osmanischen Kulturraums war hingegen, daß dort bis weit nach 1700 praktisch keine arabisch- oder türkischsprachigen Bücher gedruckt wurden. Nicht, daß es in der islamischen Welt an Literatur gemangelt hätte, insbesondere der Bestand an auf türkisch oder persisch verfaßten Gedichten war beeindruckend, einige Sultane betätigten sich auch selbst als Dichter. John E. Wills zufolge genossen nicht nur handschriftliche Kopien überragendes Ansehen, die Herrschenden hatten auch den Zusammenhang zwischen Buchdruck und religiösem Konflikt erkannt, so daß in Istanbul Druckpressen lediglich von Griechen, Armeniern und Juden betrieben wurden, die jeweils lediglich Bücher in ihrer eigenen Sprache vervielfältigten (Wills 2009: 16).

[481] Auch in Bezug auf die Alphabetisierung Europas sollte man die Rolle des Protestantismus nicht überschätzen. Die religiös motivierter Bibellektüre war sicherlich ein Grund, warum Menschen Lesen lernten, aber mitnichten der einzige. Blanning warnt insgesamt davor, eine zu enge Verbindungslinie zwischen Protestantismus und Literalität zu ziehen, was am wohl besten illustriert wird durch das Beispiel des Bistums Trier. In Koblenz, der Hauptstadt dieser agrarischen, katholischen und von einem Erzbischof regierten Landschaft, konnten Ende des 18. Jahrhunderts 86,9 Prozent der Männer und 60,4 der Frauen ihre Heiratsurkunden eigenhändig unterschreiben (Ibid.: 114). Offenbar stürzten sich Menschen jeglicher Konfession auf die neu erschienen Romane. Inwieweit Lesen und Schreiben als Schlüssel zum sozialen Aufstieg oder als Mittel zur Emanzipation und politischen Partizipation angesehen wurde, sei dahingestellt.

[482] Auch die sehr "private" romantische Liebe hatte eine öffentliche Seite. Die im 18. Jahrhundert aufkommende Idee, daß Liebe und Ehe eine Einheit bilden, ist Porter zufolge ein historisches Novum. Wärme, und sogar Zärtlichkeit begannen damals den öffentlichen Umgang der Eheleute zu bestimmen.

[483] Dort etablierte sich die "leichte Muse"; nicht zuletzt ein Musiktheater, welches primär zur Erbauung und Zerstreuung des Publikums gedacht war und weniger den Zweck verfolgte, die Besucher der Aufführungen gesellschaftlich aufzuwerten (Ibid.: 231f.).Unnötig zu betonen, daß diejenigen, die sich als Teil der gesellschaftlichen Elite sahen, diese Entwicklung teilweise verächtlich kommentierten.

während mehrerer Abende der Saison sogar mit dem König teilen« (White 2012: 307). Musikliebhaber hingegen konnten für einen relativ geringen Eintrittspreis Händel-Aufführungen besuchen – oder wenigstens die Proben; allein 12.000 Menschen zahlten jeweils 2s. 6d., um einer Probe der "Feuerwerksmusik" beizuwohnen. Tim Blanning zufolge fand das erste öffentliche Konzert 1672 in London statt. Ort der Aufführung war die Musikschule eines gewissen John Bannister, vormals Musikdirektor in Diensten des Königs, der Eintrittspreis betrug einen Schilling und Sixpence. Diese Konzerte, die einer Annonce in der *London Gazette* zufolge täglich um 4 Uhr nachmittags stattfanden, waren ein großer Erfolg, und auch andere unabhängige "Kulturunternehmer" folgten bald Bannisters Beispiel. Im Jahr nach dessen Tod 1679 begann eine Gruppe von Musikern mit dem Bau einer Konzerthalle in den York Buildings (Blanning 2001 162f.). Der Markt für Musikaufführungen in der englischen Hauptstadt wuchs schnell, was Komponisten wie Georg Friedrich Händel oder Joseph Haydn ermöglichte, dort wesentlich mehr Geld zu verdienen, als die Mäzenaten auf dem Kontinent zu zahlen bereits waren – und mit größeren Orchestern zu arbeiten, als diese sich leisten konnten. Beide Komponisten hatten ihre Wurzeln allerdings noch in der alten Kultur der Repräsentation. Während Joseph Haydn, der 1791/92 und 1794/95 London besuchte und dort große Erfolge feierte, gleichzeitig weiterhin in Diensten seines Mäzens, des Grafen Esterhazy stand, bestritt der seit 1712 permanent in London ansässige Händel seinen Lebensunterhalt sowohl mit Zuwendungen der Krone (Königin Anne hatte ihm 1711 eine Pension von £200 gewährt, später erhielt er zusätzlich sowohl von George I. als auch von George II. jährliche Zuwendungen in gleicher Höhe), als auch durch seine "freie" Tätigkeit als Komponist, zunächst von Opern im italienischen Stil, und als diese aus der Mode kamen (Blanning zufolge nicht zuletzt, weil das breite Publikum die *opera seria* zunehmend als Medium der adligen Repräsentationskultur ansah), ab 1732 von für die "bürgerliche" Öffentlichkeit bestimmte Oratorien in englischer Sprache (Ibid.: 166ff.; 266-279, vgl. auch White 2012: 303ff.).[484]

Dieser knappe Abriß des Kontextes der "Konsumrevolution" soll an dieser Stelle genügen.[485] Die Frage nach dem Warum ist aber damit noch längst nicht beantwortet, die Beschreibung erklärt für sich genommen nichts. Auch wenn man sich fraglos davor hüten muß, die Ähnlichkeiten zwischen dem 18. und dem 20. Jahrhundert zu überzeichnen,[486] sollte bis hierhin nichtsdestotrotz deutlich geworden sein, daß die englische Gesellschaft des 18. Jahrhundert eine in historischen Maßstäben bis dahin wahrscheinlich einzigartige Dynamik entwickelt hatte. Das Wachstum der englischen Wirtschaft gründete in einem durch die sozialen Schichten diffundierenden Verlangen nach Konsumgütern; eine beständig anwachsende "Öffentlichkeit" eignete sich (in welchem Ausmaß und mit welchen Zielen auch immer) jene Freuden des Daseins an, die traditionell den

---

[484] Damit bewegte sich Händel relativ mühelos an der Grenze zwischen zwei unterschiedlichen kulturellen Sphären, ein Beispiel, welches Blanning zufolge illustriert, daß die Trennlinie zwischen "aristokratischer" und "bürgerlicher" Kultur nicht so scharf gezogen war, wie einige der von ihm zitierten Autoren anzunehmen geneigt sind (Blanning 2001: 279).

[485] Roy Porter (1992, Kap. 7) liefert einen knappen, aber durchaus instruktiven Überblick über das kulturelle Leben im London des 18. Jahrhundert.

[486] Im Jahr 1800 war ebenso wie 1700 oder 700 das Pferd das schnellste Fortbewegungsmittel (eine Ausnahme bildeten lediglich waghalsige Ballonfahrer), und die Häuser der Wohlhabenden wurden mit Kerzen beleuchtet – die Hütten der Landarbeiter hingegen von Mond- und Sternenlicht. In diesen, wie in anderen elementaren Dingen, war der revolutionäre Wandel aber nicht weit entfernt. Gaslicht, dampfbetriebene Druckerpressen, Lokomotiven, pferdegezogene Straßenbahnen und Telegraphen machten die erste Hälfte des 19. Jahrhundert zu einer Epoche rasanten Wandels des Alltagslebens (Porter 1991: 215).

Reichen und Mächtigen vorbehalten waren. Wenn de Vries' Annahme zutrifft, stieg das Konsumniveau nicht zuletzt deshalb an, weil die Menschen mehr und härter arbeiteten. Mit anderen Worten: die Mentalität der Engländer (und der Niederländer) veränderte sich.[487] Aber warum war dem so?

Es mag vielleicht als naheliegend erscheinen, sich diesbezüglich auf den von Max Weber postulierten Zusammenhang von Protestantismus und Kapitalismus beziehen zu wollen – für Weber bestand wie bereits mehrfach erwähnt ein direkter Zusammenhang zwischen der Ethik des "asketischen" Protestantismus und dem "modernen" rationalen Wirtschaftsethos. Christopher Bayly plädiert denn auch dafür, im Hinblick auf die Frage nach den gesellschaftlichen Triebkräften der Industriellen Revolution Webers These vom Zusammenhang zwischen Lebensführung und Wirtschaftsweise nicht lediglich als Ausdruck ethnozentrischer Vorurteile zu betrachten, sondern produktiv weiter zu entwickeln (Bayly 2004: 72f.). Ob Max Weber hier aber tatsächlich den Weg weisen sollte, erscheint mir mehr als zweifelhaft, es bedarf schwerlich der Lektüre seiner Werke um zu der Vermutung zu gelangen, daß sich der normative Rahmen des Handelns von Kultur zu Kultur ebenso unterscheidet wie die Glaubensanschauungen und Präferenzen – die Menschen in "fremden" Ländern folglich bisweilen ganz andere Dinge tun *sollen, wollen* und *dürfen* als die Bewohner Nordwesteuropas. Bei der Beschreibung und Erklärung dieser Differenz führt Webers Ansatz tatsächlich in nahezu jeder Hinsicht in die Irre.[488] Auch Neil McKendricks Konzept der "Konsumrevolution" kann höchstens einen partiellen Aufschluß darüber geben, wie der Mentalitätswandel motiviert war. McKendricks Beschreibung der Dynamik der "Konsumrevolution" reduziert den Prozeß darauf, daß vermeintlich im 18. Jahrhundert Menschen massenhaft begannen, die Konsumgewohnheiten "übergeordneter" Schichten zu imitieren. Aber was versprachen sie sich davon, warum fühlten sie sich unter Umständen auch dazu genötigt? McKendrick kann das nicht erklären, es erscheint ihm offenbar nicht einmal als erklärungsbedürftig.[489]

---

[487] Inwieweit sie sich diesbezüglich von "den Chinesen" unterschieden, ist nicht abschließend zu beurteilen. Peer Vries behauptet »Arbeitsethos, Geschäftssinn und die Liebe zum Profit« seien im China des späten 18. Jahrhunderts ebenso ausgeprägt gewesen wie im England dieser Zeit (2003: 35). Christopher Bayly ist diesbezüglich allerdings skeptisch (2004: 72f.). Vgl. hierzu auch die Ausführungen von Ricardo Duchesne (2005), der sich wiederum primär auf Margaret Jacob bezieht.

[488] Dies betrifft sowohl die unterstellte Kausalbeziehung zwischen Protestantismus und Kapitalismus, als auch Webers systematische Unterscheidung von zweck- und wertrationalem sozialen Handeln, sowie die These von der "Entzauberung der Welt" in den modernen Industriegesellschaften. Mary Douglas merkt zu letzterer Behauptung, an: »Die Geschichte endet mit Entschleierung und Entzauberung, Zweifel und dem Verlust der Legitimität. Unwahrscheinlich an der Geschichte, die solch institutionelles Denken hervorbringt, ist die Unterstellung, daß es eine Zeit gegeben habe, da Legitimität unumstritten gewesen wäre. […]. Hier wird listig das Gerücht ausgestreut, Inkohärenz und Zweifel seien Neuankömmlinge auf der Bühne der Geschichte, zusammen mit Straßenbahn und elektrischem Licht, unnatürliche Eindringlinge in die Welt ursprünglichen Vertrauens, wie sie die idyllische kleine Gemeinschaft darstellt«. Weber gibt demnach »nur das wieder, was seine Leser ohnehin für wahr halten« (1986: 154f.). Weber erzeugt letztlich weit mehr Konfusion als Klarheit, und seine vermeintliche Analyse der modernen Industriegesellschaft entpuppt sich bei näherem Hinsehen lediglich als Teil von deren Selbstmystifizierung.

[489] Jan de Vries kritisiert McKendrick recht vehement dafür, daß er nicht einmal den Versuch unternimmt, zu erklären warum Menschen sich so verhalten sollten (de Vries 2008: 51). De Vries bemängelt grundsätzlich, daß der Konsument im wirtschaftswissenschaftlichen Mainstream als "Black Box" behandelt wird, deren innere Beschaffenheit nicht weiter von Interesse ist. Die Konsumenten erscheinen bei McKendrick lediglich als passiver Resonanzboden für das wachsende Angebot an Konsumgütern (Ibid.: 31; 37). Aus Perspektive des neoklassischen *rational-choice*-Paradigmas, welches McKendricks Blickwinkel bestimmt, betreiben die Konsumenten Nutzenmaximierung, d.h. sie sind bestrebt, die ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen so zu allokieren, daß optimaler Nutzen entsteht. Warum aber dieser oder jene Artikel als "nützlich" erachtet wird, interessiert nicht; für die Mehrzahl der Ökonomen ist de Vries zufolge "nützlich", was gewollt wird – die Erklärung ist mithin zirkulär und die Motivation des Konsumenten irrelevant (Ibid.: 20f.). Diese Kritik trifft ebenso

Dies mag daran liegen, daß derartigen "ökonomistischen" Ansätzen eine sehr spezifische Anthropologie zugrunde liegt, welche davon ausgeht, daß die menschlichen Bedürfnisse von Natur aus grenzenlos sind, und das gesellschaftliche Leben zu allen Zeiten primär als Ringen um (knappe) Ressourcen begreift – ob die Anhäufung von Reichtümern dabei Selbstzweck oder nur Mittel ist, um Macht und Ansehen, mithin gesellschaftliche Dominanz zu erlangen, sei einmal dahingestellt.

Innerhalb einer durch tiefgreifende soziale Ungleichheit gekennzeichneten Gesellschaft stellen tatsächlich nicht nur Reichtum und Macht tatsächlich austauschbare Größen dar, kulturelle Attribute – wie zur Schau gestellte Luxusgüter – sind darüber hinaus deren Insignien.[490] Die Mittelschicht imitierte im 18. Jahrhundert nicht einfach die Konsumkultur der Reichen (wie einige Zeitgenossen behaupteten), sie generierten vielmehr eine eigene Warensymbolik, als deren Signifikanten vor allem entweder aus Asien importierte oder aber von der einheimischen Industrie hergestellte neuartige Güter dienten (vgl. Wrightson 2000: 299f.).[491] Das war nicht lediglich die Transposition und Intensivierung von Verhaltensmustern, die sich in mehr oder weniger allen hierarchisch gegliederten Gesellschaften finden; der Transformationsprozeß, welcher die englische Gesellschaft im 18. Jahrhundert erfaßte, war im Gegenteil von tiefgreifenden Diskontinuitäten gekennzeichnet. Meines Erachtens ist es durchaus angemessen, in der fraglichen Epoche die Ursprünge der modernen Konsumgesellschaft zu verorten – wobei der Begriff aber nicht einfach meint, daß das Konsumniveau innerhalb eines unveränderten Bezugsrahmens zunahm, sondern vielmehr vor allem die Bedeutung reflektiert, welche Rolle Konsumgüter im Prozeß der Vergesellschaftung spielen, als bezeichnende Symbole in einem zunehmend komplexen und fluiden Umfeld.[492]

---

auf einen jüngst erschienenen Beitrag von William H. Sewell jr. (2010) zu, welcher im Konsum mehr oder weniger einen direkten Reflex der kapitalistischen Mehrwertproduktion zu sehen scheint, vgl. hierzu auch die von Michael Sonenscher (2012) formulierte instruktive Kritik an Sewell.

[490] Pierre Bourdieu (1983) spricht in diesem Zusammenhang von "sozialem", "ökonomischen" und "kulturellen" Kapital, wobei die jeweiligen Formen wechselseitig konvertierbar sind. Thorstein Veblen beschreibt diesen Zusammenhang von Reichtum, Macht und "Geschmack" folgendermaßen: »Die höhere Befriedigung, die Gebrauch und Betrachtung teurer und angeblich schöner Dinge verschaffen, ist im allgemeinen nichts anderes als die Befriedigung unserer Vorliebe für das Kostspielige, dem wir die Maske der Schönheit umhängen. Unsere Liebe zu derartigen Artikeln ist im Grunde eine Liebe zur Überlegenheit und Ehre, die ihnen anhaften, und keineswegs ein Ausdruck der unvoreingenommenen Bewunderung des Schönen. Die sich hier ausdrükkende Forderung nach demonstrativer Verschwendung ist uns im allgemeinen nicht bewußt, doch beherrscht sie nichtsdestoweniger unseren Geschmack, und zwar in Gestalt einer einschränkenden Norm, die unseren Schönheitssinn in selektiver Weise prägt und stützt und unser Unterscheidungsvermögen im Hinblick darauf beeinflußt, was legitimerweise schön und was häßlich genannt werden muß« (Veblen 1899: 130).

[491] Zumindest die von Timothy Brook für die Zeit der späten Ming-Dynastie beschriebenen Konsummuster scheinen eher an traditionalen Vorbildern oder Werten orientiert zu sein als auf eine neue Epoche zu verweisen, dies gilt auch für die von Sammlern kostbarer Kunstgegenstände angestrebte Distinktion via "Kennerschaft" (Brook 1998: 134ff.).

[492] Als gesellschaftlich definierte Zeichen reduzieren Konsumgüter diesbezüglich nicht zuletzt "soziale Transaktionskosten".

# 12

## *"In Pursuit of Happiness"*

Charakteristisches Merkmal jener Epoche, die wir als "Moderne" bezeichnen, ist das Streben nach individuellem Glück. Der Schriftsteller Soame Jenyns notierte Mitte des 18. Jahrhundert: »Glück ist das einzige von wirklichem Wert im Leben. Weder Reichtum, noch Macht, noch Weisheit, noch Gelehrsamkeit, nicht Kraft, noch Schönheit, noch Tugend, noch Religion, nicht einmal das Leben selbst hätten irgendeine Bedeutung würden sie nicht zu seiner Hervorbringung beitragen« (nach Porter 1991: 256). Der religiöse und ökologische Pessimismus, welcher Europa vom Mittelalter bis in die Zeit der Religionskriege geprägt hatte, wich gegen Ende des 17. Jahrhundert einem neuen Optimismus – die Menschen wähnten die Welt nicht länger dem Ende nahe, und die bis dahin dominierende Ethik der Buße und Entsagung wurde ersetzt durch eine Ethik der Akkumulation und des Fortschritts. Das Studium der Natur verdrängte die Auslegung vermeintlich autoritativer Schriften, und an Stelle der Scheiterhaufen, die den Gottesstaat erleuchtet hatten, trat das Licht der Vernunft; die neue wissenschaftliche Haltung galt auch als Gegengift gegen Aberglauben und religiösen Fanatismus. Individuelle "Laster" und Begierden erschienen schließlich nicht länger als Ausdruck der Verderbtheit und Sündhaftigkeit des Menschen, sondern nachgerade als Triebkraft der ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung. Der Mensch mußte seine Natur nicht länger verleugnen; indem er individuelle Interessen verfolgte, trug er vielmehr zur Erhöhung des Gemeinwohls bei — eine "unsichtbare Hand" transformierte Adam Smith zufolge Eigennutz in Gemeinnutz. Das Paradies war also mitnichten verloren, es konnte im Gegenteil gewonnen werden; das goldene Zeitalter der Menschheit lag nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft.[493]

Eine derart schematische Kontrastierung historischer Abfolgen ist selbstverständlich problematisch. Die materiellen Aspekte des Lebens spielten im Mittelalter eine wahrscheinlich ebenso wichtige Rolle wie die spirituellen, und die Differenzen zwischen dem 13. und dem 18. Jahrhundert sind *im Hinblick auf den Alltag der meisten Menschen* wahrscheinlich wesentlich geringer, als die vorstehende Kontrastierung suggeriert. Auch wenn also die vorangegangenen Epochen mitnichten allein durch Entsagung und sklavische Unterwerfung der Menschen unter die Dogmen der Kirche und die Gewalt der Grundherren bestimmt waren, und man sich davor hüten sollte, die Diskontinuitäten zu überzeichnen, setzte im ausgehenden 17. Jahrhundert nichtsdestotrotz ein tiefgreifender Wandel ein, der sämtliche Bereich des Lebens betraf – wie im vorangegangenen Kapitel ausführlich dargelegt nicht zuletzt auch die Präferenzen der Menschen. Doch obwohl das beständige Anwachsen des individuellen Konsums eine der Existenzbedingungen für wirtschaftliches Wachstum ist (schließlich muß jemand die produzierten Güter kaufen und verbrauchen), wurde dieser Bereich bislang nur höchst

[493] Wie weit diese Entwicklung zurückreicht, ist allerdings unklar. Jacques LeGoff zufolge kann schon für das 13. Jahrhundert ein Wertewandel, eine Hinwendung zum Diesseits konstatiert werden. Zwar »sind die Christen immer noch zutiefst um ihr Seelenheil besorgt, aber sie erlangen dieses Heil durch ein doppeltes Engagement, auf Erden wie im Himmel. Zugleich kommen legitime und heilbringende irdische Werte auf, etwa durch die Wandlung des negativen Werts der als Buße verstandenen Arbeit in eine positive Mitwirkung am schöpferischen Werk Gottes. Die Werte steigen vom Himmel auf die Erde herab. Innovationen, technische und intellektuelle Fortschritte sind keine Sünde mehr, die paradiesischen Freuden ... dürfen ansatzweise schon im Diesseits genossen werden. Der Mensch wird daran erinnert, daß er, geschaffen nach dem Bild Gottes, auf Erden die Voraussetzungen für sein Seelenheil nicht nur im negativen, sondern auch im positiven Sinne beeinflussen kann. [...] Die Geschichte ist kein Niedergang mehr, dem Ende der Welt entgegen, sondern ein Aufstieg zur Vollendung der Zeiten« (Le Goff 2003: 205).

unzureichend untersucht. Dies hat für den Bereich der Wirtschaftswissenschaften seine Ursache darin, daß entweder Ziele und Motive der Konsumenten als "außerökonomische Sachverhalte" betrachtet werden, die aus der Untersuchung ausgeklammert werden müssen,[494] oder daß man von vornherein davon ausgeht, die Bedürfnisse der Menschen seien unendlich und mit den verfügbaren Mitteln niemals völlig zu befriedigen[495] – eine Auffassung, welche ein gewisser Nicholas Barbon bereits 1690 in seinem "*Discourse on Trade*" vertreten hatte, als er "grenzenlose Bedürfnisse des Geistes" unterstellte.[496] Heutzutage verhält sich alles so, als ob diese Einschätzung zuträfe; dem Anstieg des Konsumniveaus werden offenbar lediglich durch das verfügbare Einkommen Grenzen gesetzt. Die Verfolgung des individuellen Glücks ("*the pursuit of happiness*"), die im 18. Jahrhundert zum primären Daseinszweck erhoben wurde, zielt in Europa seitdem vor allem auf materiellen Besitz und die sinnlichen Freuden, welche dieser ermöglicht.[497] Auch wenn die einseitige Orientierung der Gesellschaft und der Individuen an materiellen Werten bereits zu den Zeiten eines Adam Smith und Jeremy Bentham kritisiert wurde, setzte sich dieses Verständnis von "Wohlstand" auf lange Sicht dennoch durch.

Diese Disposition der Konsumenten stellt aber ein historisches Novum dar, wie bereits dargestellt schätzten in der Vergangenheit Menschen freie Zeit oft weit mehr als materielle Güter; ihr Ziel bestand darin, so viel Raum wie möglich für "Muße" zu haben. Diese "Muße" diente im Selbstverständnis wenigstens derjenigen, die sich als "kultiviert" erachteten, primär der Vervollkommnung von Körper und Geist – während moderne "Freizeit" in der Regel mit Konsum verbunden ist (de Vries 2008: 40f.). Solange der Bedarf stagnierte, und die Menschen gerade soviel arbeiteten, wie sie zur Aufrechterhaltung ihres (zumeist bescheidenen) Lebensstandards mußten, waren dem wirtschaftlichen Wachstum enge Grenzen gesetzt. Um die Nachfrage entscheidend auszuweiten bedurfte es Sidney Mintz zufolge, der bereits in den 1980er Jahren de Vries' Argumentation vorwegnahm, der radikalen Veränderung von zwei Grundzügen des wirtschaftlichen Lebens: Es mußten erstens mehr Menschen in den Markt involviert werden – und zwar als Produzenten und gleichzeitig als Konsumenten von Waren –, und zweitens mußte der Disposition entgegengewirkt werden, nur soviel zu konsumieren, "wie man seit jeher gewohnt war", und keinesfalls mehr zu arbeiten, als hierfür nötig (Mintz 1985: 94).[498] Die "modernen" Konsummuster waren mithin ebenso wie die industrielle Pro-

---

[494] Der Theorie der *rational choice* z.B. reflektiert John Elster zufolge als normativer Ansatz Ziele und Präferenzen der Menschen *nicht*. »Sie sagt uns, was wir tun müssen, um unsere Ziele so gut wie möglich zu erreichen. Sie sagt uns nicht, was unsere Ziele sein sollten« (Elster 1986: 1).

[495] Marshall Sahlins zitiert in diesem Zusammenhang Lionel Robbins' Gegenstandsbestimmung der Ökonomie: »Wir wurden aus dem Paradies verstoßen. Wir sind weder unsterblich noch verfügen wir über unendliche Mittel zur Bedürfnisbefriedigung. Wohin wir uns auch wenden, wenn wir ein Ding wählen, müssen wir auf andere verzichten, auf die wir, unter anderen Umständen, wünschen nicht verzichtet zu haben. Unzureichende Mittel, um Ziele wechselnder Bedeutung zu erreichen, ist eine fast allgegenwärtige Bedingung menschlichen Verhaltens. Hier liegt die Einheit des Gegenstands der Ökonomischen Wissenschaft: die Formen, die menschliches Verhalten bei der Disposition knapper Mittel annimmt« (nach Sahlins 1996: 397).

[496] »The wants of the mind are infinite, man naturally aspires, and as his mind is elevated, his senses grow more refined, and more capable of delight« (nach Berg 2005: 21).

[497] Die Regierung des Königreichs Bhutan, die das Glück der Untertanen zum Staatszweck erhob, definiert dieses im Unterschied zu den westlichen Gesellschaften allerdings nicht allein über das Bruttosozialprodukt; in Bhutan wird zusätzlich auch das "Bruttoglücksprodukt" (GNH, Gros National Happiness) ermittelt. Die "Politik des Glücks" versucht, wirtschaftliche und spirituelle Entwicklung sowie den Schutz der Umwelt in Einklang zu bringen.

[498] Der für die Funktionsweise der kapitalistischen Ökonomie entscheidende Zusammenhang zwischen »dem Willen zu arbeiten und dem Willen zu konsumieren« manifestierte sich demnach zum ersten Mal in der Ge-

duktion Teil einer Lebens- und Wirtschaftsweise, die sich um 1700 erst noch großflächig durchsetzen, oder durchgesetzt *werden* mußte; wie gesehen verspürten große Teile der arbeitenden Bevölkerung im 18. Jahrhundert nach wie vor wenig Neigung, mehr und härter zu arbeiten, um mit ihrem Lohn Konsumgüter zu erwerben.[499]

Der historiographische Befund, auf den de Vries und Mintz sich beziehen, wird eindrucksvoll durch die Ergebnisse der ethnographischen Forschung untermauert. Der Kulturvergleich zeigt, daß Gesellschaften sich nicht nur hinsichtlich ihrer Sozialorganisation, ihrer Weltsicht und ihrer technologischen Möglichkeiten unterscheiden, sondern ihre Angehörigen auch höchst unterschiedliche Ziele verfolgen können. In einem Aufsatz mit dem Titel "*The Original Affluent Society*" *("Die ursprüngliche Überflußgesellschaft")* weist der Sozialanthropologe Marshall Sahlins darauf hin, daß die gängige Vorstellung höchst fragwürdig ist, der Mensch sei angesichts der unauflöslichen Diskrepanz zwischen unendlichen Bedürfnissen und unzureichenden Mitteln von Anbeginn der Vorgeschichte an zu harter Arbeit und technischem Fortschritt verdammt gewesen. Im Unterschied zu den westlichen Gesellschaften gingen bzw. gehen die "primitiven" Jäger- und Sammler-Kulturen Sahlins zufolge vielmehr von der Prämisse aus, daß das Verlangen der Menschen begrenzt und die ebenso beschränkten technischen Mittel diesem angemessen sind. Und tatsächlich ist bzw. war das Leben vieler Stammesgesellschaften trotz des geringen materiellen Niveaus durch ein Gefühl der Fülle und ein hohes Maß an Freizeit gekennzeichnet.[500] So lehnten denn auch z.B. die namibischen Hadza es ganz explizit ab, Ackerbau zu treiben, weil das, wie einer von ihnen erklärte, »auf Böden wie diesen zuviel harte Arbeit bedeutete« (nach Sahlins 1972: 27). Ganz ähnlich argumentierte jener Buschmann, der auf die Frage des Ethnologen, warum er keine Landwirtschaft betreibe, antwortete: »Warum sollten wir Pflanzen anbauen, wenn es so viele *mongomongo*-Nüsse auf der Welt gibt?« (nach ibid.).[501] Er hätte auch sagen können: Warum sollte ich im Schweiße meines Angesichts arbeiten, nur um Dinge kaufen zu können, die niemand wirklich braucht? Es ist also mitnichten so, daß die sogenannten "primitiven" Kulturen ihre auf materielle Dinge gerichteten Impulse hätten zügeln müssen, weil in ihren Gesellschaften jene Institutionen fehlten, die uns ermöglichen, eigennützige ökonomischen Interessen zu verfolgen — d.h. ein staatliches Gewaltmonopol und funktionierende Märkte. Die Menschen in diesen Gesellschaften strebten nicht nach der Anhäufung von Besitz und der Ausweitung des Konsums, sondern verfolgten andere Ziele.

In den modernen Industriegesellschaften hingegen arbeiten die meisten Menschen immer intensiver, um mehr zu besitzen und mehr konsumieren zu können. Die im 18. Jahrhundert oft beklagte Disposition der "niederen" Schichten zum unproduktiven Müßiggang wich sukzessive einer neuen (und gegenüber den traditionellen Mustern deutlich erweiterten) Lust am Konsum, an materiellem Besitz. Der Zwang zur Arbeit wurde

---

schichte der Zuckerproduktion und –Konsumption.

[499] Mintz' Skizzierung des Präferenzwandels entspricht weitgehend derjenigen von de Vries. Beide Autoren widersprechen damit der bis mindestens auf Adam Smith zurückgehenden gängigen Sichtweise der Ökonomen und Ökonomiehistoriker, welche die Entwicklung der Produktionssphäre als treibende Kraft des Wandels sehen und den anwachsenden Konsum lediglich als Reflex hierauf begreifen (vgl de Vries 2008: 6).

[500] Wenn man also sagt, die Bedürfnisse sog. "primitiver" Völker seien "eingeschränkt", ihr Verlangen "gezügelt" und ihre Vorstellung von Besitz "begrenzt", so sind diese Zuschreibungen Sahlins zufolge unangemessen, da sie nichts wiedergeben als unsere Sicht der Dinge.

[501] Dieser Satz stammt tatsächlich von einem Buschmann, der aber längst nicht so naiv ist, wie es vielleicht auf den ersten Blick erscheinen mag: Die Nüsse können das ganze Jahr über gesammelt werden und stellen deshalb eine verläßlichere Nahrungsquelle dar als Garten- oder Ackerbauprodukte.

in dem Maße durch positive Anreize ersetzt, wie mit dem Niveau der Produktion die Teilhabe der arbeitenden Klassen am Reichtum der Nationen wuchs – und die Industriegesellschaft durchaus glaubhaft eine bessere Zukunft für alle versprechen konnte. Heutzutage dürften die meisten Menschen eher bereit sein, Arbeitszeitverlängerungen in Kauf zu nehmen als auf Geld zu verzichten;[502] es besteht scheinbar eine direkte und unhintergehbare Verbindung zwischen dem Anwachsen der Produktivität und der Zunahme des Konsumniveaus. Aber dieser Konnex ist nur scheinbar ein notwendiger; ebensogut könnte die Erhöhung der Arbeitsproduktivität zu einer Zunahme der freien Zeit, d.h. zu einer Reduktion der individuellen Arbeitszeit bei gleichbleibendem Lebensstandard führen. Tatsächlich ist durchaus bemerkenswert, daß die ökonomische Entwicklung in den Industriegesellschaften *nicht* dadurch gekennzeichnet ist, daß die Menschen bei konstantem Konsumniveau mehr Freizeit genießen. Im Jahr 1930 prognostizierte John Maynard Keynes, daß der bei konstantem Produktivitätszuwachs zu erwartende enorme Anstieg des materiellen Wohlstands dazu führen werde, daß die Menschen sich wieder verstärkt der nicht-ökonomischen Sphäre zuwenden, d.h. Freizeit der Arbeit und Muße dem Konsum vorziehen. Und noch 1958 hatte John Kenneth Galbraith in seinem Buch "Gesellschaft im Überfluß" ("*The affluent society*") für die USA vorhergesagt, daß irgendwann in naher Zukunft das Verlangen nach Konsumgütern gesättigt wäre (vgl. de Vries 2008: 41f.) Derartige Erwartungen mögen damals durchaus plausibel erschienen sein, nicht zuletzt auch angesichts des Kampfs der Gewerkschaften um die Verkürzung der Arbeitszeit; heutzutage wirken sie hingegen überaus naiv – die Zeiten, in denen sich der Produktivitätszuwachs gleichzeitig in Lohnerhöhungen *und* einer Reduzierung der Arbeitszeit manifestierte, sind schließlich längst vergangen.

Worin wurzelt das sich ab dem 18. Jahrhundert über alle gesellschaftlichen Schichten ausbreitende Verlangen nach materiellen Gütern und Dienstleistungen? Ich hatte gerade darauf verwiesen, daß schwerlich davon ausgegangen werden kann, die (scheinbar) grenzenlosen Bedürfnisse der Konsumenten seien naturgegeben. Dies könnte zu der Schlußfolgerung verführen, Bedürfnisse würden im Zuge der expansiven Ausweitung der Produktion zuzusagen "mitproduziert". Aber dabei handelt es sich um eine optische Täuschung, es dürfte, wie ich im folgenden zeigen werde, sich eher so verhalten, daß die Bedürfnisse mitnichten anwachsen, sondern lediglich die Mittel zu ihrer Befriedigung permanent entwertet werden. Bevor ich mich eingehender mit diesem Sachverhalt befasse, will ich aber zunächst einige klärende Bemerkungen machen, um mögliche Mißverständnisse zu vermeiden. Erstens werde ich die Begriffe "Konsum" und "Konsumption" in einem sehr weiten umgangssprachlichen Sinn verwenden, und nicht differenzieren zwischen Kauf und Verbrauch, Aneignung und Zurschaustellung.

Zweitens beziehe ich mich im folgenden *nicht* auf die Befriedigung elementarer Grundbedürfnisse; mir geht es, um erneut den bereits zitierten Nicholas Barbon zu bemühen, nicht um das Verlangen des Körpers, sondern um dasjenige des Geistes – Barbon zufolge haben die meisten Dinge »ihren Wert daher, daß sie Bedürfnisse des Geistes befriedigen« (zit. nach Marx 1890: 49).[503] Der Anstieg des Konsumniveaus führte

---

[502] Auch wenn Millionen Kinozuschauer vielleicht begeistert zustimmten, als Brad Pitt im Film "*Fight-Club*" das aussprach, was sie insgeheim fühlten: "We are doing jobs we hate to buy shit we don't need", verhalten sie sich doch gänzlich anders.

[503] Die Passage geht folgendermaßen weiter: »Verlangen schließt Bedürfnis ein; es ist der Appetit des Geistes, und so natürlich wie Hunger für den Körper, die meisten Dinge haben ihren Wert daher, daß sie Bedürfnisse des Geistes befriedigen« .

historisch dazu, daß die Menschen heute deutlich besser ernährt, gekleidet und behaust sind als ihre Vorfahren im 18. Jahrhundert (ob sie auch glücklicher sind, sei einmal dahingestellt). Zwar hängt der Grad, in dem die Befriedigung dieser Grundbedürfnisse erfahren wird, wiederum vom Stand der Technologie ab, nichtsdestotrotz sollte man sie konzeptionell von jenem gesellschaftlich induzierten "Verlangen" scheiden, das hier zur Diskussion steht. Aus soziologischer Perspektive sind folglich nicht die inhärenten Eigenschaften der Konsumgüter von Interesse, sondern jene Attribute, die ihnen gesellschaftlich (qua Konvention) zugeeignet werden; Waren fungieren nicht zuletzt *auch* als Zeichen, als Bedeutungsträger innerhalb eines komplexen Verweissystems.[504] Für Émile Durkheim war »das soziale Leben unter allen seinen Aspekten und zu allen Augenblicken seiner Geschichte nur dank eines umfangreichen Symbolismus möglich« (1912: 317), und dieser Symbolismus durchdringt nicht zuletzt auch die Welt der Konsumgüter: die Dinge, welche wir erwerben, besitzen und gebrauchen sind tatsächlich so gut wie niemals neutrale, auf einen rein instrumentellen Zweck reduzierbare Gegenstände, sie verweisen stets über ihren direkten Nutzen hinaus auf etwas anderes, sind sozusagen "überdeterminiert". Wir konsumieren folglich nicht die Waren an sich, sondern das, was sie uns bedeuten; unsere Bedürftigkeit wird nicht befriedigt durch das, was die Dinge *sind*, sondern durch das, was sie *versprechen* – aber allzuoft nur sehr beschränkt halten.[505] Konsum ist also mitnichten Privatsache vermeintlich "autonomer" Individuen, sondern eine eminent gesellschaftliche Angelegenheit, und die Analyse der den Waren zugeeigneten und von ihnen transportierten Bedeutungen ist der "Königsweg" zum Verständnis der Motivation der Konsumenten.

Drittens schließlich ist der Bereich der Konsumption bei weitem zu vielschichtig und mitunter auch in sich zu widersprüchlich, um ihn über einen einzigen explanativen Leisten zu schlagen. Keinesfalls will ich an dieser Stelle einer fundamentalistischen Kritik des "Konsumismus" den Boden bereiten;[506] auch wenn einerseits angesichts der Endlichkeit der natürlichen Ressourcen eine kritische Reflexion der Wurzeln des schier unersättlichen Verlangens der Menschen in den modernen Industriegesellschaften dringend notwendig erscheint, so sind doch andererseits die modernen Konsummuster, welche sich im 18. Jahrhundert herausbilden, viel zu eng mit den Werten des Zeitalters der Aufklärung verwoben, um sie pauschal verdammen zu können. "Konsum" hat durchaus

---

[504] Die Bedeutung, welche wir den Waren zuschreiben, die Qualitäten, die ihnen innewohnen, beruhen zwar zum großen Teil auf (kontingenten) sozialen Konstrukten, affektiv wirksamen kollektiven Vorstellungen. Man sollte aber nicht aus dem Auge verlieren, daß bestimmte Dinge sich durchaus für einen bestimmten Zweck besser eignen als andere. Es ist zumindest zu bezweifeln, daß die meisten Menschen Unterwäsche aus Baumwolle nicht solcher aus Wolle vorziehen würden. Gleiches gilt für Gewürze und sonstige Genußmittel, die gewisse inhärente Qualitäten haben (vgl. Smith 2003: 72). Wenn man die Bedeutungskontexte herausarbeiten will, in welchen die Waren bzw. Genußmittel positioniert sind, sollte man also nicht auf den Fehler verfallen, jegliche inhärente Eigenschaft dieser Dinge zu leugnen.

[505] Oder, um das Diktum von Mary Douglas und Baron Isherwood zu bemühen: »*All goods carry meaning, but none by itself*«. Der Laib Brot ist in unserer Gesellschaft ganz offensichtlich nicht derart symbolisch aufgeladen wie das Automobil, Frank Trentmann weist allerdings darauf hin, daß dies in Gesellschaften mit deutlich niedrigerem Konsumniveau anders ist (2004: 400).

[506] Peter Stearns definiert "Konsumismus" im Vorwort seines Buches "*Consumerism in World History*" folgendermaßen: »Konsumismus beschreibt eine Gesellschaft in welcher viele Menschen ihre Lebensziele teilweise durch den Erwerb von Gütern definieren, die sie eindeutig weder für ihre Subsistenz noch für traditionelle Formen der Zurschaustellung benötigen« (Stearns 2001: ix). Das Konzept ist meines Erachtens zu unspezifisch, um Ausgangspunkt weiterer Analysen geeignet zu sein, nicht zuletzt weil "Subsistenz" und "Tradition" als Negativfolien höchst problematisch sind. Frank Trentmann zufolge sollte man sich davor hüten, die Geschichte des Konsums einfach als Übergang vom (natürlichen) "Bedürfnis" zum (kulturell erzeugten) "Verlangen" zu konzipieren (2004: 400)

auch eine ästhetische, expressive und emanzipative Facette, die man weder geringschätzen sollte noch aus dem Blick verlieren darf.

Trotz der überragenden Bedeutung des Phänomens kann die Soziologie des Konsums im Hinblick auf die Frage nach der gesellschaftlichen Funktion der Konsumgüter und den für die beständige Steigerung des Konsumniveaus verantwortlichen Triebkräften derzeit keine befriedigenden Antworten liefern. Wenngleich sicherlich nicht pauschal falsch, beleuchten diesbezügliche Erklärungsansätze dennoch zumeist lediglich Teilaspekte des Phänomens und sind zudem weitgehend spekulativ, d.h. nur unzureichend empirisch fundiert.

Die wahrscheinlich einflußreichste Erklärung für die Emergenz der modernen Konsumgesellschaft identifiziert als primäre Motivation der Akteure deren Streben, es den Angehörigen übergeordneter Schichten gleichzutun. In seiner aktuellen Fassung wurde dieser Ansatz Ende der 1960er Jahre von Harold Perkin formuliert; demzufolge resultierte die Industrielle Revolution aus einer steigenden Nachfrage nach Konsumgütern, während das Anwachsen der Nachfrage selbst wiederum der um sich greifenden Tendenz "niederer" gesellschaftlicher Schichten entsprang, die Konsummuster "höhergestellter" Schichten nachzuahmen (Perkin 1969: 141). Perkin, der sich nicht zuletzt auch auf die Aussagen von Zeitgenossen beruft,[507] lieferte damit so etwas wie die Blaupause für Neil McKendricks Ansatz. McKendrick zufolge bildeten die zunehmende soziale "Dichte" und Differenzierung den Humus der von ihm postulierten "Konsumrevolution", als deren primäre Ursache er die Neigung der Menschen identifiziert, das Konsumverhalten übergeordneter Gesellschaftsschichten zu "emulieren" – was von einfallsreichen Unternehmern im 18. Jahrhundert genutzt wurde, um einen anhaltenden "Konsumwettstreit auszulösen (McKendrick 1982: 20ff.). Belege, die McKendricks Auffassung zu stützen scheinen, sind reichhaltig vorhanden. So war z.B. bereits Henry Fielding der Ansicht, der Anstieg von Raubüberfällen in England sei auf soziale Emulation zurückzuführen. Der Autor des "Tom Jones" schrieb 1750: »Während der Adlige die Grandeur eines Prinzen nachahmt, und der Gentleman nach dem Status des Adligen strebt, tritt der Händler hinter seinem Ladentisch hervor und nimmt den freien Platz des Gentleman ein. Aber die Konfusion endet hier nicht, sie erreicht den tiefsten Bodensatz der Menschheit« (nach Perkin 1969: 140f.).[508]

Für Woodruff Smith ist die Konsumgeschichte dergestalt auch die Geschichte des Verfalls einer gesellschaftlichen Ordnung, in welcher Status weitgehend qua Geburt erlangt wurde; die wichtigste Differenz zwischen der "feudalen" und der "kapitalistischen" Gesellschaft besteht aus dieser Perspektive in der relativen "Offenheit" der letzteren.[509] Die mit dem Aufstieg von Handel und Industrie als Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung und Quelle des Reichtums einhergehenden Veränderungen führten dazu, daß sozialer Status weniger von der Abstammung als durch die Aneig-

[507] Maxine Berg zufolge geht die Reihe derjenigen, welche die Industrielle Revolution unter Bezugnahme auf eine gestiegene Nachfrage insbesondere der Mittelschichten nach neuen Konsumgütern erklären, bis auf Thomas Malthus zurück. Dieser konstatierte bereits in seinen "*Priciples of Political Economy*", der Wunsch nach dem Besitz der "neuen Luxusgüter" in den Mittelschichten stelle den primären Arbeitsanreiz dar (Berg 2005: 23f.). Elizabeth Gilboy (1932) sah ebenfalls in den Konsumbedürfnissen der Mittelschicht den primären Antrieb des ab dem 18. Jahrhundert einsetzenden Wirtschaftswachstums.

[508] Der Titel von Fieldings Pamphlet lautete *An Enquiry into the Causes of the late Increase of Robbers.*

[509] Die eingehendere Analyse der sich zwischen 1620 und 1750 herausbildenden englischen Mittelschicht (die "*Middle Sort of People*")von H.R. French (1999) enthält leider keine Angaben zum Konsumverhalten, das Bemühen, den eigenen gesellschaftlichen Status angemessen zu dokumentieren deutet sich aber zumindest an.

nung und Präsentation bestimmter Attribute bestimmt wurde: den Konsum adäquater Güter, die passende Kleidung und die richtigen Umgangsformen.[510] Die sozialen Praktiken der neuen Eliten, die eben auch bestimmte Konsumtionsformen umfaßten, wurden nicht allein Teil von deren Selbstdefinition; sie wurden auch imitiert und diffundierten sozusagen durch die Gesellschaft. Eine zunehmende Anzahl von Menschen strebte danach, sich diese Konsumgüter und Umgangsformen ebenfalls anzueignen (vgl. Smith 2002: 3; 23f.).

Die Evidenzen für nachahmenden oder "imitiativen" Konsum sind tatsächlich zumindest auf den ersten Blick überwältigend, und der Mechanismus, welcher aus diesem Blickwinkel die ökonomische Dynamik vorantreibt, ist denkbar einfach; er gründet in der Prämisse "Ich bin, was ich konsumiere, und ich konsumiere, was ich *wert* bin". Ungleichwertige Güter signalisieren die Ungleichwertigkeit ihrer Besitzer (ebenso wie der unterschiedlichen Entlohnung verschiedener Arbeitstätigkeiten die Vorstellung der Ungleichwertigkeit der Arbeiten zugrunde liegt). Vor allem der prestigeträchtige Konsum von "Luxusgütern" bzw. deren Zurschaustellung ermöglicht, sich von anderen zu unterscheiden, sich vor ihnen auszuzeichnen, sich über sie zu erheben, eine überlegene gesellschaftliche Position zu dokumentieren.[511] Der Besitz oder die Aneignung bestimmter Waren fungiert dergestalt als Mittel zur Kennzeichnung gesellschaftlicher Schichten; dies gilt für Genußmittel und Kleidungsstücke ebenso wie für Hausrat und Automobile – die allesamt als Statussymbole fungieren können. Exklusive Güter signifizieren mithin gesellschaftliches Ansehen bzw. "Prestige"; ein Luxusgut aber, welches zunehmend massenhaft verfügbar ist, büßt seinen Wert als Zeichen der Distinktion ein. In dem Maße, wie untere Schichten die Konsumgewohnheiten der Privilegierten nachahmen, müssen diese sich noch exklusivere und teurere Waren zulegen, um den sozialen Abstand zu wahren. Ein zentrales Merkmal der modernen Industrie- und Konsumgesellschaft ist folgerichtig, daß die Waren einem beständigen Verfall ihres Distinktionswerts ausgesetzt sind – das, was gestern noch den Vornehmen vom gemeinen Volk unterschied, taugt schon heute nicht mehr zur Abgrenzung, weil es bei C & A oder Aldi im Angebot ist.[512]

Die faktische Aneignung von Statussymbolen über große soziale Distanzen hinweg ist aber nur ein Grenzfall des nachahmenden Konsums, in der Regel stellt das verfügbare Einkommen eine unüberwindliche Barriere zwischen den Schichten dar, und diejenigen, welche nicht über die Mittel verfügen, die wirklich exklusiven Produkte zu kaufen, müssen sich mit preiswerten Nachahmungen begnügen, Imitationen eben. In den Salons der Reichen, die lange als "Taktgeber" der Mode fungierten, trafen hingegen

---

[510] Auch wenn man den Kontrast nicht überbetonen sollte, und während des 18. und 19. Jahrhundert die beiden Prinzipien Smith zufolge im Widerstreit lagen, kann man Smith zufolge für die gesellschaftliche Entwicklung der Neuzeit dennoch konstatieren, daß der Status einer Person zunehmend weniger von der Abstammung, sondern statt dessen von der "Erscheinung" abhängig ist – d.h. von der Höhe des Vermögens, der Art und Weise wie dieses eingesetzt wird, den Manieren, dem Geschmack usw..

[511] Arjun Appadurai definiert Luxusgüter als »Güter, deren vorrangige Nutzung *rhetorisch* und *sozial* ist, Güter die … inkarnierte Zeichen sind. Die Notwendigkeit auf welche sie antworten ist grundlegend *politisch*« (1986: 38, Hervorh. von mir). Folgende Attribute zeichnen demnach das Luxusgut aus: »(1) Beschränkung, entweder durch Preis oder Gesetz, auf Eliten; (2) komplizierte Beschaffung, welche eine Funktion wirklicher "Knappheit" sein kann oder auch nicht; (3) semiotische Ausdruckskraft; das heißt die Fähigkeit, … komplexe soziale Nachrichten auszusenden ...; (4) spezielles Wissen als Vorbedingung für ihre "angemessene" Konsumption ...; (5) eine hoher Grad der Bindung ihrer Konsumption an … Person und Persönlichkeit« (Ibid.).

[512] Allerdings reichte es nie aus, lediglich Reichtum zur Schau zu stellen, nach der Mode gekleidet zu sein war ebenso eine Frage des "guten Geschmacks", wie nur diejenigen in "bessere Kreise" aufsteigen konnten, die über die entsprechenden Umgangsformen verfügten.

Personen aufeinander, die nicht mit dem "Mann auf der Straße", sondern untereinander mittels indischer Baumwollstoffe konkurrierten, damit aber zu "Trendsettern" für das "gemeine Volk" wurden, welches die neue Mode im Rahmen seiner Möglichkeiten aufgriff. Der Konsumwettstreit dürfte tatsächlich vor allem jeweils "unter Nachbarn" am virulentesten sein; d.h. dort, wo die soziale Differenz am geringsten ist.[513] – Ich will es bei dieser knappen Skizze der Dynamik des wettstreitenden Konsums belassen, der Sachverhalt als solcher sollte hinreichend evident sein.

Aufschlußreicher als die Beschreibung des Prozesses ist die Frage nach den historischen Wurzeln dieser Entwicklung. Daß Angehörige "unterer" Schichten Konsumgewohnheiten der privilegierten "Eliten" imitieren war im 18. Jahrhundert kein neues Phänomen. Bereits in den Jahrzehnten nach der großen Pestepidemie beklagten sich die Privilegierten über die durch gestiegene Löhne ermöglichten "Ausschweifungen" der arbeitenden Bevölkerung und deren Tendenz, Dinge zu kaufen und zur Schau zu stellen, die vormals den selbsternannten "Eliten" vorbehalten gewesen waren. Frauen von Handwerkern z.B. begannen damit, ihre Kleider mit Eichhörnchenfellen zu umsäumen, was bis dahin Privileg der Personen "von Stand" gewesen war – woraufhin der Adel vom Eichhörnchen zum Marder wechselte, einem selteneren Tier mit konsequenterweise teurerem Fell. Die Herrschenden wichen aber nicht nur auf exklusivere Waren aus, um den sozialen Abstand weiterhin sichtbar zu demonstrieren, sie erließen auch eine Reihe gesetzlicher Lohn- und Konsumbeschränkungen, die nicht nur "neureiche" Kaufleute, Handwerker und kleinere Grundbesitzer, sondern auch die arbeitenden Klassen trafen: So wurde in England z.B. 1363 ein Gesetz erlassen, welches es Landarbeitern verbot, Kleidung aus Stoffen zu tragen, deren Preis eine festgesetzte Obergrenze überschritt — nicht nur weil die Gesetzgeber fürchteten, die verstärkte Nachfrage nach kostbaren Tuchen würde die Preise in die Höhe treiben, sondern vor allem auch, weil man der Ansicht war, daß die gesamte soziale Hierarchie bedroht sei, wenn die sichtbaren Zeichen gesellschaftlicher Stellung ihre Bedeutung verlören (vgl. Dyer 2002: 283f.).[514]

Der Blick der Herrschenden auf die Konsumgewohnheiten der "niederen Schichten" veränderte sich John Hatcher zufolge zwischen dem späten 14. und dem 18. Jahrhundert nur unwesentlich. So schriebt z.B. ein Mönch aus Leicester über die Jahre nach dem "Schwarzen Tod": »Die geringeren Menschen waren in diesen Tagen derart ausstaffiert …, daß man sie anhand des Prunks ihrer Kleidung und ihres Schmucks kaum unterscheiden konnte: weder einen niederen von einem großen Mann, noch einen Bedürftigen von einem Reichen, noch einen Diener von seinem Herren« (zit. nach Hatcher 1998: 79). Ein anderer Autor beklagte sich in den späten 1370er Jahren darüber, daß Bauern den Lebensstil der "Personen von Stand" nachahmten, und ein Verlangen nach so luxuriösen Dingen wie Betten und Kissen entwickelt hätten. Als die Nachfahren dieser Bauern fast 400 Jahre später begannen Tee und Tabak zu konsumieren, wurden sie von selbsternannten Hütern der öffentlichen Ordnung – welche vermeintlich darin

---

[513] Die im angelsächsischen Raum geläufige Redewendung "*keeping up with the Joneses*" bezieht sich auf eben diesen Wettstreit *innerhalb* sozialer Schichten.

[514] Im England des 16. Jahrhundert wurde z.B. gesetzlich allen Personen mit Ausnahme der höchsten Ränge das Tragen von Samt (insbesondere purpurfarbenem), feiner Seide und Pelzen untersagt. Die niederen Schichten sollten sich in lokal hergestellte Stoffe aus einheimischer Wolle kleiden. Dieser Gesetzgebung lag (zumindest dem Bekunden der Herrschenden nach) nicht allein die Sorge um die mögliche Auflösung der sozialen Ordnung zugrunde, auch die Befürchtung, daß der massenhafte Konsum dieser Luxusgüter die Zahlungsbilanz des Landes ruinieren könnte; handelte es sich doch durchweg um Importgüter. Die Konsumverbote waren mithin auch ein merkantilistisches und protektionistisches Instrument (Berg 2005: 29). Einen Überblick über die Geschichte der Konsumverbote gibt Alan Hunt (1996).

gründete, daß die einen arbeiten mußten, damit die anderen konsumieren konnten – auf ganz ähnliche Weise denunziert (Ibid.: 79f.). Bischof Bossuet, der Hofprälat Ludwigs XIV., schrieb: »Gott hat die der Eitelkeit entspringende Prahlerei und die aus der Vergiftung durch Reichtum hervorgehende törichte Zurschaustellung verboten. Es war aber auch sein Wille, daß die königlichen Höfe glanzvoll und großartig sein sollten, um dem einfachen Volk Respekt einzuflößen« (zit. nach Blanning 2002: 41). Die Gesetze, welche ihnen verboten, bestimmte Kleidungsstücke zu tragen, wurden zwar von den "einfachen Leuten" zumeist ignoriert, nichtsdestotrotz bestanden Bekleidungsvorschriften bzw. Konsumverbote in einigen Teilen Europas noch lange Zeit.

Ob die große Pestepidemie hinsichtlich der Emergenz des "imitativen" oder "wettstreitenden" Konsums eine historische Wegscheide darstellt, wie die vorstehend präsentierten Beispiele vielleicht suggerieren mögen, erscheint mir allerdings mehr als fraglich. Die Tatsache, daß offensichtlich bereits für das späte Mittelalter Verhaltensmuster dokumentiert sind, die direkt auf die heutige Konsumkultur zu verweisen scheinen, sollte nicht zu dem Schluß verführen, wir hätten es hier mit dynamischen, die spätere Entwicklung bestimmenden Faktoren zu tun. Bestimmte Samen können sehr lange im Humus der Geschichte schlummern, bevor sie unter spezifischen Bedingungen zu keimen beginnen. Zudem täuscht die vordergründige Ähnlichkeit zweier Phänomene allzu oft darüber hinweg, daß diese in jeweils völlig andere sozioökonomische Kontexte eingebettet sind bzw. waren. Das gesellschaftliche Ganze besteht nicht einfach aus einer Kombination invarianter Teile, diese Teile beeinflussen und bestimmen sich vielmehr wechselseitig. Ein institutionalisierter Wettstreit um gesellschaftliches Prestige findet sich in vielen vergangenen und fremden Kulturen – ohne daß dies auch nur annähernd die gleichen Konsequenzen hätte wie in unserer Gesellschaft.[515] Mittelalterliche und moderne Formen der Konsumtion sollten denn auch nur mit äußerster Vorsicht verglichen werden – vor allem deshalb, weil wir nur wenig darüber wissen, was die angeeigneten "Luxusgüter" den Menschen damals verhießen und bedeuteten. Zwar gab es auch im Mittelalter bereits "Moden", denen jene folgten, die es sich leisten konnten (und durften), es existierte aber kein kommerzieller bzw. industrieller Komplex, der seine eigene Nachfrage systematisch dadurch generiert, daß er ständig wechselnde Produkte erzeugt. Konsumgüter dürften vor dem späten 17. Jahrhundert schwerlich jene überragende Rolle in der sozialen Verortung und Interaktion gespielt haben, die ihnen ab diesem Zeitpunkt sukzessive zukam.

In einer relativ "geschlossenen" Gesellschaft wie derjenigen des Mittelalters war die Aneignung von bislang den vermeintlich "Edlen" vorbehaltenen Luxusgütern tatsächlich eine Bedrohung der sozialen Ordnung, da diese Waren in direktem Bezug zur gesellschaftlichen Position ihrer Besitzer standen; diejenigen Handwerkerfrauen, die ih-

[515] In Gesellschaften mit institutionalisierten (und erblichen) Rangunterschieden wie z.B. dem mittelalterlichen Feudalsystem ermöglicht hoher sozialer Status die Anhäufung und Verteilung von Gütern. Bis in die Neuzeit hinein war demonstrative Großzügigkeit eine der vornehmsten Verpflichtungen der "Edlen". In anderen Gesellschaften hingegen entspringt dieser Status der Umverteilung von Gütern. So gründet die Stellung des melanesischen "Bigman", um nur ein bekanntes Beispiel herauszugreifen, nicht in seiner Abstammung, er nimmt keine ihm vorbestimmte Position der Führerschaft in einer definierten Gruppe ein sondern erlangt seinen Status vielmehr dadurch, daß er sich im Perstigewettstreit mit anderen Bigmen durch Akte kalkulierter Großzügigkeit eine Gefolgschaft aufbaut (vgl. Sahlins 1963). Diese Form der "primitiven Akkumulation" , für die es vielfältige Beispiele gibt, setzt nun allerdings *keinen* irreversiblen dynamischen Prozeß in Gang, schlußendlich ist der Wettstreit um Prestige in den melanesischen Kulturen ein ökonomisches Nullsummenspiel. Der Rückgriff auf das ethnologische Material ist denn auch viel weniger wegen der vordergründigen Ähnlichkeiten als aufgrund der gravierenden Unterschiede von Interesse.

re Kleider mit Kaninchenfellen verzierten, erhoben sich "über ihren Stand" und beanspruchten aus Perspektive der Herrschenden eine soziale Position, welche ihnen nicht zustand. Das mag durchaus ein emanzipativer Akt gewesen sein, denjenigen, die im 18. Jahrhundert die neue Konsumkultur begründeten, ging es in erster Linie aber wohl weniger um die Subversion der sozialen Ordnung als darum, sich innerhalb dieser Ordnung mittels der Aneignung eines bestimmten Lebensstils zu positionieren. Woodruff Smith zufolge entstand denn auch das westliche Muster des Statuskonsums erst zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert. Im Unterschied zu "vormodernen" Formen ist demnach ab dem 16. Jahrhundert eine "Demokratisierung" des Konsums festzustellen, d.h. Statussymbole wurden erstens (weitgehend) für all diejenigen zugänglich, die sie sich leisten konnten, und zweitens vervielfältigte sich die materielle Kultur, so daß der "wettstreitende" Konsum breitere gesellschaftliche Schichten erfaßte. Diese Entwicklung ging einher mit einem schnellen Wandel der Moden und der zunehmenden Kommerzialisierung der Konsumptionssphäre (Smith 2002: 26f.).[516]

Ob man die Wurzeln der "Konsumrevolution" tatsächlich im 16. Jahrhundert verorten sollte, erscheint mir zwar fraglich, im 17. Jahrhundert allerdings fungierte dann der "Salon" als Taktgeber der Mode und Katalysator des Konsums. Die ersten Salons entstanden während der Regierungszeit Ludwigs XIII. (1610–1643) in Paris. Sie befanden sich vorwiegend in den Stadthäusern des Amtsadels (*"noblesse de robe"*) und wurden von der "Dame des Hauses" organisiert, welche im Rahmen des von ihr abgehaltenen Salons die Standards des "guten Geschmacks" definierte, nicht nur auf die Kleidung, sondern auch auf das Benehmen bezogen:

»Die Salons schufen Gelegenheiten für vornehme Personen mit höchst unterschiedlichem Hintergrund auf aktuell oder potentiell berühmte Künstler zu treffen … und die Rituale der Vornehmheit in angemessenem Kontext zu praktizieren. Gäste konnten teure Kleidungsstücke zur Schau stellen und ihre Gastgeberinnen teures Geschirr, Möbel und Wandbehänge präsentieren – unter Bedingungen, die einen schnellen Konsensus hinsichtlich der Frage erlaubten, ob diese Dinge mit gutem Geschmack konform gingen. Der Pariser Salon war in der Tat einer der primären Kontexte, innerhalb dessen im 17. und 18. Jahrhundert das Konzept Geschmack definiert wurde. Von denen, die die Salons bevölkerten, wurde erwartet, daß sie die neuesten Moden festlegten und ihnen entsprachen, und daß sie zur Entwicklung noch neuerer Moden beitrugen« (Ibid.: 50f.).

Obwohl derartige Salons auch in anderen Städten, unter anderem in London, entstanden, blieb Paris für lange Zeit Schrittmacher der Mode. Die *East India Company* sandte folgerichtig in den 1660er und 1670er Jahren Muster jener Stoffe, die in den Salons der französischen Hauptstadt Akzeptanz gefunden hatten, per Eilboten nach Indien, damit die dortigen Niederlassungsleiter bei den indischen Handwerkern eben jene Dessins in Auftrag geben konnten. Das Vermarktungsschema der EIC gründete in der Annahme, daß dasjenige, was in einem Jahr in Paris getragen wurde, im kommenden Jahr in nahegelegenen Zentren (London und Amsterdam) in Mode sein würde, und im Jahr darauf in weiter entfernten Zentren (Hamburg, Kopenhagen, Dublin), und so weiter. Der Schlüssel zum kommerziellen Erfolg bestand mithin darin, Paris als Indikator dafür zu nutzen, was in den kommenden Jahren in viel größerem Stil auf den britischen Inseln und dem Rest des Kontinents – wo viel höhere Profite erzielt werden konnten – nachgefragt werden würde.

Die EIC begnügte sich allerdings schon bald nicht mehr damit, lediglich passiv auf die Entwicklungen in Frankreich zu reagieren, sondern begann aus eigener Initiative,

[516] Letzteres erscheint allerdings als nachgerade zwangläufige Folge der beiden ersten Punkte

ständig veränderte Muster auf den europäischen Markt zu bringen. Die Gesellschaft ließ in Indien neue Entwürfe bedruckter Stoffe herstellen, von denen jeweils nur eine begrenzte Menge nach Europa verschifft wurde, wo Tuchhändler die Stoffe den führenden Damen der "Gesellschaft" zugänglich machten. Nachdem der Salon sein Werk getan und sich herausgestellt hatte, welches der Muster Anklang fand, sandte die EIC auf dem schnellstmöglichen Weg – über Italien per Schiff nach Aleppo in Syrien, und von dort mittels Postreitern nach Indien – Anweisungen an ihre Niederlassungen, Tuch mit eben jenem Muster in großen Mengen bedrucken zu lassen. Wenig später waren in Hunderten indischer Dörfer in Gujarat, Bengalen und an der Koromandelküste Textilhandwerker mit der Produktion der Waren beschäftigt, die dann nach Europa verschifft wurden. So heißt es in einer Anweisung des Direktoriums der Gesellschaft an die Niederlassung in Hugli (Bengalen) aus dem Jahr 1681:

»Nehmen Sie als feststehende und allgemeine Regel zur Kenntnis, daß bei allen geblümten Seidenstoffen Sie das Muster und die Blumen jedes Jahr ändern … denn englische Damen, und wie man sagt auch die französischen und anderen europäischen, werden doppelt soviel für eine Sache zahlen, die noch nie vorher in Europa gesehen wurde … wie für einen besseren Seidenstoff von der gleichen Mode, wie sie im vorigen Jahr getragen wurde« (nach Ibid.: 52).[517]

Dieser historischen Vignette ist allerdings aus mehreren Gründen mit Vorsicht zu begegnen: Erstens war der Kreis derjenigen, die im Salon um die Rolle als Trendsetterin wetteiferten oder später die Pariser Mode nachahmten, auf einen kleinen Kreis Vermögender begrenzt; zweitens bereitete der Salon dort, wo er entstanden war (in Frankreich), *nicht* den Weg für ein dynamisches Wachstum der Ökonomie; drittens waren offenbar nur Frauen involviert; und viertens ist die Tatsache, daß Menschen sich bei der Definition ihrer Standards an anderen orientieren, derart banal, daß diese Feststellung kaum als wissenschaftliche Erkenntnis herhalten kann. Historisch bedeutsam ist das Beispiel, weil es einerseits zeitlich die Anfänge der "Konsumrevolution" markiert, und zweitens die von der East India Company aus dem Osten eingeführten Baumwollstoffe nicht nur die Gesellschaft reich und mächtig machten, sondern auch zu jenen Produkten gehörten, welche das Alltagsleben der Europäer in späteren Jahrzehnten so nachhaltig verändern sollten. Für sich genommen kann hingegen der mittels modischer Kleidung ausgetragene Wettstreit der Reichen im Salon die expansive Dynamik der modernen Konsumökonomie nicht erklären.

Die Konsequenzen des Übergangs von den tendenziell "geschlossenen" gesellschaftlichen Strukturen des Mittelalters zu den eher "offenen" und durchlässigen Verhältnissen des bürgerlichen Zeitalters werden meines Erachtens wesentlich besser durch die (ebenfalls von Woodruff Smith ausführlich beschriebenen) Probleme illustriert, welche es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert einigen Zeitgenossen offenbar bereitete, den Status des *Gentleman* abzusichern und angemessen zu dokumentieren.[518] In England war die soziale Verortung als *Gentleman* Smith zufolge formale Vorbedingung für die Eignung zur Bekleidung öffentlicher Ämter, und informelle Bedingung für die Möglichkeit, am gesellschaftlichen und politischen Leben teilzuhaben – ein eindeutiges Kriterium dafür, wer als *Gentleman* zu gelten hatte, existierte aber nicht. Der Status konnte zwar qua Geburt erworben werden – ein Adliger galt automatisch als *Gentleman* –, aber auch durch eigene Leistungen. Wie fließend die Grenzen zwischen *Gentlemen*

[517] Bei Baumwollstoffen wurde schon bald ebenso verfahren.

[518] In diesem Kontext signifiziert das Etikett "*Gentleman*" in etwa "vornehmen" oder "edel".

und "Gemeinen" im späten 17. Jahrhundert waren, illustriert Smith am Beispiel von Samuel Pepys (1633–1703). Pepys war der Sohn eines einfachen Schneiders, der zu seiner Verwandtschaft aber den späteren Lord Sandwich zählen konnte. Dessen Familie ermöglichte dem jungen Samuel, in Cambridge zu studieren und war auch mit dafür verantwortlich, daß Pepys 1660 zu Sekretär des Marineamtes ernannt wurde, in Zeiten des Aufbaus der *Royal Navy* ein überaus verantwortungsvolles und einflußreiches Amt. Obwohl Pepys zudem von 1684–1686 als Präsident der *Royal Society* fungierte und zwei Mal in das Unterhaus gewählt wurde, blieb ihm der Ritterschlag, d.h. die Verleihung des Ehrentitels "Sir", verwehrt – und damit trotz seiner vielfältigen öffentlichen Ämter auch sein Status als *Gentleman* prekär. Um diesen erfolgreich behaupten zu können, war für ihn vor allem auch wichtig, bestimmten Normen der Konsumption zu genügen: der Haushalt mußte ebenso wie die Kleidung dem (behaupteten) Stand entsprechen, demonstrativer Konsum war nachgerade eine Frage der "Ehre" (Smith 2002: 29f.). Vordergründig ähnelt dies der Logik des gerade beschriebenen "wettstreitenden Konsums", Pepys wollte aber mitnichten durch die Aneignung und Zurschaustellung von Statussymbolen in der gesellschaftlichen Hierarchie aufsteigen, er sah sich vielmehr genötigt, seinen neu erworbenen Status sichtbar zum Ausdruck zu bringen – eine bedeutsame Differenz, wird hier doch die Logik des Konsumwettstreits nachgerade auf den Kopf gestellt.

Gerade für einen sozialen Aufsteiger wie Pepys war mithin unabdingbar, den für einen *Gentleman* geltenden Maßstäben zu genügen, angemessene Kleidung, angemessenes Verhalten, einen angemessenen Lebenswandel zur Schau zu stellen.[519] Das Attribut "angemessen" verweist auf ein zentrales Motiv zur Erklärung des anwachsenden Konsums, welches von Woodruff Smith herausgearbeitet wurde: "Respektabilität".[520] Als gesellschaftlicher Wert liefert das Konzept seiner Ansicht nach einen Schlüssel zum Verständnis dessen, was die angeeigneten Dinge den Menschen tatsächlich bedeuteten:[521]

»Der Set soziokultureller Phänomene, auf den der Begriff *Respektabilität* im 18. Jahrhundert bezogen wurde, konstituierte ein klar abgegrenztes kulturelles Muster, das von zentraler Bedeutung

---

[519] Eines der wichtigsten Attribute des Gentleman war das Schwert, das Insignium der Herrschenden, das diese nicht nur einsetzten, um die eigene Ehre zu verteidigen, sondern auch, um die arbeitenden Klassen zu disziplinieren. Eines Tages eilte Pepys ohne Mantel zum Tower of London. Als er am Eingang aufgefordert wurde, sein Schwert abzulegen, verbarg er sich zunächst für eine Weile in einer Nische, bis sein Diener ihm den Mantel gebracht hatte, da es für eine schwertlosen Gentleman unabdingbar war, einen Mantel bzw. Umhang zu tragen um die Tatsache zu verschleiern, daß er keine Waffe trug (Ibid.: 34ff.).

[520] Smith unternimmt ausgehend von diesem Konzept den meines Wissens bislang umfassendsten Versuch, die moderne Warensymbolik zu entschlüsseln. Er identifiziert insgesamt 6 kulturelle Kontexte, die den Rahmen seiner Analyse der kognitiven und affektiven Bedeutungszuschreibungen bilden: 1. Vornehmheit: Die komplexe Statushierarchie der europäischen Gesellschaften spiegelt sich demnach auch im Konsumverhalten. 2. Luxus: In diesem Kontext wird "Sinnlichkeit" (im weitesten Sinn) mit "Moralität" durch eine "Ästhetik des Konsums" und die Entwicklung von Konzepten wie "Komfort" und "Bequemlichkeit" verknüpft. 3. Tugend: "Gesundheit", "Sauberkeit" und "Moralität" wurden Smith zufolge zu einem Amalgam verschmolzen, das zu bestimmen half, was als "bürgerlich" gelten konnte. 4. Männlichkeit: In bestimmte Konsumgüter bzw. einem bestimmten Konsumverhalten verschmolz "Männlichkeit" mit Konzepten wie "Vernunft" und "Öffentlichkeit". 5. Weiblichkeit: Analog wurde "Weiblichkeit" mit "Häuslichkeit" und der Reproduktion von "Zivilisation" bzw. "zivilisierten Verhaltens" verbunden. 6. Respektabilität: Aus den vorgenannten Bedeutungskomplexen entsteht laut Smith "Respektabilität" als die Konsumtion normativ definierendes Konzept, das zugleich ein zentraler Bestandteil des allgemeinen Phänomens der "Modernität" ist (Ibid.: 23).

[521] Smith zufolge ist es nicht ungewöhnlich, das Handeln der Menschen im viktorianischen Zeitalter mit diesem Attribut als angestrebtes Ziel zu assoziieren. Das Konzept wird üblicherweise auf "Mittelschicht" oder "bürgerliche Gesellschaft" bezogen, aber der Geschichte dieser Verbindung selten nachgespürt.

für die "Modernität" der westlichen Welt … war. Respektabilität verlieh der Konsumtion Bedeutung – in moralischer und politischer ebenso wie in sozialer und ökonomischer Hinsicht –, und erlaubte dadurch die Konstruktion einer ganzen Anzahl von Verbindungen zwischen dem Kauf von Waren und dem angemessenen Denken und Handeln« (Ibid.: 3).

Im Unterschied zu "vornehm" war "respektabel" vor allem ein erworbenes und kein ererbtes Attribut; die Etablierung von "Respektabilität" als gesellschaftliche Schlüsselkategorie und Vorbedingung für sozialen Aufstieg ging einerseits einher mit der erhöhten Durchlässigkeit der sozialen Hierarchien. Andererseits konnte eine erworbene Eigenschaft aber auch verloren gehen, falls eine vormals respektable Person den entsprechenden Normen nicht mehr gerecht wurde (Ibid.: 204f.). Ebenso wichtig scheint mir zu sein, daß es um eine relative, d.h. universell anwendbare Kategorie handelte: nahezu jeder und jede konnte innerhalb ihrer oder seiner Möglichkeiten (so beschränkt diese auch sein mochten) vermeintlich ein respektables Leben führen.[522]

Das Bestreben, als respektabel zu gelten, hatte offenbar gegen Ende des 18. Jahrhundert weite Schichten der englischen Bevölkerung erfaßt. Harold Perkin zitiert einen in Paris ansässigen Journalisten, der in den 1790er Jahren anläßlich eines Besuchs in England bemerkte: »Die Individuen der unteren Klassen sind besser gekleidet, besser ernährt und besser untergebracht als anderswo; obwohl sie, soweit ich dies herausfinden konnte, über nicht mehr Mittel verfügen als die gleichen Klassen bei uns. Stolz und das Verlangen, öffentliche Wertschätzung zu genießen, scheinen ihnen diese Aufmerksamkeit ihrem Auftreten und ihrer äußeren Erscheinung aufzunötigen« (nach Perkin 1969: 141).[523] Die Kriterien dafür, welche Person als respektabel gelten konnte und welche nicht, waren allerdings keineswegs klar formuliert; das Konzept generierte Ambiguitäten, und bisweilen protestierten Menschen, die sich selbst als respektabel erachteten, dagegen, daß andere ihnen diese Eigenschaft absprachen (Smith 2002: 208).

Um den Zusammenhang zwischen Konsumkultur und dem Attribut "Respektabilität" näher zu illustrieren, will ich mich im folgenden lediglich auf drei Facetten beschränken: Saubere Unterwäsche, Körperpflege und das englische Teeritual. Weiße Unterwäsche (sichtbar) zu tragen, war kein Privileg der herrschenden Klassen (und verwies mithin nicht auf gesellschaftlichen Status),[524] sondern vor allem eine Frage der Tugendhaftigkeit oder eben der Respektabilität einer Person. Wer immer etwas "auf sich hielt" und es sich leisten konnte, kleidete sich in (saubere) Unterwäsche, da diese die "Reinlichkeit" und mithin "Respektabilität" einer Person dokumentierte; die Ausweitung der Erzeugung von Baumwollstoffen war demnach auch der inländischen Nachfrage nach Unterbekleidung geschuldet (Ibid.: 61f., 137f.).

Ein weiterer Bereich, in dem sich bestimmte Konsum- und Verhaltensmuster nach und nach über die gesamte Gesellschaft ausbreiteten, war die Körperhygiene. In dieser Hinsicht war Smith zufolge Europa in den ersten beiden Jahrhunderten des Zeitalters des Entdeckungen eindeutig ein "Entwicklungsland", die portugiesischen, holländischen

---

[522] Die Kategorie wurde selbst auf die von der Fürsorge abhängigen Armen angewandt: »Man nahm an, daß die meisten von ihnen sich aufgrund ihrer Lasterhaftigkeit dort befanden, wo sie waren, und auch wenn sie einfach nur Pech gehabt hatten, zeigte doch die Tatsache, daß sie öffentliche Unterstützung bezogen, ihren mangelnden Respekt sich selbst und anderen gegenüber« (Ibid.: 206).

[523] Der Lebensstandard dürfte in England zu dieser Zeit zwar ohnehin deutlich über dem in Frankreich gelegen haben, nichtsdestotrotz ist die Beobachtung bemerkenswert.

[524] Im Bereich der Unterbekleidung war Baumwolle Smith zufolge keinesfalls Substitut für Seide, sondern vielmehr für Leinen.

und englischen Schiffe beeindruckten die Angehörigen fremder Kulturen auch durch den Gestank, den sie verbreiteten. Ab dem 17. Jahrhundert sorgten die "besseren Kreise" in Europa sich allerdings darum, keinen Körpergeruch zu verströmen, da dies zunehmend mit manueller Arbeit assoziiert wurde. Der übermäßige Gebrauch von Wasser zur Reinigung des Körpers galt aber als ungesund, deshalb wurde zunächst versucht, die Gerüche mit Parfum zu überdecken. Zu Beginn des 18. Jahrhundert kam dann das Bad in Mode, sowohl in Gestalt des Bade(kur)orts, als auch in Form des "Türkischen Bads" (Ibid.: 132f).[525] Körperpflege war aber ebensowenig wie das Teeritual ein Privileg der "Vornehmen", jede und jeder hatte (zumindest theoretisch) die Möglichkeit, sich zu waschen. Reinlichkeit war keine Frage des Einkommens, sondern eine der "Respektabilität" und wurde vom Luxus zur essentiellen Tugend und universellen Norm (vgl. ibid.: 134f.).[526]

Während ab dem späten 17. Jahrhundert die Domäne des "respektablen" Mannes das Kaffeehaus (und damit die "öffentliche Sphäre") war, entwickelten sich in der "häuslichen Sphäre" spezifische weibliche Konsummuster. Hierzu gehörte insbesondere das britische Teeritual. Im Unterschied zum Abendessen war der *afternoon tea* eine Mahlzeit, die innerhalb der Familie eingenommen wurde, woraus Smith folgert, daß diese neue Institution eine zentrale Rolle spielte bei der Definition dessen, was bei einer Frau als "respektabel" galt – was wiederum eng mit der Konstruktion von "Häuslichkeit" oder "Privatheit" zusammenhängt (Ibid.: 172f.).[527] Daß Smith von "Ritual" und nicht von "Zeremonie" spricht, ist in diesem Kontext durchaus angemessen, denn es handelt sich erstens um eine hochgradig formalisierte Prozedur die bestimmter Gegenstände (im Minimum Tee, Zucker und eines Teeservice) bedarf und eine sehr spezifische Bedeutung hat. Das Interessante (und im hier behandelten Kontext Relevante) an diesem Ritual ist, daß es importierter Waren bedarf, um abgehalten werden zu können: Zucker aus der Karibik, Tee und Porzellan aus China, Tischdecken aus bengalischer Baumwolle – der *afternoon tea* ist ein herausragendes Beispiel für den untrennbaren Zusammenhang von Fernhandel und Konsumkultur. Der Terminus "Ritual" verweist aber noch auf einen weiteren wichtigen Sachverhalt: Die bürgerliche Konsumkultur des 18. Jahrhundert war in weiten Bereichen hochgradig formalisiert, und keineswegs "hedonistisch" – im Gegenteil, wie Smith immer wieder hervorhebt, war gerade der maß-

---

[525] Allerdings sollte der Mann auch nicht allzu "gewaschen" sein und womöglich wie ein Blumengarten duften. Ehemalige Angestellte der East India Company, die im 18. Jahrhundert mit sagenhaften Vermögen aus dem Osten zurückkehrten, wurden nicht nur wegen ihres neureichen Gehabes als "Nabobs" verspottet, sondern auch aufgrund ihrer "verweiblichten" Gewohnheiten. Dazu gehörten vor allem häufige Bäder und die Gewohnheit, Shampoo zu benutzen, ein englischer Gentleman hingegen roch wie ein Mann (Pomeranz 2007: 76f.). Nicht einmal hundert Jahre später hatte sich die diesbezügliche Selbst- und Fremddefinition der Engländer komplett umgekehrt, nicht nur war in Vergessenheit geraten, daß das Wort Shampoo aus dem Hindi stammte, es war nunmehr der Inder, der als "ungewaschen" galt – in Opposition zum "gewaschenen" christlichen Europäer. Zur Sozialgeschichte des (Körper-)Geruchs siehe vor allem Corbin (1982).

[526] Als Folge der neuen Reinlichkeitsstandards nahm der Verbrauch an Seife beständig zu. Deren Hauptbestandteil war Palmöl, ein Produkt, welches Smith zufolge das europäische Interesse an Afrika im 19. Jahrhundert erneuerte. Abolitionisten vertraten bereits um 1800 die Auffassung, daß man den Sklavenhandel durchaus durch den Palmölhandel ersetzen könne, um damit jegliche negative ökonomische Auswirkung des Verbots des Sklavenhandels zu kompensieren (Ibid.: 136). In England wurde nichtsdestotrotz die Arbeiterklasse von den Privilegierten lange herablassend als *"the great unwashed"* bezeichnet; völlig ungeachtet der Frage, ob sich diese Menschen tatsächlich wuschen oder nicht dürfte diese Bezeichnung sich metaphorisch primär auf den "unreinen" Charakter manueller Arbeit und die vermeintlich mangelnde "Kultivierung" der Arbeiterklasse bezogen haben.

[527] Mit der Herausbildung der neuen Konsumökonomie einher ging eine schärfere Trennung von "öffentlicher" und "häuslicher", mithin "männlicher" und "weiblicher" Sphäre, Frauen der Mittelschicht verschwanden zunehmend aus dem Geschäftsleben (Price 1999: 39ff., 206) – für Frauen der Arbeiterklasse setzte dieser Prozeß allerdings erst Ende des 19. Jahrhundert ein.

volle und angemessene Konsum von zentraler Bedeutung für die Behauptung der "Respektabilität" einer Person.[528]

Zwar bemängelt Lisa Tiersten in einer Besprechung von Smith' Buch, der Autor setze sich zu wenig damit auseinander, daß "Respektabilität" für Angehörige der arbeitenden Klassen und die unterschiedlichen Segmente der Bourgeoisie jeweils etwas anderes bedeutet haben dürfte (2004: 515), meines Erachtens trifft diese Kritik aber nur zum Teil zu. Sicherlich ist Smith' Ansatz teilweise zu pauschal, seine Stärke liegt aber gerade darin, die zunehmende gesellschaftliche Bedeutung des Konsums als totale Bewegung zu beschreiben. Smith erzielt meines Erachtens einen großen Fortschritt beim Verständnis zentraler Aspekte der Dynamik der modernen Konsumgesellschaft, sein Ansatz ist aber eher Ausgangspunkt für weitere Studien und Reflexionen als deren Endpunkt.[529]

Was Woodruff Smith nicht zu erklären vermag, ist *warum* die Menschen danach Streben, respektabel zu sein – und dies nach außen hin dokumentieren. Da die Trennlinie zwischen dem auf die Dokumentation der Respektabilität einer Person abzielenden Konsum auf der einen, und der auf die Behauptung eines herausgehobenen sozialen Status abzielenden "wettstreitenden" Spielart auf der anderen Seite recht unscharf ist (und auch durchlässig sein dürfte), ist nicht auszuschließen, daß beide Formen bisweilen konvergieren und sich überschneiden.[530] Es wäre meiner Ansicht nach aber völlig verfehlt, das Streben nach "Respektabilität" allein auf den gesellschaftlichen Wettstreit um knappe Ressourcen zurückführen zu wollen. So knapp meine Darstellung von Smith' Ansatz auch war, es sollte hinreichend deutlich geworden sein, daß "Respektabilität" als gesellschaftliche Norm vor allem auch mit einem nicht unerheblichen Konformitätsdruck assoziiert ist. Darin dürfte sich die Gesellschaft des 18. Jahrhundert kaum von vormodernen oder "primitiven" Kulturen unterschieden haben, wie folgende Passage aus Bronislaw Malinowskis "Argonauten des westlichen Pazifik" illustriert:

---

[528] Wie gerade erwähnt, definierte das englische Teeritual den weiblichen Raum. Allerdings sollte meines Erachtens der Kontrast zwischen den vermeintlich getrennten Sphären des männlichen und weiblichen, öffentlichen und privaten, rationalen und "sentimentalen" nicht überbetont werden, auch wenn diese Dichotomisierung Teil des im 17. und 18. Jahrhundert herrschenden Diskurses war. Ohne die männliche Dominanz und die Tatsache, daß eine entsprechende Zuordnung der jeweiligen Attribute mindestens in "bürgerlichen" Kreisen vorgenommen und zum Ausdruck gebracht wurde, in Frage stellen zu wollen, muß ich doch einschränkend anmerken, daß weiblicher Konsum auch öffentlicher Konsum war, gerade was den Bereich der Mode oder die Ausstattung des Haushalts anging. Unter Umständen müßte man zwischen einer männlichen und einer weiblichen öffentlichen Sphäre trennen. Allerdings erschien das Rollenmodell der "respektablen" Frau, die nicht raucht, arbeitet usw., offenbar auch für Frauen attraktiv zu sein, in jedem Fall ist Smith zufolge die soziale Konstruktion dieser Norm auch das Werk von Frauen, und nicht allein das Resultat männlicher Betrebungen zur "Enteignung" und "Entrechtlichung" von Frauen (vgl. Smith 2002: 175ff.).

[529] Darüber hinaus ermöglicht "Respektabilität" als normatives Konstrukt eine Vermittlung zwischen der mit innerweltlicher Askese und zwanghafter Sparsamkeit assoziierten "protestantischen Ethik" und der ihr vermeintlich diametral entgegensetzten "hedonistischen" Konsumkultur. Ständen beide Handlungsorientierungen tatsächlich in einen antagonistischen Widerspruch, müßte man annehmen, der zwanghaft sparsame protestantische Sektierer habe lediglich investiert und produziert, während der hedonistische Anglikaner konsumiert habe. Eine solche Trennung in Produzenten und Konsumenten ist selbstverständlich absurd; und daß viele der frühen Industriellen, wie z.B. Josiah Wedgwood und Erasmus Darwin (die Großväter Charles Darwins) dem nonkonformistischen "Dissenter"-Milieu angehörten verweist lediglich darauf, daß der Protestantismus neben der theologischen auch eine politische Seite hatte. Wenn man daran festhalten will, sollte man mit dem Schlagwort "protestantische Ethik" also insgesamt weniger radikale Askese und Entsagung verbinden als schlicht "Mäßigung", die Betonung von "Anstand" und "guten Sitten" – Werte, die sich ab dem 18. Jahrhundert gerade auch in der Sphäre der Konsumtion manifestierten.

[530] Derjenige, der demonstrativ Konventionen folgt, präsentiert sich nicht zuletzt als vertrauenswürdiger und verläßlicher Kontrahent, und kann daraus wiederum Vorteile ziehen.

»Der große Moralphilosoph [gemeint ist Immanuel Kant] irrte, als er seinen kategorischen Imperativ formulierte, der den Menschen als eine grundlegende Maxime ihres Verhaltens dienen sollte. Indem er uns riet, so zu handeln, daß unser Verhalten als Norm für ein allgemeines Gesetz genommen werden könnte, kehrte er den natürlichen Zustand der Dinge um. Das wirkliche Gesetz, das das Verhalten der Menschen bestimmt, lautet: "Was jeder andere auch tut, was als allgemeine Verhaltensnorm erscheint, das ist richtig, moralisch und geboten. Laß mich über den Zaun schauen und sehen, was mein Nachbar tut, und es als Regel für mein Verhalten nehmen". So handelt jeder "Mann auf der Straße" in unserer Gesellschaft, so haben die durchschnittlichen Mitglieder jeder Gesellschaft in der Vergangenheit immer gehandelt, und so handelt der Wilde von Heute; und je niedriger der Stand seiner kulturellen Entwicklung, desto mehr wird er für gute Sitten, Anstand und Form eifern und desto unverständlicher und abstoßender wird ihm der nonkonformistische Standpunkt vorkommen« (Malinowski 1922: 363f.).

Malinowski war zugegebenermaßen ein recht kruder Theoretiker, aber seine Ansichten sind zumindest bedenkenswert. "Respektabel" ist derjenige, welcher die Normen befolgt, die in der Gesellschaft oder dem Milieu, welchem er angehört, definieren, was als "angemessener" Konsum zu gelten hat. Er versucht (ganz im Sinne des "neoklassischen" Paradigmas der Wirtschaftswissenschaft), innerhalb dieses Rahmens das meiste aus dem zu machen, was er hat – rational (im Sinne Webers) handelt er aber nur in Bezug auf die vorgegebenen Regeln, der normative Charakter der Konsummuster wird kaum reflektiert.[531]

Der Konformitätsdruck, der aus diesem Blickwinkel das Handeln der Menschen bestimmt, kann aber für sich genommen schwerlich als Letztbegründung der Verhältnisse in modernen Industriegesellschaften fungieren; denn schließlich könnten sich die Menschen in modernen Gesellschaften, in welchen der Nonkonformismus eine mögliche Option darstellt (im Unterschied zu Malinowskis Trobriand-Insulanern), diesem Druck entziehen, ohne daß ihre physische Existenz bedroht wäre. Was aber nach wie vor auf dem Spiel steht, ist die soziale Existenz – wer sich nicht fügt, wird ausgeschlossen. Das Streben nach Konformität oder "Respektabilität" verweist denn auch meines Erachtens auf etwas anderes: Das Bedürfnis nach sozialer Verortung und gesellschaftlicher Partizipation, nach Zugehörigkeit und Teilhabe, vielleicht auch nach Sicherheit.[532] Aber das ist lediglich eine Vermutung, die Frage nach den Wurzeln des Verlangens der Konsumenten kann letztlich nur empirisch und *nicht* spekulativ beantwortet werden.

Eines aber sollte deutlich geworden sein: derjenige, der sein Verhalten allein daran orientiert, was gesellschaftlich als Norm gesetzt wird, erzielt aus einem Mehr an Konsum keinen persönlichen Mehrwert; der Anstieg des Lebensstandards erhöht keineswegs zwangsläufig das Wohlbefinden der Menschen. Hierauf verweist bereits die Unterscheidung zwischen "alltäglichem Bedarf" und "Luxus", die Woodruff Smith' berühmter Namensvetter Adam Smith bereits 1776 vornahm. Dieser definierte als Be-

---

[531] Der moderne Konsum hat tatsächlich einen zutiefst konformistischen Charakter – während die Werbung den Menschen weis machen will, daß Markenartikel sie zu "Individuen" machen. In Wirklichkeit tun sie das genaue Gegenteil, und der absurde "Kult des Individuums", dem unsere Gesellschaft huldigt, transformiert das Streben nach Einzigartigkeit, Unterscheidbarkeit wiederum lediglich in ein Vehikel des Konformismus. Tatsächlich scheint es mir offensichtlich zu sein, daß zumindest sehr viele Menschen lediglich mehr oder weniger blind einer Konvention folgen, wenn sie sich eine zeitgemäße Einbauküche oder ein neues Kaffeeservice, einen der Mode entsprechenden Anzug oder ein neues Auto zulegen. Ein mehr oder weniger reflexhaftes Verhalten, das schwerlich darauf abzielt, den Lebensstil "besserer Kreise" zu imitieren (zumindest nicht bewußt). Die oberste Devise heißt vielmehr: "Was sollen die Nachbarn denken?"

[532] Tim Blanning zufolge bestand die psychologische Funktion der von den Mächtigen im 17. und 18. Jahrhundert betriebenen Repräsentationskultur darin, Unsicherheit und Zweifel abzuwehren (2002: 32). Dies könnte durchaus auch für die Sphäre des "symbolischen Konsums" zu Beginn des 21. Jahrhunderts zutreffen.

darfsartikel (*necessaries*) »nicht nur jene Art von Waren die für den Lebensunterhalt unabdingbar sind, sondern auch alle Güter, welche der Sitten des Landes zufolge in keinem Haushalt, nicht einmal bei den niedersten Ständen, fehlen dürfen, wollen diese nicht als unanständig (*indecent*) gelten« (Smith 1776: 869f.). Der Besitz bzw. Konsum dieser Dinge wurde von Smith vom Luxuskonsum abgegrenzt; während ersterer eine Reaktion auf gesellschaftliche Anforderungen war, zielte letzterer auf das persönliche Wohlbefinden. In dem Maße, wie die sozialen Standards angehoben werden, wächst auch das materielle Niveau – was die Menschen aber nicht notwendig glücklicher oder zufriedener macht. Adam Smith hatte offenbar bereits genau diesen Sachverhalt im Auge, als er in *The Wealth of Nations* schrieb:

»Ein Leinenhemd ist streng genommen kein lebensnotwendiges Gut. Griechen und Römer lebten, wie ich annehme, sehr komfortabel, obwohl sie kein Leinen kannten. Aber heutzutage beschämte es ... einen ehrenwerten Tagelöhner, sich in der Öffentlichkeit ohne Leinenhemd zu zeigen, dessen Fehlen würde als Ausdruck eines unehrenhaften Grads an Armut betrachtet, welcher… niemanden befällt, der nicht extrem unanständig lebt« (Ibid.: 870).

Georg Elwert zufolge wurden dergestalt wahrscheinlich bereits im 18. Jahrhundert zentrale Bereiche der Konsumökonomie von einem sich selbst entwertenden und zugleich selbstverstärkenden Wachstum erfaßt (vgl Elwert 1991: 174). Paradoxerweise erscheinen die menschlichen Bedürfnisse aus dieser Perspektive mitnichten als grenzenlos, sie bleiben sich vielmehr gleich, lediglich die Mittel zu ihrer Befriedigung werden fortwährend entwertet, was eine permanente Ausweitung und Differenzierung der Produktion nachgerade erzwingt. Die Konsumenten sind gefangen in einer Art "Hamsterrad des Kapitalismus", sie arbeiten mehr und auch härter, um mehr konsumieren zu können, obwohl ganz offensichtlich ist, daß ein Mehr an Konsum sie nicht zu glücklicheren (und nicht einmal zu zufriedeneren) Menschen macht.

Ich will es bei dieser Anmerkung belassen und muß nochmals betonen, daß es sich bei den vorstehenden Ausführungen lediglich um eine erste Annäherung an ein Phänomen handelt, welches für das Verständnis der ökonomischen Entwicklung von zentraler Bedeutung ist. Ich will keinesfalls behaupten, das Phänomen "Konsum" auch nur annähernd erschöpfend umrissen zu haben. Wie bereits erwähnt, wohnen Konsumgütern nicht nur sinnliche und ästhetische Qualitäten inne, die sich der soziologischen Analyse zumindest weitestgehend entziehen, es wäre generell töricht, das Anwachsen des Konsumniveaus lediglich auf eine einzige wirkende Ursache – sei es das Streben nach Macht und Ansehen oder dasjenige nach Zugehörigkeit und Teilhabe – reduzieren zu wollen. Was die angeeigneten bzw. konsumierten Waren den Menschen tatsächlich bedeuten bleibt nach wie vor weitgehend im Dunkeln, trotz neuerer Studien z.B. von Daniel Miller (2008) und Edward Fischer und Peter Benson (2006), die sich dieser Frage explizit annehmen – dies dürfte nicht zuletzt daran liegen, daß die Welt der Waren Teil einer "psychischen Ökonomie" ist, deren unbewußte Anteile sich einer direkten Beobachtung entziehen.[533] Letztlich wurzelt die Konsumökonomie in den Phantasien und Sehnsüchten der Menschen – sie ist so etwas wie ein Imperium der Träume, dessen Manifestationen nur verstanden werden können wenn man die hinter ihnen wirkende Kraft der Imagination begreift.

[533] Vgl. auch die diesbezügliche Bestandaufnahme von Frank Trentmann (2004), dieser gibt zwar eine Reihe durchaus instruktiver Hinweise, kann aber die selbstgestellten Fragen nicht im Ansatz beantworten.

## Resümee

Die vorstehende Darstellung mag dahingehend unbefriedigend sein, daß sie mehr Fragen aufwirft als beantwortet. Hinreichend deutlich geworden sein sollte aber, daß die englische Gesellschaft im 18. Jahrhundert von einer Dynamik erfaßt wurde, die nahezu alle Bereiche des Lebens betraf. Die Umwälzungen waren "revolutionär" weniger aufgrund der Geschwindigkeit, mit welcher der Wandel voranschritt, sondern vor allem wegen des umfassenden Charakters des Transformationsprozesses.

Ich will zunächst nochmals zusammenfassend jene Faktoren auflisten, welche historisch zur Emergenz der modernen Industriegesellschaft führten (ob es sich dabei um wirkende Ursachen oder lediglich begünstigende Faktoren handelte, sei einmal dahingestellt: Im Unterschied zu anderen Regionen hielt nach der großen Pestepidemie in England der Anstieg der landwirtschaftlichen Produktivität auf lange Sicht dauerhaft mit dem Bevölkerungswachstum schritt, was nicht allein durch die sukzessive Verbesserung der Bewirtschaftungsmethoden verursacht war (was sich nicht zuletzt in den gefürchteten "Einhegungen" manifestierte), sondern auch durch die in einer entscheidenden Phase anhaltend niedrige Geburtenrate (welche aus dem sog. *european marriage pattern* resultierte). Die relative Knappheit an Arbeitskräften führte dazu, daß sowohl die Reallöhne als auch die Arbeitskosten vergleichsweise hoch waren, was die Nachfrage stimulierte und einen dauerhaften Anreiz zur Einführung arbeitssparender Technologien generierte. Der Import neuer exotischer Luxusgüter korrespondierte schließlich mit der Herausbildung veränderter Konsumgewohnheiten, die Menschen waren gewillt, mehr zu arbeiten, um mehr konsumieren zu können – während Wissenschaft und Technik nicht nur Substitute der Importgüter bereitstellten und damit die Grundlagen für so etwas wie eine "Produktrevolution" schufen, sondern auch die Mittel für eine zunehmende Mechanisierung des Gewerbes hervorbrachten, welche dann in der umfassenden Industrialisierung des 19. Jahrhundert mündete. Die ökonomische Entwicklung wurde flankiert von einer Anpassung der institutionellen Basis und ging einher mit einem umfassenden gesellschaftlichen Wandel, der Übergang von den tendenziell "geschlossenen" Verhältnissen des Mittelalters zur "offenen" Gesellschaft ging einher mit der Herausbildung einer öffentlichen Sphäre, die wiederum Ort des demonstrativen Konsums der neuen materiellen und kulturellen Produkte war.

Portugiesen und Spanier waren einstmals aufgebrochen, um einen Seeweg zu den Quellen der Gewürze und Seidenstoffe zu finden; aber so katastrophal die Auswirkungen der ersten Entdeckungsreisen für die Afrikaner und die Ureinwohner Amerikas auch waren, die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in Europa beeinflußten sie zunächst kaum. Die tiefgreifenden Umwälzungen, welche später den Nordwesten des Kontinents erfaßten, waren mit der Einfuhr ganz anderer Produkte assoziiert: Baumwollstoffe und Porzellan (die nicht zuletzt über die Bemühungen englischer Unternehmer zur Importsubstitution eine Schlüsselrolle bei der Herausbildung moderner Produktionsstrukturen spielten), Tee und Zucker. Nichts versinnbildlicht den Wandel, welchen die englische Gesellschaft ab dem späten 17. Jahrhundert durchlief besser, als die Kombination der beiden Genußmittel. Sklaven wurden aus Afrika in die Karibik verschleppt, um dort Zuckerrohr anzubauen und Raffinerien zu betreiben, während auf der anderen Seite des Globus bengalische Bauern zunächst Baumwolle und später Opium an die *East India Company* lieferten, welche diese Waren in China gegen den Grundstoff des begehrten Getränks eintauschte.

Die Zutaten für das englische Nationalgetränk waren schon bald für nahezu alle Bevölkerungsschichten erschwinglich; dies dürfte auch daran liegen, daß die Engländer hier sozusagen kollektiv auf Kosten der karibischen Sklaven und indischen Bauern konsumierten. Ob aber ein Zusammenhang zwischen den beständig anwachsenden englischen Teeimporten und dem Niedergang des "Reichs der Mitte" besteht, ist mindestens fraglich. Es ist durchaus möglich, daß die Substitution von Silber und Baumwolle durch Opium als Tauschmedium desaströse Auswirkungen hatte, aber es scheint mir offensichtlich zu sein, daß die Entwicklung Chinas sich von derjenigen Englands signifikant unterschied. Was die These angeht, im Bereich des Yangtze-Delta hätte bei leichter Verfügbarkeit fossiler Brennstoffe im späten 18. Jahrhundert ebenfalls eine Industrielle Revolution stattgefunden, dürfte Kenneth Pomeranz denn auch einem selbstgeschaffenen Trugbild erlegen sein, das aus einer zu starken Fokussierung auf einen bestimmten (quantitativ erfaßbaren) Ausschnitt der Realität resultiert.[534]

Dies betrifft vor allem auch die Sphäre des Konsums. Wie ich bereits zeigte, setze der Wettstreit um Ansehen und Prestige mittels Dingen, welche einen hohen gesellschaftlichen Status genießen, keinesfalls erst im 18. Jahrhundert ein. Es handelt sich dabei auch keineswegs um ein originär europäisches Phänomen. Peter Burke weist darauf hin, daß sich bereits für das China der Han-Dynastie (ca. 200 vor bis 200 unserer Zeitrechnung) Hinweise auf den Erwerb traditionaler Statussymbole durch in der sozialen Hierarchie aufgestiegene Personen finden. Im vierten Jahrhundert u.Z. war das Sammeln von Kunstwerken, hauptsächlich Tintenzeichnungen und Kalligraphien, in Mode gekommen, und im neunten Jahrhundert ein ausgeprägter Kunstmarkt entstanden. Der Aufstieg einer neuen urbanen Kultur im 16. Jahrhundert führte schließlich zu einem weiteren Anstieg der Nachfrage, insbesondere nach antiken Objekten (die häufig auch gefälscht wurden). Diese Veränderungen in der materiellen Kultur schlugen sich demnach neben der reinen Quantität auch in der Qualität der Möbelstücke, Schnitzereien, Lackarbeiten, Vasen usw. nieder, die Herstellung dieser Artikel wurde aufwendiger, die Dekors vielschichtiger und raffinierter (Burke 1993: 151).[535] Insgesamt waren mithin die wohlhabenden Schichten sowohl in Europa als auch in China (und Japan) während der frühen Neuzeit zunehmend in eine materielle Kultur der Repräsentation involviert (zumindest kommt dies in der zeitgenössischen Literatur zum Ausdruck), was primär dem sozialen Aufstieg erfolgreicher Kaufleute geschuldet sein dürfte.[536]

Burke zufolge dürfen die vordergründigen Ähnlichkeiten aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß trotz einer in etwa zeitgleichen Tendenz zur Ausweitung des demonstrativen Konsums in Europa, China und Japan dessen gesellschaftlicher Kontext sich

---

[534] Im Minimum müßte Pomeranz nachweisen, daß China im 18. Jahrhundert von einer ähnlichen gesellschaftlichen Dynamik erfaßt wurde wie England.

[535] Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang das von Burke zitierte Beispiel einer Gruppe von Salzhändlern aus der Stadt Yangzhou (in der Nähe von Nanjing). Diese »akkumulierten kein Kapital, sondern gaben es für Nahrungsmittel, Getränke, Pferde und die Förderung von Wissenschaft und Kunst aus, speziell Theater und Oper«. Auch im südchinesischen Guangdong versuchten im 18. Jh. Händler »ihren Eingang in die hohe Kultur durch üppige Förderung der Künste erkaufen. Sie durften nicht im großen Stil bauen, aber ihre kleinen Häuser waren reich dekoriert und voller antiker und moderner Kunstwerke« (Ibid.). Der augenfälligste Unterschied zu Europa bestand Burke zufolge darin, daß in China der Reichtum nicht derart offen zur Schau gestellt wurde: Nicht das Äußere der Häuser, sondern das Innere wurde reich ausstaffiert (Ibid.: 152).

[536] Burke zufolge war und ist die Auffassung, daß die neuen Reichen und die neue Nobilität eher zu demonstrativem Konsum neigen als ihre arrivierten Klassengenossen zwar ein Gemeinplatz, wird aber durch die Evidenzen bestätigt. Einen umfassenden Überblick über die Sphäre der Konsumtion im China der späten Ming-Periode liefert Timothy Brook (1998).

jeweils deutlich unterschieden haben dürfte.[537] Um eine weiter oben bereits getroffene Feststellung zu paraphrasieren: Ming-Vasen und Gemälde sind nicht der Stoff, in dem eine industrielle Revolution gründet. Für die wirtschaftlichen Entwicklung Europas entscheidender als derart erlesene Dinge dürften denn auch jene "alltäglichen Luxusgüter" gewesen sein, die den neuen "bürgerlichen" Lebensstil prägten: Tee und Zucker, Kaffee und Tabak, Baumwollstoffe und Kakao. Erst der massenhafte Konsum dieser Produkte stellte, wie Sidney Mintz (1993: 266) zu recht bemerkt, einen Wendepunkt in der Geschichte des Okzident dar. Kenneth Pomeranz verortete eine ganz ähnliche Entwicklung auch im Bereich des Yangtze-Delta, aber abgesehen davon, daß seine Datenbasis letztlich doch als recht dürftig erscheint, halte ich es zumindest für zweifelhaft, daß in China sich im 18. Jahrhundert eine der englischen weitgehend entsprechende moderne Konsumkultur entwickelte.[538]

Trotz der durchaus verdienstvollen Korrekturen, die Pomeranz und andere in den vergangenen Jahren am Bild des "Reichs der Mitte" vorgenommen haben, erscheint es nach wie vor so, als seien die dortigen Verhältnisse in der fraglichen Epoche vor allem von Stagnation gekennzeichnet gewesen. Nichts deutet darauf hin, daß China einer der europäischen auch nur annähernd ähnliche Entwicklung durchlief.[539] Ein Sinnbild hierfür ist, daß während des ersten Opiumkriegs 1839–42 die Truppen des bevölkerungsreichsten Landes der Erde nicht in der Lage waren, ein kleines britisches Expeditionskorps in die Flucht zu schlagen, sondern im Gegenteil eine demütigende Niederlage erfuhren. Letztlich dürfte China bereits im 18. Jahrhundert trotz der großen militärischen Erfolge der Mandschu-Kaiser ein im Vergleich zu England rückständiges Land gewesen sein. Falls es so etwas wie eine "große Divergenz" zwischen Europa, respektive England, und dem "Reich der Mitte" gab, so müßte diese folglich entweder wesentlich früher verortet werden, oder aber sie setzte niemals ein. Wie ich bereits erwähnte: Divergenz setzt Parallelität voraus, und mir erscheint es als höchst zweifelhaft, daß die Entwicklungslinien in England und China zu irgendeinem Zeitpunkt der Geschichte auch nur annähernd ähnlich verliefen. Die Industrialisierung Englands war in dieser Form, mit ihren sehr spezifischen Bedingungen und Konsequenzen eine singuläre und weitgehend kontingente Entwicklung; die Tatsache, daß das europäische Modell schließlich zur universellen Norm wurde sollte keinesfalls zu dem Schluß verführen, es handele sich hierbei um so etwas wie ein mehr oder weniger prädefiniertes "natürliches" Endziel der Geschichte, welches alles Gesellschaften anstreben – aber aufgrund diverser Hemmnisse nur wenige aus sich heraus erreichen.

Was ich gerade zu China ausführte, ist weitgehend auch für Indien zu konstatieren. Daß die Erzeuger in Indien auf die dramatische Produktivitätssteigerung der englischen Tuchindustrie nicht reagierten und mittelfristig vom Markt gedrängt wurden, lag weniger an der Politik der EIC als an der fehlenden Basis für einen technologischen oder so-

---

[537] Christopher Howe (1996) gibt einen sehr instruktiven Überblick der ökonomischen Entwicklung Japans.

[538] Der Tabakkonsum im "Reich der Mitte" wuchs zwar schon gegen Ende der Ming-Ära derart an, daß der Kaiser den mit der Nahrungsmittelproduktion konkurrierenden Anbau der Pflanze verbot (vgl. Brook 2008: 122f.). Wenngleich sie auf die Überdehnung der agrarischen Ressourcen des "Reichs der Mitte" verweist und damit auf den ersten Blick Pomeranz' Argument stützt, reicht diese Anekdote aber kaum aus, eine Parallelität der Entwicklungen in China und Europa zu unterstellen.

[539] Zwar galt für Adam Smith China in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert als eines der reichsten Länder der Welt, Smith weist aber auch darauf hin, daß alle Reisenden von einer großen Zahl von Menschen berichten, die in den chinesischen Metropolen auf der Straße leben (Smith 1776: 89f.). Dies ist ein weiterer Beleg dafür, daß in China tatsächlich billige Arbeitskraft im Überfluß vorhanden war.

zio-ökonomischen Wandel. Auf dem Subkontinent existierten demnach weder die technologischen Grundlagen (Maschinen- und Instrumentenbau) noch eine wissenschaftlich-technologische "Kultur", welche den Austausch von Ideen und Innovationen beförderte, so daß der Entwicklung arbeitssparender Maschinen und Organisationsformen enge Grenzen gesetzt waren. Zudem stellten die niedrigen Arbeitskosten in Indien ein Investitionshemmnis dar, es bestand kein Anreiz zur Einführung kapitalintensiver Herstellungsverfahren, die Produktion wurde bei steigender Nachfrage lediglich ausgeweitet (d.h. mehr Personen und Regionen involviert) und nicht intensiviert (Chaudhuri 1978: 273f.).[540] Spekulationen darüber, wie die weitere Geschichte ohne die britische Unterwerfung Indiens verlaufen wäre, sind wahrscheinlich müßig. Autoren wie Bayly und Chaudhuri haben fraglos wichtige Korrekturen vorgenommen und ein differenzierteres Bild der Verhältnisse auf dem Subkontinent in "vormodernen" Zeiten gezeichnet, die "revisionistische" Perspektive sollte aber nicht dazu verführen, die gesellschaftliche und ökonomische Dynamik des Landes in der frühen Neuzeit zu überschätzen – das Mogulreich war ein feudales Gebilde, und Mitte des 18. Jahrhundert herrschte in Indien politisches Chaos.

Ich will damit keineswegs implizieren, daß das Land nicht über erhebliche Potentiale verfügte,[541] aber die East India Company war kaum daran interessiert, Indien "zu entwickeln", die Direktoren und Angestellten der Gesellschaft wollten sich vor allem bereichern. Während die Welt der herrschenden Moslem-Elite unterging, öffneten sich den mit den Briten kooperierenden Hindu-Kaufleuten zwar zunächst neue Tätigkeitsfelder und Verdienstmöglichkeiten (vgl. z.B. Ray 1998), aber auch wenn sich unter britischer Herrschaft im späten 19. Jahrhundert so etwas wie ein indischer "Sub-Imperialismus" (Sugata Bose) herausbildete,[542] war die Allianz zwischen europäischer

---

[540] Die Produktion von bedruckten Baumwollstoffen fand innerhalb einer Art "Verlagssystem" statt: Die *East India Company* beauftragte indische Kaufleute mit der Beschaffung von Stoffen, die in Qualität und Muster genau spezifiziert waren; diese Kaufleute wiederum beauftragten die Handwerker, so daß letztere praktisch nie in Kontakt mit dem eigentlichen Auftraggeber kamen. Da es den Handwerkern an Kapital fehlte, um die Rohstoffe für die EIC-Aufträge zu beschaffen, streckten die als Mittelsmänner fungierenden Kaufleute das nötige Geld vor (Chaudhuri 1978: 253). Hierin unterschied sich das indische vom europäischen Verlagssystems, bei letzterem lieferte der Kaufmann die Rohstoffe. Die Handwerker konnten allerdings auch auf eigene Rechnung arbeiten und begrenzte Mengen für den freien Markt produzieren; beide Aktivitäten schlossen sich Chaudhuri zufolge keineswegs aus. Während des 18. Jahrhunderts veränderte n sich die Produktionsstrukturen (als Folge der politischen und ökonomischen Verwerfungen, die mit dem Niedergang des Mogulreichs einhergingen, und der Bemühungen der Europäer, die Tuchproduktion zu stabilisieren) zunehmend in Richtung auf Lohnarbeit unter direkter Regie der EIC hin (Ibid.: 260f.).

[541] Die pauschale Kontrastierung der Dynamik "des Westens" mit der Stagnation "des Ostens" unterschlägt denn auch einen wesentlichen Teil der historischen Komplexität. In einigen Regionen Süd- und Ostasiens war die Situation während des 18. Jahrhunderts zwar tatsächlich von Stillstand und Niedergang gekennzeichnet, andere Gebiete hingegen wiesen ein erstaunlich hohes Maß kultureller Dynamik, ökonomischer Stabilität und Anpassungsfähigkeit an veränderte wirtschaftliche Rahmenbedingungen auf (Bayly 2004: 56f.; 75).

[542] Indische Unternehmer und Arbeiter arrangierten sich innerhalb des kolonialen Rahmens und wurden zu Säulen der imperialen Ökonomie. Sugata Bose (2006, insbes. Kapitel 3) zeichnet eindrucksvoll nach, wie Millionen indische Arbeiter während des 19. und des frühen 20. Jahrhundert den Indischen Ozean überquerten um in Ost- und Südafrika, Burma und Malaya die materielle Basis des *Empire* zu erweitern (in Gestalt von Gewürz-, Tee- und Gummiplantagen, Bergwerken, Eisenbahnen), und in welchem Maß indisches Kapital von zentraler Bedeutung für all diese Unternehmungen war. So bemerkte Winston Churchill anläßlich eines Besuchs in den ostafrikanischen Kolonien 1907-08: »Es war ein Sikh-Soldat, der eine ehrenvolle Rolle bei der Eroberung und Befriedung dieser ostafrikanischen Länder spielte. Es ist der indische Händler, der, indem er in Regionen vordrang in die kein weißer Mann gehen oder in denen er seinen Lebensunterhalt nicht bestreiten könnte, mehr als jeder sonst die ersten Anfänge des Handels begründete und die ersten ... Kommunikationswege eröffnete. Es war indische Arbeit, welche die lebenswichtige Eisenbahn erbaute, von der alles andere abhängt. Es ist der indische Bankier, der wahrscheinlich den größten Teil des derzeit für Handel und Industrie verfügbaren Kapitals bereitstellte, und an den sich weiße Siedler ohne Zögern wandten, um finanzielle Hilfe

militärischer Macht und indischem Kapital angesichts der im späten 18. Jahrhundert zunehmend divergierenden Interessen der höchst ungleichen Partner nicht von Dauer. [543]

Die indische Ökonomie wurde schließlich weitgehend auf die Bedürfnisse des "Mutterlandes" hin ausgerichtet, dessen wirtschaftliche Entwicklung sie in nicht unerheblichem Maße begünstigt haben dürfte.[544] Die Dynamik der Industrialisierung wurde weniger durch das verfügbare Kapital begrenzt, als durch die Sättigung der Märkte für industrielle Erzeugnissen, die Produktion stieg im 19. Jahrhundert offenbar schneller als die Nachfrage.[545] Dies war laut Pomeranz (2004: 261) nicht nur (und zu Beginn der Industriellen Revolution nicht einmal primär) ein Problem der fehlenden Binnennachfrage; auch die Exporte von Fertigwaren konnten nur langsam ausgeweitet werden, weil entweder keine hinreichende Kaufkraft vorhanden war (wie z.B. in Osteuropa), oder weil die englischen Produkte nicht konkurrenzfähig waren. Die Intensivierung des atlantischen "Dreieckshandels" im Zuge der Ausweitung der nordamerikanischen Baumwollproduktion löste dieses Problem nicht. Selbst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als England den Ruf der "Werkstatt der Welt" genoß, verkaufte Großbritannien gerade genug Fertigwaren in die Neue Welt, um seine Handelsbilanz ausgeglichen zu halten. Die Situation verschlechterte sich, als andere europäische Länder und Nordamerika eigene Industrien aufbauten und Importe substituierten. Großbritannien glich Pomeranz zufolge »die erheblichen Handelsdefizite mit Amerika und Zentraleuropa in den letzten vier Jahrzehnten vor dem ersten Weltkrieg vor allem durch hohe Überschüsse in Asien aus. Die bei weitem größte Einnahmequelle war Britanniens Handel mit Indien, wo die Gesetzgebung künstlich Märkte für alles Mögliche von Stoffen hin zu Lokomotiven vergrößerte« (Pomeranz 2000: 284f., 293ff.). Die Unterwerfung Indiens, dem

---

zu erhalten. Der Inder war hier lange vor dem britischen Regierungsvertreter« (zit. nach ibid.: 103). Nicht zuletzt wegen dieses "Subimperialismus" wurden indische Emigranten in etlichen Ländern des ehemaligen Empire von der Weltwirtschaftskrise in den 1930ern bis zu ihrer kollektiven Vertreibung aus Uganda durch Idi Amin in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhundert zur Zielscheibe ethnisch fundierter antikolonialer Gewalt; vor allem in Burma (vgl. ibid.: 115ff.).

[543] Im 19. Jahrhundert entstand auch in Bombay eine Textilindustrie, die allerdings in keiner Kontinuität zur "traditionellen" indischen Tuchherstellung stand. Die mit indischem Kapital finanzierten Fabriken produzierten zunächst nicht primär für den heimischen oder den europäischen, sondern vor allem für den chinesischen Markt. Die indische Textilindustrie fungierte zwar nicht als dynamischer Kern der Ökonomie und stagnierte ab 1890 auf niedrigem Niveau, immerhin aber war sie mit dafür verantwortlich, daß ab 1900 auch in Uganda Baumwolle angebaut wurde (vgl. Bose 2006: 288ff.). – Analog zu Boses Terminus "Subimperialismus" könnte man in diesem Fall auch von "Subkapitalismus" sprechen.

[544] Die Bedeutung Indiens für die englische Wirtschaft beeinflußte z.B. die Strategie Napoleon Bonapartes in nicht unerheblichem Maße. Verfolgte die Besetzung Ägyptens durch die französische Armee 1798 den Zweck, Frankreich vis Suez den Seeweg nach Indien zu öffnen, so vereinbarte der Kaiser mit dem russischen Zaren im Frieden von Tilsit neun Jahre später eine Invasion Indiens auf dem Landweg. Französische Truppen sollten durch Persien marschieren die russische Armee durch Afghanistan, um sich am Rand der Ganges-Ebene zu vereinigen und die Briten vom Subkontinent zu vertreiben (vgl. z.B. Dalrymple 2013: 5ff. und Hopkirk 1990, Kap. 2). Auch wenn diese Pläne sich schon bald wieder angesichts der erneuerten Feindschaft zwischen dem Zarenreich und Frankreich zerschlugen, waren sie doch der Ausgangspunkt einer beinahe das gesamte 19. Jahrhundert andauernden Furcht der Briten vor einer russischen Invasion Indiens. Die Vereitelung (vermeintlicher) russischer Pläne zur Destabilisierung oder gar Eroberung des Subkontinents war Kern dessen, was die Briten als "Great Game" bezeichneten. Dieses große Spiel um die Sicherung des britischen Empire manifestierte sich nicht nur in Rudyard Kiplings Roman "Kim", sondern auch in der katastrophal endenden Besetzung Afghanistans durch die Briten 1839-42 (Dalrymple 2013 beschreibt diese Episode ausführlich, Hopkirk 1990 gibt einen Überblick über das gesamte "große Spiel").

[545] Während die *Industrious Revolution* sowohl Angebot als auch Nachfrage steigerte (beides allerdings auf moderate Weise), war die Industrielle Revolution offenbar vor allem eine Angebotsrevolution (Bayly 2004:52, vgl. auch Mokyr 1998: 39f.). Folglich mangelte es dem Europa des 18. Jahrhundert nicht an Kapital, sondern an Absatzmärkten. Die Verfügbarkeit von Kapital wurde demnach erst ab der "zweiten" Industriellen Revolution im späten 19. Jahrhunderts zum kritischen Faktor (vgl. Pomeranz 2000: 181).

Entwicklungsmöglichkeiten gewaltsam verweigert wurden, war somit direkt mit dem Aufstieg und der Konsolidierung der englischen Industrie verknüpft.

Inwieweit der Transfer von Reichtümern zur "Unterentwicklung" des Landes und zur "Entwicklung" Englands beitrug, wird wohl kaum jemals zu quantifizieren sein; der Schaden aber, den die aufgezwungene gesellschaftliche Erstarrung auf dem Subkontinent anrichtete hat wahrscheinlich den Nutzen, welchen die Europäer aus der Kolonisierung zogen bei weitem übertroffen. Aber das ist reine Spekulation, niemand kann mit Sicherheit sagen, welchen Verlauf die weitere Geschichte Indiens genommen hätte, wenn der Nawab von Bengalen bei Plassey triumphiert hätte. Aber der Nawab unterlag, und auch zu Beginn des 21. Jahrhundert ist Robert Clives Erbe lebendig. Clives Ziel war gewiß nicht, Bengalen vom Joch eines despotischen Herrschers zu befreien, er strebte vielmehr nach Ruhm und Reichtum – Indien trat schließlich nicht freiwillig als verschleierte Braut an die Seite Englands, sondern wurde mit brutaler Gewalt unterworfen. Es mag nichtsdestotrotz zutreffen, daß das britische Empire rückblickend zumindest teilweise tatsächlich so etwas wie eine "zivilisatorische" Mission erfüllte, schließlich besteht kein Anlaß, die Herrschaft der indigenen Potentaten zu glorifizieren.[546] Nimmt man die Verhältnisse im England des 18. Jahrhundert zum Maßstab, waren die Moguln und Nawabs fraglos keine "Modernisierer", und sie waren wahrscheinlich auch nicht weniger korrupt als später die Angestellten der *East India Company*. Aber das englische Kolonialregime reformierte in der Regel die ökonomischen und politischen Strukturen nicht, Indien wurde C.A. Bayly zufolge im Gegenteil genau zu jenem erstarrten und rückständigen Gebilde, das zuvor nur in den Rückprojektionen derjenigen existierte, die nach den Ursachen des Triumphs des Okzident suchten.[547] Welche Rolle auch immer die Aneignung von Reichtümern durch die Länder des Zentrums über den "ungleichen Tausch" spielte und spielt, es scheint mir unbestreitbar, daß zumindest im Fall Indiens die durch den Kolonialismus perpetuierte "Rückständigkeit" des Landes Vorbedingung für seine Ausbeutung war. – Dieses Beispiel sollte hinreichend gut illustrieren, daß es wenig Sinn macht, beim Versuch, eine Antwort auf die Frage nach den Ursachen für "Entwicklung" und "Unterentwicklung" zu finden die einzelnen in der Einführungen präsentierten Ansätze gegeneinander ausspielen zu wollen. Jeder dieser Erklärungsansätze beschreibt einen Teil der Realität, ist aber für sich genommen nicht hinreichend.

Daß der Wohlstand des Westens sich – wenn überhaupt – dann nur langsam über den Globus ausbreitet,[548] ist folglich nicht nur der Gier der Europäer und Nordamerikaner, sondern zu einem nicht geringen Teil auch den politischen Verhältnissen in den Ländern der "Dritten Welt" geschuldet – die aber wiederum mehr oder weniger direkte Folgen des Kolonialismus und Imperialismus der "entwickelten" Nationen sind, Teil ei-

---

[546] Vgl. zu dieser Diskussion die Auslassungen von Nial Ferguson (2003: xi–xxviii), der sich zwar bemüht, ein differenziertes Bild zu zeichnen, allerdings meiner Ansicht nach das britische Empire dann doch in ein zu positives Licht stellt.

[547] Letztlich entwickelte sich in der Folge von Plassey eine strikt nach ethnischen Kriterien segregierte Kolonialgesellschaft (Bayly 1988: 68ff.), in welcher das Kastenwesen eine Renaissance erlebte (Ibid.: 73ff.; 144f.). Dies war allerdings nicht allein das Produkt der East India Company und ihrer Handlanger, auch sich auf bestimmte indigene Traditionen berufende einheimische Interessengruppen (z.B. von der Verfestigung des Kastensystems profitierende Brahmanen) schufen das koloniale Indien. Siehe hierzu auch Susan Bayly (1999) und Bose und Jalal (2004: Kap. 8). Einen guten Überblick über die gesamte Epoche der britischen Herrschaft gibt z.B. Lawrence James (1997).

[548] Auch wenn Autoren wie Giovanni Arrighi (2007) oder Ian Morris (2010) bereits das Ende der westlichen Dominanz und den Beginn eines neuen "asiatischen Zeitalters" beschwören, ist es noch längst nicht soweit.

nes andauernden kolonialen Erbes. Die Europäer trugen nicht nur Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Fabriken und Aktiengesellschaften in alle Welt, ihre globale Dominanz trug auch dazu bei, das Modell der ethnisch und religiös homogenen "Nation" als normative Setzung zu exportieren.[549] Letztlich war Sugata Bose zufolge die Organisation der kolonialen Politik entlang ethnischer und religiöser Linien für das Aufkommen der Ethnonationalismen nach dem 2. Weltkrieg auch in Süd- und Südostasien verantwortlich (Bose 2006: 259f.)[550] – und wohl nicht nur dort. Ich muß mich hier mit diesem Hinweis begnügen, diese These zu überprüfen, würde eine eigene Untersuchung erfordern.

Historisch war die anhaltende wirtschaftliche und gesellschaftliche Dynamik Europas fraglos der wichtigste Grund für die weltweite politische und ökonomische Dominanz des "Okzident" ab dem späten 18. Jahrhundert. Inwieweit diese Dynamik sich aus der "kolonialen Erfahrung" und dem Zustrom von Kapital aus der "Peripherie" speiste, ist allerdings ebensowenig endgültig zu klären wie die Antwort auf die Frage, ob und inwieweit dieser Weg für Europa und Asien bereits mit der Ankunft der Portugiesen an der Malabarküste vorgezeichnet war (was z.B. Wallerstein nahelegt). Es gibt gute Gründe dafür, diesen Determinismus anzuzweifeln; das Zeitalter der Entdeckungen markierte denn auch wie gesehen zunächst keinen radikalen gesellschaftlichen Umbruch in Europa. Was die zentralistische Organisation und die systematische Vorgehensweise betrifft, gab die portugiesische Expansion zwar tatsächlich ein Muster vor, dem später die Holländer und Engländer folgen sollten; wie die Portugiesen im Osten agierten, erinnert allerdings auch stark an die Expansion der Wikinger 600 Jahre zuvor: man plünderte, trieb Handel, verdingte sich in lokalen Konflikten als Söldner – je nachdem, welche Chancen sich boten. In erster Linie nutzte man, gestützt auf eine gewisse militärtechnische Überlegenheit, die temporären Schwächen der lokalen Machtkomplexe aus. Die Raubzüge der Wikinger begannen mit dem Zerfall des Frankenreichs im 9. Jahrhundert und endeten mit der politischen Konsolidierung Europas im 11. Jahrhundert. Heute erinnern außerhalb Skandinaviens lediglich noch einige Ortsnamen und Lehnworte an sie.

---

[549] Daß die Imperien des Ostens denen des Westens schließlich unterlagen, könnte sich auch aus den unterschiedlichen Herrschaftsstrukturen erklären. Laut Sugata Bose gründeten die multiethnischen und multireligiösen "vorkapitalistischen" bzw. "vorkolonialen" Großreiche wie das Ottomanische und das der Moguln auf einer eher lockeren, "offenen" Form "indirekter Herrschaft", die zu weiten Teilen auf Aushandlungsprozessen zwischen dem Machtzentrum und den örtlichen "Vasallen" beruhte (Bose 2006: 70f.). Das europäische Herrschaftsmodell war demgegenüber deutlich rigider und von einem höheren Maß struktureller Gewalt geprägt (ganz zu schweigen vom dem Kolonialismus inhärenten Rassismus). Diese Unterschiede könnten Christopher Bayly zufolge sowohl für den Aufstieg des Ottomanischen als auch des Mogulreichs unter den Bedingungen des 16. und 17. Jahrhundert, als auch für den Niedergang dieser Imperien ab dem 18. Jahrhundert verantwortlich sein (Bayly 2004: 75). Die Kontrastierung erscheint mir in dieser Form zwar als zu schematisch, hinsichtlich der Konsequenzen des Kolonialismus ist der Diagnose aber kaum zu widersprechen.

[550] Zu den ethnischen Konflikten, die in der Spätphase des britischen Imperialismus vor allem in Burma und Malaya aufbrachen siehe vor allem die beiden Bücher Bayly und Harper (2004 und 2006) und auch die entsprechenden Abschnitte in Darwin (2009). Als der große bengalische Poet und Literatur-Nobelpreisträger von 1913, Rabindranath Tagore, gegen Ende seines Lebens den heutigen Irak bereiste, hatte er hingegen die Vision einer Welt vor Augen, in welcher das Zusammenleben der Menschen auf der wechselseitigen Achtung kultureller und religiöser Differenzen beruht. Angesichts der Realitäten des 21. Jahrhundert, des Triumphs des ethnisch und religiös aufgeheizten territorialen Nationalismus über Tagores extraterritorialen und universalistischen Antikolonialismus, erscheint das Gedicht, welches er im Mai 1932 in Bagdad niederschrieb, wie das Echo eines flüchtigen Traums: »*The night has ended. Put out the light of the lamp on thine own narrow corner smudged with smoke. The great morning which is for all appears in the East. Let its light reveal us to each other who walk on the same path of pilgrimage*« (Rabindranath Tagore, "*Baghdad May 24 1932*"; nach Bose 2006: 275).

Das Auftauchen der Portugiesen im Indischen Ozean und im Chinesischen Meer blieb hingegen keine vorübergehende Episode – weil ihnen die Holländer, Franzosen und Engländer folgten.[551] Aber besteht neben der historischen auch eine systematische Beziehung zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert? Wurde die Expansion der Portugiesen von den gleichen Systemimperativen bestimmt und war sie in den gleichen gesellschaftlichen Kontext eingebettet wie später diejenige der Engländer? Das erscheint mir zumindest fraglich. Portugiesen und Engländer unterschieden sich allerdings *nicht* hinsichtlich der Absicht, sich über alle Maßen zu bereichern. Welche Rolle die Reichtümer des Ostens für die "Entwicklung" des Westens auch immer spielten, ob sie die Wirtschaft stimulierten oder die Konkurrenz unter den europäischen Staaten anfachten – unstrittig ist, daß die Europäer gewillt waren, sich diese Reichtümer anzueignen, mit welchen Mitteln auch immer.[552] Die Entschlossenheit, mit der sie sich daran machten, andere Teile der Welt systematisch zu unterwerfen und ökonomisch auszubeuten, ist tatsächlich bemerkenswert, und ihre Fähigkeit, dies zu tun, wuchs mit ihren Erfolgen.[553] Mag sein, daß Europa Glück hatte – daß Amerika existiert, und an seiner Stelle nicht einfach nur ein grenzenloser Ozean liegt, daß die Winde auf dem Atlantik den Überseehandel begünstigten,[554] und daß England über so reiche Kohlevorkommen verfügt. Aber die weltweite Dominanz der Europäer war weder Produkt des Zufalls noch der Notwendigkeit, sondern das Resultat sehr spezifischer Handlungsorientierungen. Und auch wenn die Eroberung Bengalens durch die East India Company nur möglich war, weil Teile der einheimischen "Eliten" mit den Briten paktierten, sind die Gründe für diesen außerordentlichen Triumph dennoch weniger in Indien zu suchen als in England, namentlich in den Motiven, Intentionen und Träumen derjenigen, die aufbrachen, um den Osten zu gewinnen.[555]

---

[551] Einen guten Überblick über die Raubzüge der Wikinger gibt z.B. Roesdahl (1998). Neben gravierenden Unterschieden hinsichtlich der Rahmenbedingen bestehen nichtsdestotrotz erstaunliche Parallelen zur späteren Expansion, insbesondere die Motive der Akteure und auch das Ausmaß der Gewalt betreffend.

[552] Zur Bedeutung der innereuropäischen Konkurrenz und Rivalität für die politische Dominanz des Westens vgl. z.B. Greenfeld (2001) und auch Nolte (2005: 130, 183).

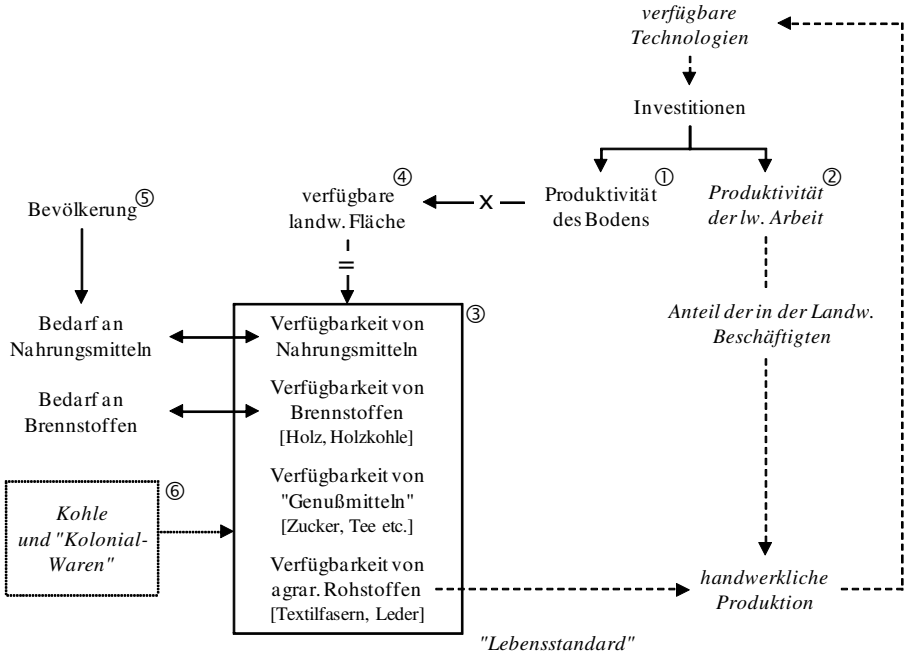
[553] Ich kann nicht beurteilen, inwieweit Portugals Griff nach den Reichtümern des Ostens tatsächlich auf den Rückgang der grundherrlichen Einkünfte zurückzuführen ist, wie Wallerstein behauptet. Eine derartige Entwicklung führt aber gewiß nicht zwingend zu dem Resultat, Schiffe zu bemannen und in See zu stechen. Es war neben religiösen Motiven *auch* schlicht und einfach der Wille und die Möglichkeit, sich zu bereichern, der einige Europäer dazu brachte, zu fernen Gestaden aufzubrechen. David Ormrod (2003) z.B. beschreibt in seiner Studie, wie der Aufstieg Britanniens aus einer kohärenten aggressiven Politik resultierte, die von der mächtigsten Marine der Welt getragen wurde und vor allem dem Willen Profit zu machen geschuldet war.

[554] Auf die Bedeutung des atlantischen Windsystems für die überseeische Expansion Europas weist James Blaut hin (2000: 11).

[555] Die Frage nach den historischen und systematischen Ursachen von Entwicklung und Unterentwicklung dürfte damit zumindest im Ansatz beantwortet sein. Ob diejenigen, die über die (politische und ökonomische) Macht verfügen aber tatsächlich eine gerechtere Weltordnung anstreben (oder dies nur ein Lippenbekenntnis ist), bleibt offen. Unstrittig sollte sein, daß wir nach wie vor weit von jener friedfertig und gleichberechtigt Güter und Ideen austauschenden Weltgesellschaft entfernt sind, die Adam Smith in "*Der Wohlstand der Nationen*" entwarf.

## Appendix A:

*Die vormodernen Volkswirtschaften in der "ökologischen Sackgasse"*




Korrelationen:

1. Die Produktivität des Bodens begrenzt die Anzahl an Menschen, die eine gegebene landwirtschaftliche Fläche ernähren kann. Das Verhältnis von Aussaat zu Ernte kann verbessert werden durch erstens direkte Investitionen in die Fruchtbarkeit des Bodens (vor allem Kalk- und Düngerzugabe, aber auch Bewässerung und Drainage) und zweitens durch verbesserte Anbaumethoden (ertragreichere und an den jeweiligen Standort angepaßte Sorten, Fruchtwechsel usw.).
2. Die Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit bestimmt, wie viele Menschen in der Landwirtschaft tätig sein müssen, um die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungs- und Genußmitteln sowie agrarischen Rohstoffen sicherzustellen.
3. Innerhalb der Grenzen der "alten ökologischen Ordnung" steht bei stagnierender Produktivität des Bodens und konstanter Fläche die Produktion von Nahrungsmitteln in Konkurrenz zur Versorgung mit Brennstoff (für Kochen und Heizung sowie für den handwerklichen Bereich), Genußmitteln und agrarischen Rohstoffen → "Schafe essen Menschen".
4. Bei Ausweitung der landwirtschaftlichen Nutzfläche werden in der Regel die ertragreichsten Böden zuerst erschlossen; d.h. die Fruchtbarkeit der neu hinzugewonnenen Flächen fällt sukzessive, so daß insgesamt die Produktivität des Bodens absinkt, falls keine Investitionen getätigt werden.
5. Ein Anstieg der Bevölkerung ohne gleichzeitige substantielle Verbesserung der Ertragskraft der Böden führt notwendig zu einer Subsistenzkrise; entweder die Ernährungslage verschlechtert sich oder der Lebensstandard sinkt.
6. Kenneth Pomeranz zufolge konnte sich die englische Landwirtschaft um ca. 1800 auf die Nahrungsmittelproduktion konzentrieren, ohne daß der Lebensstandard absank, da als Brennstoff zunehmend Kohle verwendet wurde, und die Genußmittel und agrarischen Rohstoffe weitgehend importiert wurden.

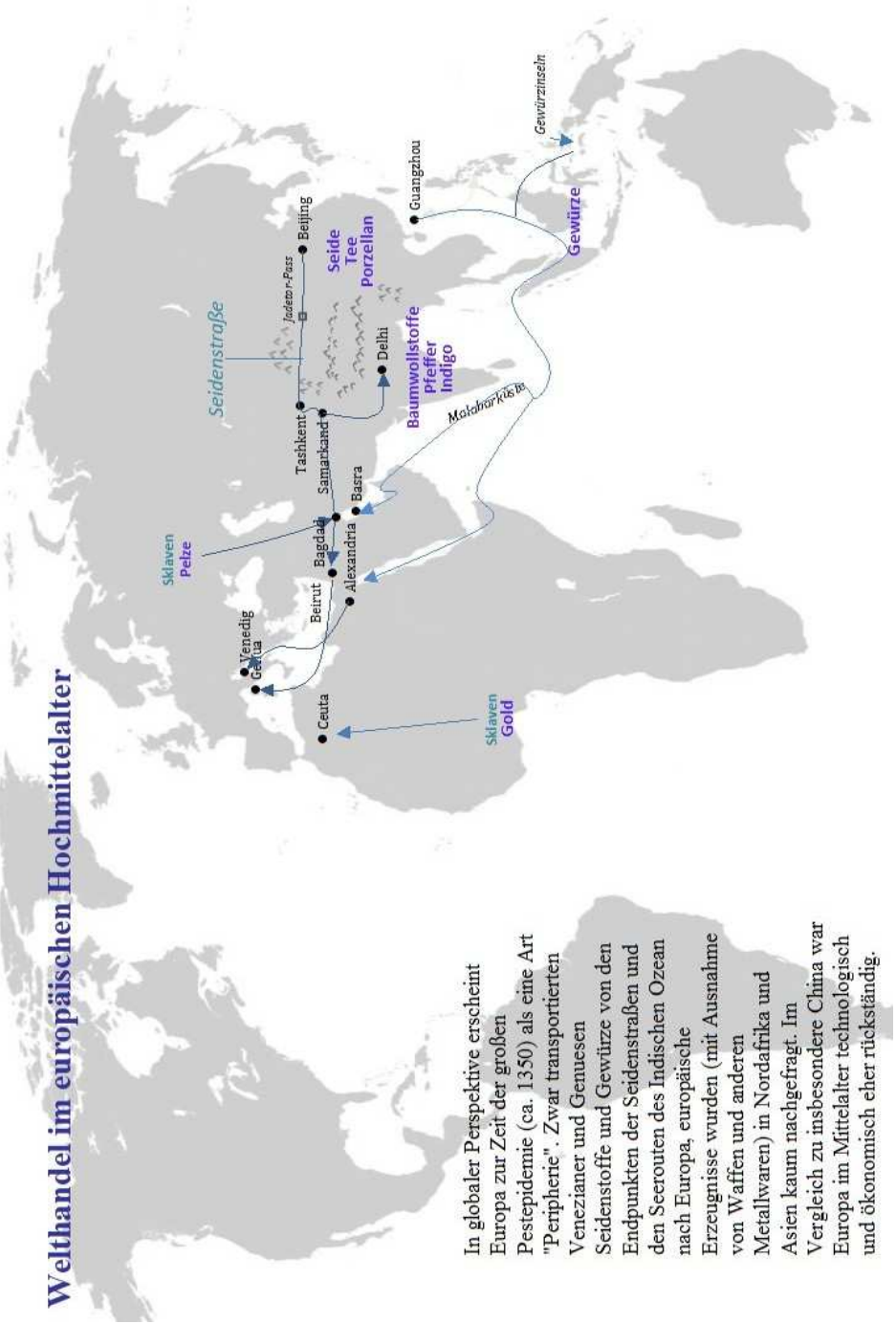
## Appendix B:

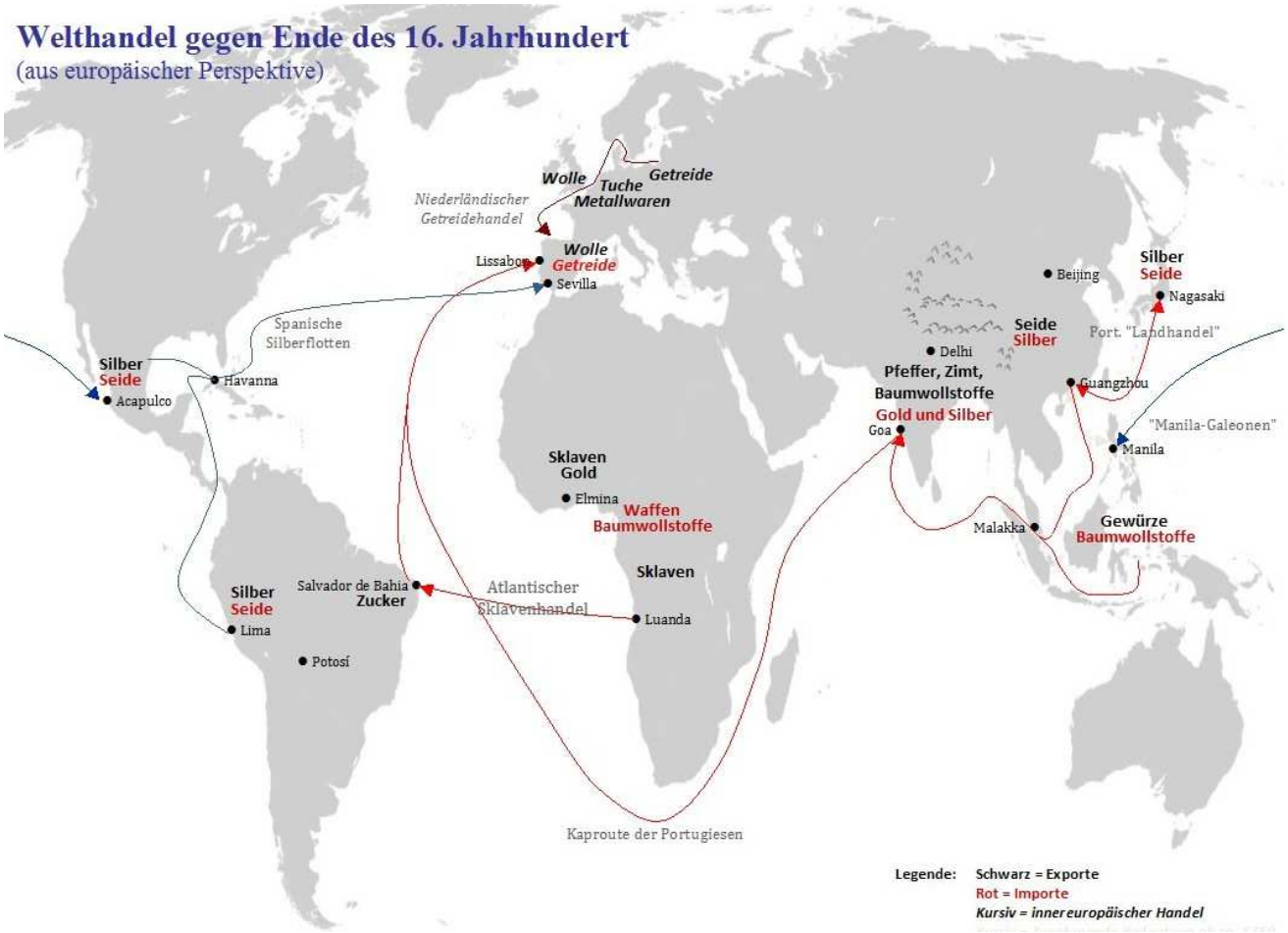
*Interregionaler Handel um ca. 1000 u.Z. (nach Findlay und O'Rourke 2007: 45)*

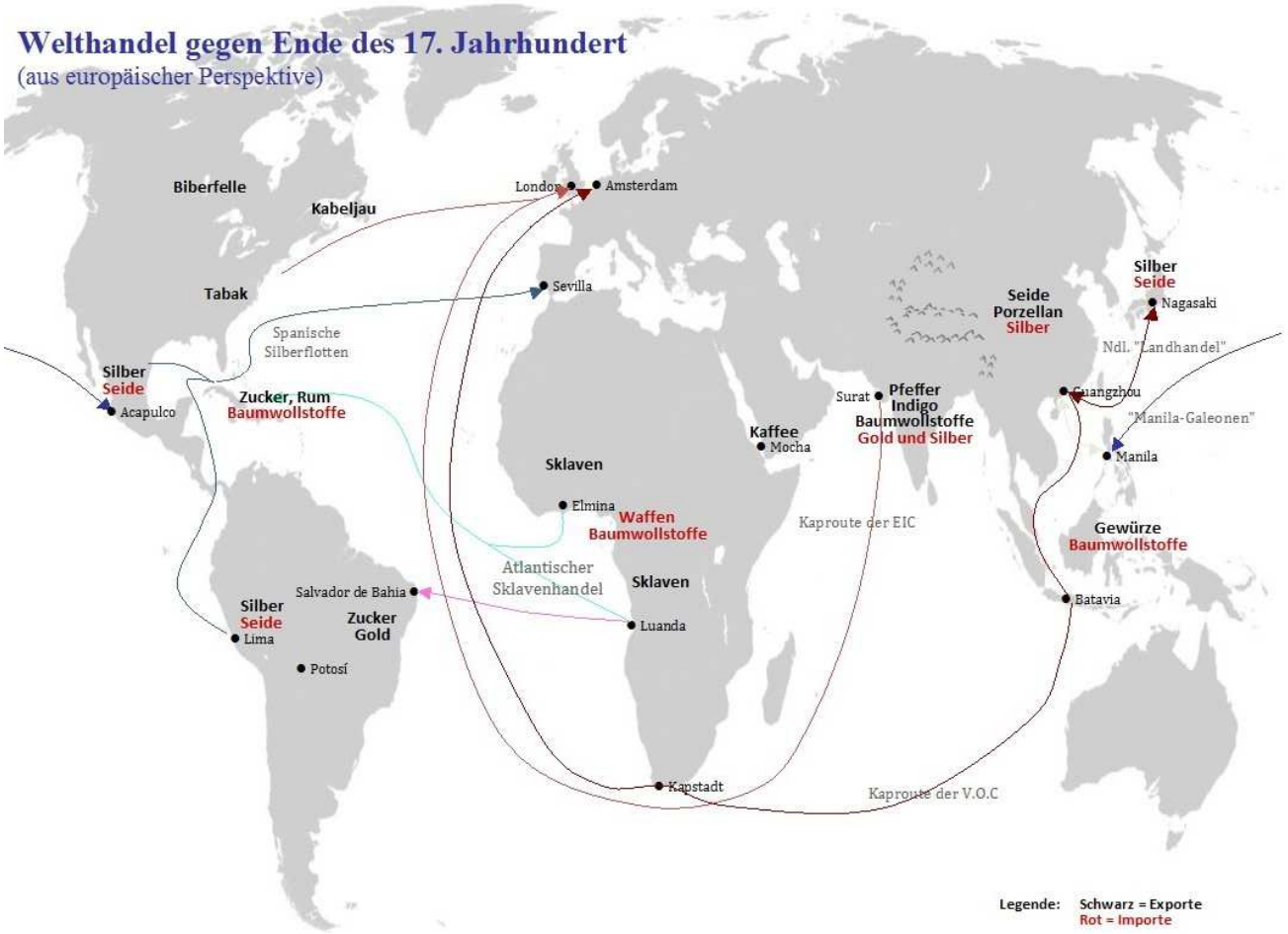
| Nach ⇨ / Von ⇩ | West-europa | Ost-europa | Islami-sche Welt | Zentral-asien | Schwarz-afrika | Südasien | Südost-asien | Ostasien |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| West-europa | | Schwerter | Sklaven, Schwerter | — | — | — | — | — |
| Ost-europa | Sklaven, Pelze, Silber | | Sklaven, Pelze, Silber | Pelze, Schwerter | — | — | — | — |
| Islami-sche Welt | Pfeffer, Gewürze, Textilien, Seide, Silber | Textilien, Silber | | Textilien | Salz, Textilien, Metall-waren, Schwer-ter, Pfer-de | Pferde | Gold | Gewürze |
| Zentral-asien | — | Silber | Papier, Silber, Sklaven | | — | Silber, Re-exporte | — | Pferde |
| Schwarz-afrika | — | — | Gold, Sklaven, Elfen-bein, Reis | — | | Holz, Ei-sen | — | — |
| Südasien | — | — | Pfeffer, Gewürze, Seide, Teakholz, Textilien | Pfeffer, Textilien | Textilien | | Textilien, Pfeffer | Textilien |
| Südost-asien | — | — | Gewürze, Parfum | — | — | Seide, Gewürze, Teakholz, Reis, Edel-steine | | Parfum, Gewürze, Sandel-holz |
| Ostasien | — | — | Seide, Porzellan | Seide, Tee | — | Seide, Porzellan | Seide, Kupfer, Geld | |

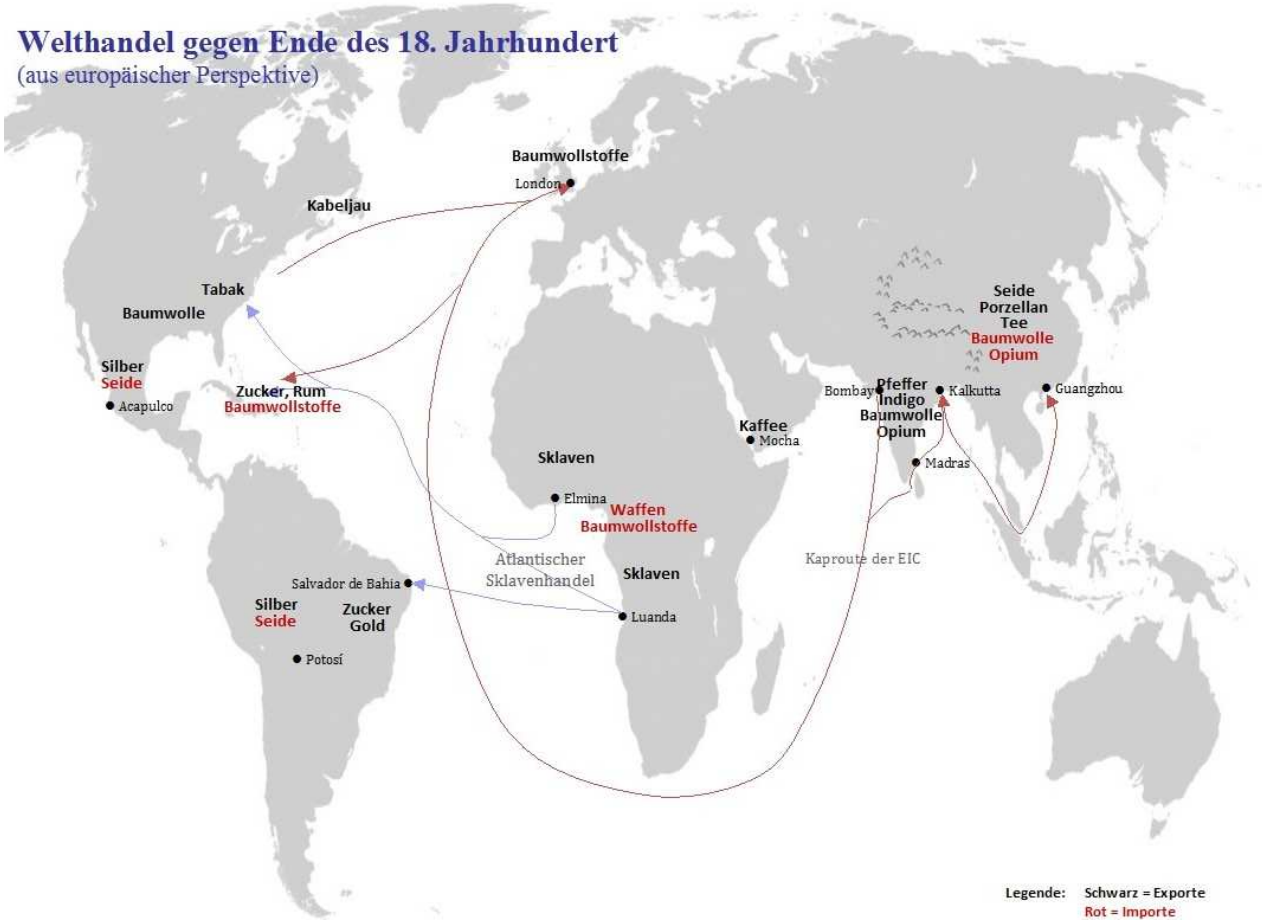
**Appendix C:**

*Entwicklung des globalen Handels zwischen ca. 1300 und 1800*




Welthandel gegen Ende des 16. Jahrhundert
(aus europäischer Perspektive)
Wolle
Tuche
Metallwaren
Getreide
Niederländischer Getreidehandel
Lissabon
Wolle
Getreide
Sevilla
Spanische Silberflotten
Silber
Seide
Acapulco
Havanna
Sklaven
Gold
Elmina
Waffen
Baumwollstoffe
Sklaven
Atlantischer Sklavenhandel
Luanda
Silber
Seide
Lima
Salvador de Bahia
Zucker
Potosí
Kaproute der Portugiesen
Beijing
Silber
Seide
Nagasaki
Seide
Silber
Port. "Landhandel"
Delhi
Pfeffer, Zimt,
Baumwollstoffe
Gold und Silber
Guangzhou
"Manila-Galeonen"
Goa
Manila
Malakka
Gewürze
Baumwollstoffe
Legende:
Schwarz = Exporte
Rot = Importe
Kursiv = innereuropäischer Handel


Welthandel gegen Ende des 17. Jahrhundert
(aus europäischer Perspektive)
Biberfelle
Kabeljau
Tabak
London
Amsterdam
Sevilla
Spanische
Silberflotten
Silber
Seide
Acapulco
Zucker, Rum
Baumwollstoffe
Sklaven
Elmina
Waffen
Baumwollstoffe
Atlantischer
Sklavenhandel
Sklaven
Luanda
Salvador de Bahia
Silber
Seide
Lima
Zucker
Gold
Potosí
Kapstadt
Kaproute der V.O.C
Kaffee
Mocha
Surat
Pfeffer
Indigo
Baumwollstoffe
Gold und Silber
Kaproute der EIC
Seide
Porzellan
Silber
Silber
Seide
Nagasaki
Ndl. "Landhandel"
Guangzhou
"Manila-Galeonen"
Manila
Gewürze
Baumwollstoffe
Batavia
Legende:
Schwarz = Exporte
Rot = Importe

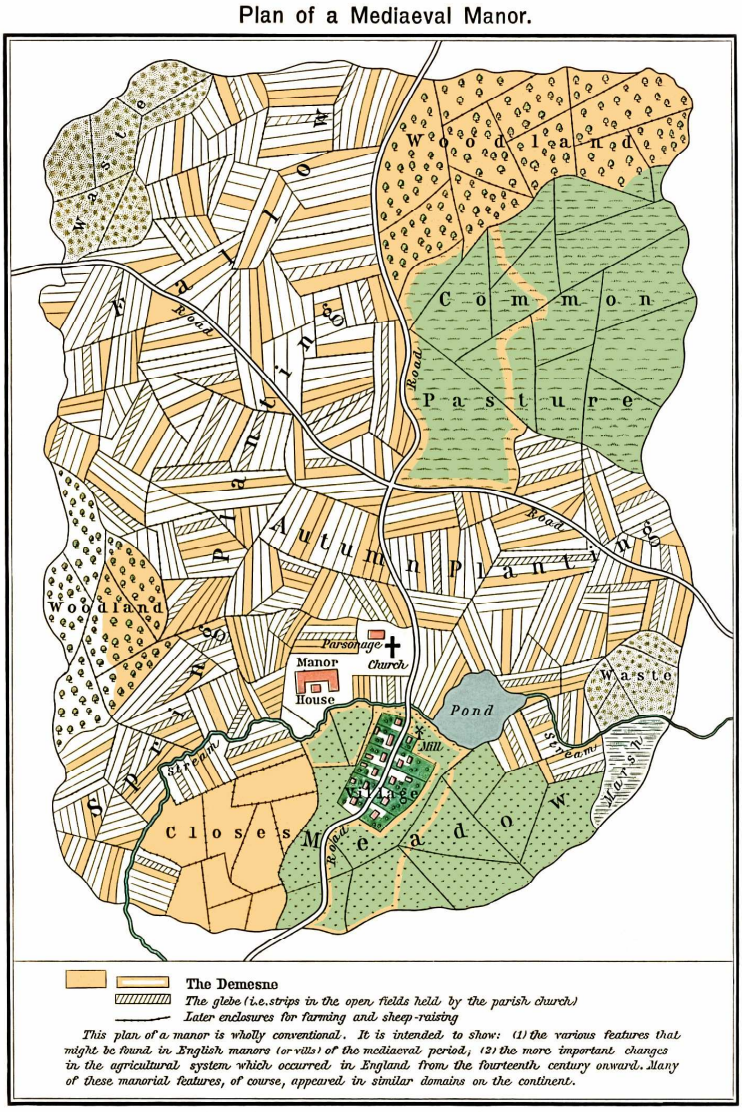

Welthandel gegen Ende des 18. Jahrhundert
(aus europäischer Perspektive)
Baumwollstoffe
London
Kabeljau
Tabak
Baumwolle
Silber
Seide
Acapulco
Zucker, Rum
Baumwollstoffe
Seide
Porzellan
Tee
Baumwolle
Opium
Bombay
Pfeffer
Indigo
Baumwolle
Opium
Kalkutta
Guangzhou
Madras
Kaffee
Mocha
Sklaven
Elmina
Waffen
Baumwollstoffe
Atlantischer
Sklavenhandel
Sklaven
Kaproute der EIC
Salvador de Bahia
Silber
Seide
Zucker
Gold
Luanda
Potosí
Legende: Schwarz = Exporte
Rot = Importe

**Appendix D:**

Übersicht der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung in Nordwesteuropa

## Appendix E:

*Idealtypische Strukturen der mittelalterlichen englischen Landwirtschaft*




Legende: (1,2 und 3) Wechseln mit Sommer- und Wintergetreide bestellte oder brach liegende offene Felder (Dreifelderwirtschaft). Die Entsprechend markierten Streifen werden von den Bauern für Grundherrn oder Kirche bestellt;(4) Allmende; (5) Heuwiesen; (6) Waldland, tw. von Beuern, aber zum größten Teil vom Grundherren für die Jagd genutzt; (7) Frühe Einhegungen als Teil der grundherrlichen Domäne; (8) Herrenhaus und Kirche, (9) Dorf; (10) Wassermühle. Im Laufe der Zeit werden die Strukturen durch weitere Einhegungen veränderten, die von den einzelnen Bauern bewirtschaftete Fläche wächst und wird zu einer zusammenhängenden Einheit. Auch die Fruchtfolgen verändern sich, anstelle der Brache können zum Beispiel Klee oder Hülsenfrüchte angebaut werden. Die Allmende wird aufgelöst und in die neuen Fruchtfolgen eingebunden. *Abbildung aus: Historical Atlas by William R. Shepherd (1923) [Quelle http://www.lib.utexas.edu/maps historical /shepherd/plan_mediaeval_manor.jpg]*

## Literatur


ABEL, Wilhelm (1978[3]): Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter. Hamburg / Berlin (Parey)

ABU-LUGHOD, Janet. L. (1989): Before European Hegemony. The World System A.D. 1250-1350. New York (Oxford University Press).

ACEMOGLU, Daron / JOHNSON, Simon / ROBINSON, James A. (2008): Determinanten für den Reichtum der Nationen: Die Französische Revolution als natürliches Experiment. In: Robinson / Wiegandt (2008).

ADAMCZYK, Dariusz (2001): Polens halbperiphere Stellung im internationalen System. Eine long–run Perspektive. In: Zeitschrift für Weltgeschichte 2/2, 2001.

ACKROYD, Peter (2000): London. The Biography. London (Vintage) 2001.

ADSHEAD, S.A.M. (2004): T'ang China. The Rise of the East in World History. Basingstoke / New York (Palgrave Macmillan).

AGNEW, Jean-Christophe (1993): Coming up for air. Consumer culture in historical perspective. In: Brewer / Porter 1993.

ALI, M. Athar (1975): The Passing of Empire: The Mughal Case. In: Modern Asian Studies, Vol.9, No. 3.

— (1993): The Mughal Polity. A Critique of "Revisionist" Approaches. In: Modern Asian Studies, Vol.27, No. 4.

ALLEN, Robert C. (2001): The Great Divergence in European Wages and Prices from the Middle Ages to the First World War. In: Explorations in Economic History, Vol. 38, No. 4.

— (2003): Progress and poverty in early modern Europe. In: Economic History Review, Vol. 56, No. 3.

— (2004): Agricultural Productivity and Rural Incomes in England and the Yangtze Delta, c. 1620 - c. 1820. *http://www.econ.ubc.ca/ine/papers/wp018.pdf*

— (2008): The Nitrogen Hypothesis and the English Agricultural Revolution: A Biological Analysis. In: The Journal of Economic History, Vol. 68, No. 1.

— (2009): The British Industrial Revolution in Global Perspective. Cambridge / New York (Cambridge University Press).

ÁLVAREZ-NOGAL, Carlos / PRADOS DE LA ESCOSURA, Leandro (2013): The Rise and Fall of Spain (1270-1850). In: Economic History Review, Vol. 66, No. 1.

ANDRADE, Tonio (2004): The Company's Chinese Pirates: How the Dutch East India Company Tried to Lead a Coalition of Pirates to War ageinst China, 1621–1662. In: Journal of World History, Vol. 15, No. 4.

ANTWEILER, Christoph (1999): Immanuel Wallerstein: Alle Entwicklung ist eingebettet im kapitalistischen Welt-System. In: E+Z – Entwicklung und Zusammenarbeit 9, September 1999.

APPADURAI, Arjun [Ed.] (1986): The social life of things. Commodities in cultural perspective. Cambridge / New York (Cambridge University Press).

ARASRATNAM, Sinnappah (1994): Maritime India in the Seventeenth Century. New Delhi (Oxford University Press) 2004.

ARRIGHI, Giovanni (2007): Adam Smith in Beijing. Lineages of the Twenty-First Century. London / New York (Verso).

ASTON, T.H. / PHILPIN, C.H.E. [Eds.] (1985): The Brenner Debate: Agrarian Class Structure and Economic Development in Pre-industrial Europe. Cambridge / New York (Cambridge University Press) 1987.
ATWELL, W.S. (1982): International bullion flows and the Chinese economy circa 1530–1650. In: Past and Present, No. 95.
— (2005): Another Look at Silver Imports into China, ca. 1635–1644. In: Journal of World History, Vol. 16, No. 4.
BALADIER, Georges (1965): Le royaume de Kongo du XVI$^{e}$ au XVIII$^{e}$ siècle. Paris (Hachette Littératures) 2009.
BALL, Warwick (2000): Rome in the East. The Transformation of an Empire. London (Routledge).
BARTLETT, Robert (1993): The Making of Europe. Conquest, Colonization and Cultural Change 950–1350. London (Penguin) 2003.
BAILEY, Mark (1998): Peasant welfare in England 1290–1348. In: Economic History Review, Vol. 51, No. 2.
BAYLY, Christopher A. (1988): Indian Society and the Making of the British Empire. Cambridge / New York (Cambridge University Press) 1990.
— (1989): Imperial Meridian: The British Empire and the World 1780-1830. London (Longman).
— (2000): South Asia and the "Great Divergence". In: Itinerario 24:3/4.
— (2004): The Birth of the Modern World 1780–1914. Oxford (Blackwell).
BAYLY, Christopher A. / HARPER, Tim H. (2004): Forgotten Armies: Britain's Asian Empire and the War with Japan. London (Penguin) 2005.
— (2006) Forgotten Wars. Freedom and Revolution in Southeast Asia. Cambridge, Mass. (Harvard University Press) 2007.
BAYLY, Susan (1999): Caste, Society and Politics in India from the Eighteenth Century to the Modern Age. Cambridge / New York (Cambridge University Press) 2001.
BEAN, Richard (1974): A Note on the Relative Importance of Slaves and Gold in West African Exports. The Journal of African History, Vol. 15, No. 3.
BECKETT, J.V. / TURNER, Michael (1990): Taxation an economic growth in eighteenth century England. In: The Economic History Review, Vol. 43, No. 3.
BERG, Maxine (1994): The Age of Manufactures. 2$^{nd}$ Edition. London (Routledge).
— (2002): From Imitation to Invention: Creating Commodities in Eighteenth Century England. In: The Economic History Review, Vol. 55, No. 1.
— (2004a): In Pursuit of Luxury. Global History and British Consumer Goods in the Eighteenth Century. In: Past and Present, No. 182.
— (2004b): Consumption in eighteenth and early nineteenth-century Britain. In FLOUD, Roderick / JOHNSON, Paul [Eds.]: The Cambridge Economic History of Modern Britain, Volume I: Industrialisation, 1700-1860. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
— (2005): Luxury & Pleasure. In Eighteenth Century Britain. Oxford (Oxford University Press).
BERGER, Johannes (1997): Was behauptet die Modernisierungstheorie wirklich – und was wird ihr nur unterstellt? In Leviathan 1:1997.
BICKHAM, Troy (2008): Eating the Empire: Intersections of Food, Cookery and Imperialism in Eighteenth-Century Britain. In: Past and Present, No. 198.
BISSON, Thomas N. (1994): The 'Feudal Revolution'. In: Past and Present, No. 142.

BLANNING, Tim (2002): The Culture of Power and the Power of Culture. Old Regime Europe 1660-1789. Oxford (Oxford University Press).
— (2007): The Pursuit of Glory. Europe 1648–1815. London (Penguin).
BLAUT, James (2000): Eight Eurocentric Historians. New York (Guildford Press).
BOIS, Guy (1978): Against the Neo–Malthusian Orthodoxy. In: Past and Present, No. 79.
BORSCH, Stuart J. (2005): The Black Death in Egypt and England: A Comparative Study. Austin (University of Texas Press).
BOSE, Sugata (2006): A Hundred Horizons. The Indian Ocean in the Age of Global Empire. Cambridge, Mass. (Harvard University Press).
BOSE, Sugata / JALAL, Ayesha (1998): Modern South Asia: History, Culture and Political Economy. London / New York (Routledge) 2004.
BOURDIEU, Pierre (1979): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/ Main (Suhrkamp) 1982.
— (1983): Ökonomisches Kapital, Kulturelles Kapital, Soziales Kapital. In: KRECKEL, Reinhard [Hg.]: Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen (Otto Schwarz).
BOWDEN, P.J. (1956): Wool Supply and the Woolen Industry. In: The Economic History Review, Vol. 9, No. 1.
BOWEN, H.V. (2006): The Business of Empire: The East India Company and Imperial Britain, 1756-1833. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
BRAUDEL, Fernand (1949): Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philips II. 3 Bde. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1990.
— (1979): Sozialgeschichte des 15. – 18. Jahrhunderts. 3 Bände: Der Alltag / Der Handel / Aufbruch zur Weltwirtschaft. München (Kindler) 1986.
— (1985): Die Dynamik des Kapitalismus. Stuttgart (Klett-Cotta) 1997.
BREEN, T. H. (1993): The meaning of things: interpreting the comsumer economy in the eighteenth century. In: Brewer / Porter 1993.
BRENNER, Robert (1976): Agrarian Class Structure and Economic Development in Pre–Industrial Europe. In: Past and Present, No. 70.
— (1977): The Origins of Capitalist Development: A Critique of Neo-Smithian Marxism. In: New Left Review, No. 104.
— (1982): The Agrarian Roots of European Capitalism. In: Past and Present, No. 97.
BRENNER, Robert / ISETT, Chris (2002): England's Divergence from China's Yangzi Delta. Property Relations, Micro-Economics, and Patterns of Development. In: Journal of Asian Studies 61:2 (2002).
BREWER, John / PORTER, Roy [Eds.] (1993): Consumption and the World of Goods. London / New York (Routledge).
BRIGDEN, Susan (2000): New Worlds, Lost Worlds. The Rule of the Tudors, 1485–1603. London (Penguin) 2002.
BROADBERRY, Stephen; GUAN, Hanhui; LI, David D. (2018): China, Europe, and the Great Divergence: A Study in Historical National Accounting, 980–1850. In: The Journal of Economic History, Vol. 78, No. 4.
BROOK, Timothy (1998): The Confusions of Pleasure. Commerce and Culture in Ming China. Berkeley and Los Angeles (University of California Press).
— (2008): Vermeer's Hat. The Seventeenth Century and the Dawn of the Global World. New York (Bloomsbury Press).
BURKE, Peter (1993): Res et verba. Conspicuous consumption in the early modern world. In: Brewer / Porter 1993.

CAMPBELL, Bruce M. / OVERTON, Mark (1993): A New Perspective on Medieval and Early Modern Agriculture: Six Centuries of Norfolk Farming c.1250–c.1850. In: Past and Present, No. 141.
CAMPBELL, Bruce M. (2005): The Agrarian Problem in the Early Fourteenth Century. In: Past and Present, No. 188.
— (2010): Nature as Historical Protagonist: Environment and Society in Pre-Industrial England. In: The Economic History Review, Vol. 63, No.3.
CARPENTER, David (2003): The Struggle for Mastery. Britain 1066–1284. London (Penguin) 2004.
CASALE. Giancarlo (2007): Global Politics in the 1580s: One Canal, Twenty Thousand Cannibals, and an Ottoman Plot to Rule the World. In: Journal of World History, Vol. 18, No. 3.
— (2010): The Ottoman Age of Exploration. Oxford / New York (Oxford University Press).
CHAUDHURI, K.N. (1978): The Trading World of Asia and the English East India Company 1660-1760. Cambridge / New York (Cambridge University Press) 2006.
— (1985): Trade and Civilisation in the Indian Ocean. An Economic History from the Rise of Islam to 1750. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
— (1993): The unity and disunity of Indian Ocean History from the rise of Islam to 1750: the outline of a theory and historical discourse. In: Journal of World History, Vol. 4, No. 1.
CHAUDHURI, Sushil / MORINEAU, Michael [Eds.] (1999): Merchants, Companies and Trade. Europe and Asia in the Early Modern Era. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
CHRISTIAN, David (2000): Silk Roads or Steppe Roads? The Silk Roads in World History. In: Journal of World History, Vol. 11, No.1.
CLARK, Christopher (2006): Iron Kingdom. The Rise and Downfall of Prussia, 1600–1947. London (Penguin) 2007.
CLARK, Gregory (1987): Productivity Growth without Technical Change in European Agriculture before 1850. In : The Journal of Economic History, Vol. 47, No. 2.
— (1988): The Cost of Capital and Medieval Agricultural Technique. In: Explorations in Economic History, 25 (1988).
— (1992): The Economics of Exhaustion, the Postan Thesis, and the Agricultural Revolution. In : The Journal of Economic History, Vol. 52, No. 1.
— (2006): What made Britannia great? How much of the rise of Britain to world dominance by 1850 does the Industrial Revolution explain? In: Hatton, Tim; O'Rourke, Kevin; Taylor, Alan [Eds.]: Comparative Economic History: Essays in honor of Jeffrey Williamson. Cambridge, Mass. (MIT Press) 2006.
— (2007): The Long March of History: Farm Wages, Population and Economic Growth, England 1209–1869. In: The Economic History Review, Vol. 60, No.1.
CLEMENS, Paul G. E. (1966): The Rise of Liverpool, 1665–1750. In: The Economic History Review, Vol. 19, No. 2 (May, 1966).
COLEMAN, D.C. (1969): An Innovation and its Diffusion: the "New Draperies". In: The Economic History Review, Vol. 22, No.3.
COLLEY, Linda (1992): Britons. Forging the Nation 1707–1837. Revised edition, New Haven / London (Yale University Press) 2009.
— (2002): Captives: Britain, Empire and the World 1600–1850. London (Pimlico) 2003.

COOK, Harold J. (2007): Matters of Exchange. Commerce, Medicine, and Science in the Dutch Golden Age. New Haven / London (Yale University Press).
CORBIN, Alain (1982): Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. Berlin (Wagenbach) 1984.
CRESSY, David (2011): Saltpetre, State Security and Vexation in Early Modern England. In: Past and Present, No. 212.
CROSBY, Alfred W. (2004): Ecological Imperialism. The Biological Expansion of Europe, 900–1900. New Edition. Cambridge, New York, Melbourne (Cambridge University Press).
CROWLEY, Roger (2008): Empires of the Sea. The Final Battle for the Mediterranean, 1521–1580. London (Faber and Faber).
DALRYMPLE, William (2013): Return of a King. The Battle for Afghanistan. London (Bloomsbury).
DARWIN, John (2007): After Tamerlane. The Rise and Fall of Global Empires, 1400–2000. London (Penguin).
— (2009): The Empire Project. The Rise and Fall of the British World System, 1830–1970. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
DAVIS, Ralph (1954): English Foreign Trade 1660–1700. In: The Economic History Review, Vol. 7, No. 2.
— (1956): Mechant Shipping in the Economy of the Late Seventeenth Century. In: The Economic History Review, Vol. 9, No. 1.
— (1962): English Foreign Trade 1700–1774. In: The Economic History Review, Vol. 15, No. 2.
— (1966): The Rise of Protection in England 1689–1786. In: The Economic History Review, Vol. 19, No. 2.
DASH, Mike (1999): Tulipomania. The Story of the World's Most Coveted Flower and the Extraordinary Passions it Aroused. New York (Three Rivers Press).
DENG, Kent [Gang] (1997): Chinese Maritime Activities and Socioeconomic Development, c. 2100 B.C. - 1900 A.D. Westport, Conn. (Greenwood Press).
— (1999a): Maritime Sector, Institutions, and Sea Power of Premodern China. Westport, Conn. (Greenwood Press).
— (1999b): The Premodern Chinese Economy: Structural Equilibrium and Capitalist Sterility. London / New York (Routledge).
— (2000): A critical survey of recent research in Chinese economic history. In: The Economic History Review, Vol. 53, No. 1 (Feb. 2000).
DE SOUZA, Philip (2001): Seefahrt und Zivilisation. Hamburg (marebuchverlag) 2003.
DE VRIES, Jan (1976): The Economy of Europe in an Age of Crisis, 1600–1750. Cambridge, New York, Melbourne (Cambridge University Press).
— (1993): Between Purchasing Power and the World of Goods. Understanding the Household Economy in Early Modern Europe. In: Brewer / Porter 1993.
— (1994): The Industrial Revolution and the Industrious Revolution. In: The Journal of Economic History, Vol. 54, No.2.
— (2008): The Industrious Revolution. Consumer Behaviour and the Household Economy, 1650 to the Present. Cambridge, New York, Melbourne (Cambridge University Press).
DE VRIES, Jan / VAN DER WOUDE, Ad (1995): The First Modern Economy. Success, Failure and Perseverance of the Dutch Economy, 1500–1815. Cambridge, New York, Melbourne (Cambridge University Press) 1997.

DEVROEY, Jean-Pierre (1999): Men and Women in Eary Medieval Serfdom: The Ninth-Century Frankish Evidence. In: Past and Present, No. 166.
DIAMOND, Jared (1997): Guns, Germs ans Steel. The Fates of Human Societies. New York, London (W.W. Norton) 2003.
DOUGLAS, Mary (1986): Wie Institutionen denken, Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1991.
DUBY, Georges (1969): Krieger und Bauern. Die Entwicklung der mittelalterlichen Wirtschaft und Gesellschaft bis um 1200. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1984.
— (1984): Guillaume le Maréchal oder der beste aller Ritter. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1986.
DUCHESNE, Ricardo (2005): Peer Vries, the Great Divergence, and the California School: Who's In and Who's Out? In: World History Connected Vol. 2, Issue 2.
— (2006): Asia First? In: The Journal of the Historical Society VI:1, March 2006. Oxford (Blackwell).
DURKHEIM, Émile (1912): Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1978.
DYER, Christopher (2000): Alternative Approaches to the History of Agriculture (Review Article). In: Past and Present, No. 168.
— (2002): Making a Living in the Middle Ages. The People of Britain 850-1520. London (Penguin) 2003.
— (2005): An Age of Transition? Economy and Society in England in the Later Middle Ages. Oxford (Oxford University Press).
— (2007): The Ineffectiveness of Lordship in England. In: Dyer / Coss / Wickham [Eds.] (2007): Rodney Hilton's Middle Ages. An Exploration of Historical Themes. Oxford (Oxford University Press, Past and Present Supplement).
— (2012): Poverty and Its Relief in Late Medieval England. In: Past and Present, No. 216.
ELLIOTT, J. H. (2006): Empire of the Atlantic World. Britain and Spain in America, 1492–1830. New Haven and London (Yale University Press).
ELSTER, Jon (1986): Rational Choice. New York, N.Y. (New York Univ. Press).
ELTIS, David / ENGERMAN, Stanley L. (2000): The Importance of Slavery and the Slave Trade to Industrializing Britain. In : The Journal of Economic History, Vol. 60, No. 1.
ELVIN, Mark (1983): Why China Failed to Create an Endogenous Industrial Capitalism. A Critique of Max Weber's Explanation. In: Theory & Society, Vol. 13 / 3.
— (1998): The Environmental Legacy of Imperial China. In: China Quarterly, Vol. 13/3.
— (2004): The Retreat of the Elephants. An Environmental History of China. New Haven and London (Yale University Press).
ELWERT, Georg (1991): Gabe, Reziprozität und Warentausch. Überlegungen zu einigen Ausdrücken und Begriffen. In Berg/Lauth/Wimmer [Hg.] (1991): Ethnologie im Widerstreit. München (Trickster).
EVANS, Chris; JACKSON, Owen; RYDÈN, Göran (2002): Baltic iron and the British iron industry in the eighteenth century. In: The Economic History Review, Vol. 55, No. 4.
EVANS, Chris / RYDÉN, Göran (2018): 'Voyage Iron' : An Atlantic Slve Trade Currency, its European Origins, and West African Impact. In: Past and Present, No. 239.
FAGAN, Brian (2006): Fish on Friday. Feasting, Fasting and the Discovery of the New World. New York (Basic Books).
FARA, Patricia (2002): An Entertainment for Angels. Electricity in the Enlightenment. Duxford (Icon Press).
— (2003): Sex, Botany & Empire. The Story of Carl Linnaeus and Joseph Banks. Duxford (Icon Press).

FARNIE, D.A. (1962): The Commercial Empire of the Atlantic, 1607–1783. In: The Economic History Review, Vol. 15, No. 2.
FEINSTEIN, Charles H. (1998): Pessimism Perpetuated: Real Wages and the Standard of Living in Britain during and after the Industrial Revolution. In : The Journal of Economic History, Vol. 58, No. 3.
FELDBAUER, Peter (2005): Die Portugiesen in Asien. 1498-1620. Essen (Magnus).
FERGUSON, Niall [Ed.] (1997): Virtual History. Alternatives and Counterfactuals. London (Macmillan-Papermac).
— (2003): Empire. How Britain Made the Modern World. London (Penguin) 2004.
— (2008): The Ascent of Money: A Financial History of the World. London (Penguin).
FERNÁNDEZ-ARMESTO, Felipe (1987): Before Columbus. Exploration and Colonization from the Mediterranean to the Atlantic 1229–1492. Philadelphia PA (University of Pennsylvania Press) 1992.
FINLAY, Robert (1998): The Pilgrim Art: The Culture of Porcelain in World History. In: Journal of World History, Vol. 9, No. 2.
FINDLAY, Ronald / O'ROURKE, Kevin (2007): Power and Plenty. Trade, War and the World Economy in the Second Millenium. Princeton and Oxford (Princeton University Press).
FISCHER, Edward F. / BENSON, Peter (2006): Broccoli and Desire. Global Connections and Maya Struggles in Postwar Guatemala. Stanford (Stanford University Press).
FLETCHER, Richard (2003): The Cross and the Crescent. London (Penguin) 2004.
FLYNN, Dennis / GIRÁLDEZ, Arturo (1995): Born with a "silver spoon": The origin of world trade in 1571. In: Journal of World History, Vol. 6, No. 2.
— (2002): Cycles of silver: global economic unity through the mid-eighteenth century. In: Journal of World History, Vol. 13, No. 2.
FOUCAULT, Michel (1975): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1979.
FRANK, Andre Gunder (1998): ReOrient. Global Economy in the Asian Age. Berkeley and Los Angeles (University of California Press).
— (2004): Geschichtswissenschaft und Sozialtheorie "Re-Orientieren"! In: Zeitschrift für Weltgeschichte 4:1 (2004).
FRASER, Antonia (1992): The Six Wifes of Henry VIII. London (Phoenix) 2002.
FRENCH, H.R. (1999): Social Status, Localism and the 'Middle Sort' of People' in England 1620-1750. In: Past and Present, No. 166.
FURBER, Holden (1976): Rival Empires of Trade in the Orient, 1600–1800. New Delhi (Oxford University Press) 2004.
GALBRAITH, John Kenneth (1958): The Affluent Society. London (Penguin) 1970.
GILBOY, Elizabeth (1932): Demand as a Factor in the Industrial Revolution. In HARTWELL, R. M. [Ed.] (1967): The Causes of the Industrial Revolution in England. London (Methuen) 1977.
GOLDEN, Peter B. (2011): Central Asia in World History. Oxford / New York (Oxford University Press).
GOLDSTONE, Jack (2002): Efflorescences and Economic Growth in World History. Rethinking the "Rise of the West" and the Industrial Revolution. In: Journal of World History Vol. 13, No.2.
GOODWIN, Jason (1998): Lords of the Horizon. A History of the Ottoman Empire. New York (Henry Holt & Co.) 1999.

GOODY, Jack (1996): The East in the West. Cambridge, New York, Melbourne (Cambridge University Press).
— (2004): Capitalism and Modernity: The Great Debate. London (Polity).
— (2006): The Theft of History. Cambridge, New York, Melbourne (Cambridge University Press).
GRAY, Jack (2002): Rebellions and Revolutions. China from the 1800s to 2000. 2nd Edition. Oxford / New York (Oxford University Press).
GREENFELD, Liah (2001): The Spirit of Capitalism. Nationalism and Economic Growth. Cambridge, Mass. (Harvard University Press).
GRIFFIN, Emma (2018): Diets, Hunger and Living Standards During the British Industrial Revolution. In: Past and Present, No. 239.
HABIB, Irfan (1969): Potentialities of Capitalistic Development in the Economy of Mughal India. In: The Journal of Economic History, Vol. 29, No. 1.
HAJNAL, John (1965): European Marriage Pattern s in Perspective. In: GLASS, D.V. and EVERSLEY, D.E.C. [Eds.]: Population in History. Essays in Historical Demography. London (Edward Arnold).
HARRIS, Ron (1994): The Bubble Act: Ist Passage an Its Effects on Business Organization. In: The Journal of Economic History, Vol. 54, No. 3.
HATCHER, John (1981): English Serfdom and Villeinage: Towards a Reassessment. In: Past and Present, No. 90.
— (1994): England in the Aftermath of the Black Death. In: past and Present, No. 144.
— (1998): Labour, Leisure and Economic Thought before the Nineteenth Century. In: Past and Present, No. 160.
— (2003): Understanding the Population History of England 1450–1750. In: Past and Present, No. 180.
— (2008): The Black Death. An Intimate History. London (Weidenfeld & Nicholson).
HATCHER, John / Bailey, Mark (2001): Modelling the Middle Ages. The History and Theory of England's Economic Development. Oxford (Oxford University Press).
HEIN, Wolfgang (2000): Andre Gunder Frank. Metropolen, Satelliten und das Weltsystem. In: E+Z – Entwicklung und Zusammenarbeit 3, März 2000.
HERLIHY, David (1997): The Black Death and the Transformation of the West. Cambridge, Mass. (Harvard University Press).
HEYWOOD, Linda (2009): Slavery and its transformation in the Kingdom of Kongo: 1491–1800. In: Journal of African History, Vol. 50.
HILTON, Anne (1981): Tha Jaga Reconsidered. In: Journal of African History, Vol. 22.
HILTON, Rodney E. (1951): Was there a General Crisis of Feudalism? In: ders. 1990.
— (1952): Capitalism – What's in a Name? In: Past and Present, No. 1.
— (1965): Freedom and Villeinage in England. In: Past and Present, No. 31.
— (1973): Bond Men Made Free: Medieval Peasant Movements and the English Rising of 1381. London / New York (Routledge) 1995.
— (1978): A Crisis of Feudalism. In: Past and Present, No. 80.
— (1984a): Feudalism in Europe: problems for Historical Materialists. In: ders. 1990.
— (1984b): Small Town Society in England before the Black Death. In: Past and Present, No. 105.
— (1990): Class Conflict and the Crisis of Feudalism. *Revised edition*. London (Verso).

HOBSBAWM, Eric (1954): The General Crisis of the European Economy in the 17th Century. In: Past and Present, No. 3 and No.4.
— (1968): Industrie und Empire, Britische Wirtschaftsgeschichte seit 1750. Band 1. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1981.
HOBSON, John M. (2004): The Eastern Origins of Western Civilisation. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
HOCHSCHILD, Adam (1998): King Leopold's Ghost: A Story of Greed, Terror, and Heroism in Colonial Africa. New edition. London (Pan) 2006.
HOLMES, Richard (2008): The Age of Wonder. How the Romantic Generation Discovered the Beauty and Terror of Science. London (Harper Press) 2009.
HOPKIRK, Peter (1990): The Great Game. On Secret Service in High Asia. London (John Murray) 2006.
HOWE, Christopher (1996): The Origins of Japanese Trade Supremacy. Development and Technology in Asia 1540 to the Pacific War. London (Hurst & Company).
HOYLE, R.W. (1990): Tenure and the land market in early modern England: or a late contribution to the Brenner debate. In: The Economic History Review, Vol. 43, No. 1.
HUANG, Philip C.C. (1990): The Peasant Family and Rural Development in the Yangzi Delta, 1350–1988. Stanford, Ca. (Stanford University Press).
— (2002): Development or Involution in Eighteenth-Century Britain and China? In: The Journal of Asian Studies Vol. 61, No. 2.
HUME, David (1752): Über Handel. In ders.: Politische und ökonomische Essays. Hamburg (Meiner) 1988.
HUNT, Alan (1996): Governance of the Consuming Passions: A History of Sumptuary Law. London / New York (Routledge).
INIKORI, Joseph E. (2007): Africa and the globalization process: western Africa 1540–1850. In : Journal of Global History, No. 2.
ISRAEL, Jonathan I. (1995): The Dutch Republic. Its Rise, Greatness, and Fall 1477–1806. Oxford (Clarendon Press) 1998.
JACOB, Margaret C. (1997): Scientific Culture and the Making of the Industrial West. Oxford/New York (Oxford University Press).
JACOB, Margaret / KADANE, Matthew (2003): Missing, Now Found in the Eighteenth Century. Weber's Protestant Capitalist. In: American Historical Review, February 2003, Vol. 2008.
JAMES, Lawrence (1997): Raj. The Making and Unmaking of British India. London (Abakus) 1998.
KAMEN, Henry (2002): Empire. How Spain became a World Power, 1492–1763. New York (HarperCollins) 2003.
KISHLANSKY, Mark (1997): A Monarchy Transformed: Britain 1603–1714. London (Penguin) 2000.
KOLCHIN, Peter (1993): American Slavery 1619–1877. New York (Hill and Wang).
KOSMINSKY, E. A. (1955): The Evolution of Feudal Rent in England from the XIth to the XVth Centuries. In: Past and Present, No. 7.
KRIPPENDORF, Ekkehart (1975): Internationales System als Geschichte. Frankfurt/Main (Campus).
KULISCHER, Josef (1928): Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Handbuch der mittelalterlichen und neuen Geschichte. Band I: Das Mittelalter. München (Oldenbourg) 1988.

KUNISCH, Johannes (2004): Friedrich der Große. Ein König und seine Zeit. München (C.H. Beck).
LANDES, David S. (1998): Wohlstand und Armut der Nationen. Warum die einen reich und die anderen arm sind. Berlin (Siedler) 2001.
LANGDON, John (1983): Horse Hauling: A Revolution in Vehicle Transport in Twelfth– and Thirteenth–Century England . In: Past and Present, No. 103.
— (1994): Lordship and Peasant Consumerism in the Milling Industry of Early Fourteenth–Century England. In: Past and Present, No. 145.
LANGDON, John / MASSCHAELE, James (2006): Commercial Activity and Population Growth in Medieval England. In: Past and Present, No. 190.
LAUDAGE, Johannes / HAGENEIER, Lars / LEIVERKUS, Yvonne (2006): Die Zeit der Karolinger. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
LE GOFF, Jacques (2003): Die Geburt Europas im Mittelalter. München (Beck) 2004.
LEMIRE, Beverley (1991): Fashion's Favourite. The Cotton Trade and the Consumer in Britain. Oxford (Oxford University Press).
LE ROY LADURIE, Emmanuel (1985): A Reply to Robert Brenner. In: ASTON/ PHILPIN (1985).
LEVATHES, Louise (1994): When China Rules the Seas. The Treasure Fleet of the Dragon Throne, 1405–1433. Oxford / New York (Oxford University Press) 1996.
LEVI, Anthony (2004): Renaissance and Reformation. The Intellectual Genesis. New Haven and London (Yale University Press).
LEVINE, David (1985): Industrialization and the Proletarian Family in England. In: Past and Present, No. 107.
LIU, Xinru (2010): The Silk Road in World History. Oxford / New York (Oxford University Press).
LUNDT, Bea (2009): Europas Aufbruch in die Neuzeit, 1500–1800. Eine Kultur- und Mentalitätsgeschichte. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
MACCULLOCH, Diarmaid (2003). Reformation. Europe's House Divided, 1490–1700. London (Penguin) 2004.
MALINOWSKI, Bronislaw (1922): Argonauten des westlichen Pazifik. Frankfurt/Main (Syndikat) 1979.
MALOWIST, Marian (1958): Poland, Russia and the Western trade in the 15th and 16th centuries. In: Past and Present, No. 13.
— (1966): The problem of inequality of economic development in Europe in the later Middle Ages. In: Economic History Review, Vol. 19, No. 1.
MARKS, Robert B. (1998): Tigers, Rice, Silk & Silt. Environment and Economy in Late Imperial South China. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
— (2002): Die Ursprünge der modernen Welt. Eine globale Weltgeschichte. Darmstadt (WBG) 2006.
MASSELOS, Jim [Hg.] (2010): Imperien Asiens. Stuttgart (Theiss).
MARX, Karl (1859): Zur Kritik der politischen Ökonomie [MEW 13]. Berlin (Dietz) 1973.
— (1890[4]): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band [MEW 23]. Berlin (Dietz) 1962.
— (1893): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band [MEW 25]. Berlin (Dietz) 1973.
MAYHEW, N.J. (2013): Prices in England, 1170–1750. In: Past and Present, No. 219.
MAWSON, Stephanie J. (2016): Convicts or *Conquistadores*? Spanish Soldiers in the Seventeenth-Century Pacific. In: Past and Present, No. 232.

McHAFFIE, M.W. (2018): Law and Violence in Elenventh-Century France. In: Past and Present, No. 238.
McKENDRICK, Neil (1982): The Consumer Revolution in Eighteenth-Century England. In: McKendrick, Neil / Brewer, John / Plumb, J. H.: The Birth of a Consumer Society: The Commercialization of Eighteenth-Century England. Bloomington (Indiana University Press).
McLYNN, Frank (2004): 1759. The Year Britain Became Master of the World. London (Pimlico).
McPHERSON, Kenneth (1993): The Indian Ocean. A History of People and the Sea. New Delhi (Oxford University Press) 2004.
MEREDITH, David / OXLEY, Deborah (2014): Food and Fodder. Feeding England, 1700–1900. In: Past and Present, No. 222.
MILES, Steven (1998): Consumerism as a Way of Life. London (Sage).
MILESON, Stepen (2017): Openness and Closure in the Later medieval Village. In: Past and Present, No. 234.
MILLER, Daniel (2008): The Comfort of Things. London (Wiley & Sons).
MILTON, Giles (1999): Nathaniel's Nutmeg. How One Man's Courage Changed the Course of History. London (Hodder and Stroughton).
MINTZ, Sidney W. (1985): Sweetness and Power. The Place of Sugar in Modern History. London (Penguin) 1986. Dt.: Die süße Macht. Frankfurt/Main (Campus) 1987.
— (1993): The changing roles of food in the study of consumption. In: Brewer / Porter 1993.
MITTERAUER, Michael (2008): Mittelalterliche Wurzeln des europäischen Entwicklungsvorsprungs. Zwölf Thesen zum historischen Sonderweg unseres Kontinents. In: Robinson / Wiegandt (2008).
MOKYR, Joel (1990): The Lever of Riches. Technological Creativity and Economic Progress. Oxford/New York (Oxford University Press).
— (1998): The New Economic History and the Industrial Revolution. Editor's Introduction. In ders. [Hg.]: The British Industrial Revolution. An Economic Perspective. Boulder, Co. (Westview Press).
— (2005): The Intellectual Origins of Modern Economic Growth. In: The Journal of Economic History, Vol. 65, No. 2.
— (2008): Die europäische Aufklärung, die industrielle Revolution und das moderne ökonomische Wachstum. In: Robinson / Wiegandt (2008).
— (2009): The Enlightened Economy. An Economic History of Britain 1700–1850. New Haven and London (Yale University Press).
MONTGOMERY, David R. (2007): Dreck. Warum unsere Zivilisation den Boden unter den Füßen verliert. München (oekom) 2010.
MOORE, R.I. (2000): The First European Revolution, c. 970–1215. Oxford (Blackwell).
MORE, Thomas [*Thomas Morus*] (1516): Utopia. In: Bacon, Francis / Campanella, Tommaso / Morus, Thomas: Der utopische Staat. Reinbek (Rowohlt) 1976.
MORRIS, Ian (2010): Why the west rules – for now. The pattern of history, and what they reveal about the future. New York (Farrar, Straus and Giroux).
NOHLEN, Dieter (1999): Raúl Prebisch. Das Zentrum-Peripherie-Modell der internationalen Wirtschaftsbeziehungen. In: E+Z – Entwicklung und Zusammenarbeit 11, November 1999.
NOLTE, Hans-Heinrich (2005): Weltgeschichte. Imperien, Religionen und Systeme vom 15. zum 19. Jahrhundert. Wien (Böhlau).

NORTH, Douglass C. (1990): Insitutions, Institutional Change, and Economic Performance. New York (Norton).
NORTH, Douglass C. and WEINGAST, Barry (1989): Constitutions and Commitment: Evolution of Institutions Governing Public Choice in Seventeenth Century England. In: The Journal of Economic History, Vol. 49, No. 4.
O'BRIEN, Patrick Karl (1977): Agriculture and the Industrial Revolution. In : The Economic History Review, Vol. 30, No. 1.
— (1982): European Economic Development: The Contribution of the Periphery. In: Economic History Review, Vol. 35, No.1.
— (1988): The political economy of British taxation, 1660–1815. In : The Economic History Review, Vol. 41, No. 1.
— (1996): Path Dependency, or Why Britain Became an Industrialized and Urbanized Economy Long before France. In : The Economic History Review, Vol. 49, No. 2.
— (1999): Imperialism and the Rise and Decline of the British Economy 1688-1914. In: New Left Review, No. 238.
— (2001): Metanarratives in Global Histories of Material Progress. In: The International History Review, Vol. 23, No. 2.
O'BRIEN, Patrick Karl / ENGERMAN, Stanley L. (1991): Exports and the growth of the British economy from the Glorious Revolution to to the Peace of Amiens. In: Solow 1991.
O'CONNELL, Sanjida (2004): Sugar. The Grass that Changed the World. London (Virgin Books).
OHLMEYER, Jane (2018): Eastward Enterprises: Colonial Ireland, Colonial India. In: Past and Present, No. 240.
ORMROD, David (2003): The Rise of Commercial Empires. England and the Netherlands in the Age of Mercantilism, 1650-1770. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
OSTERHAMMEL, Jürgen (2009): Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München (Beck).
OUTRAM, Dorind (2006): Aufbruch in die Moderne. Stuttgart (Belser).
OVERTON, Mark (1996): Agricultural Revolution in England. The Transformation of the Agrarian Economy 1500-1850. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
PAMUK, Sevket (2004): Institutional Change and the Longevity of the Ottoman Empire, 1500-1800. In: Journal of Interdisciplinary History, Vol. 35.
— (2007): The Black Death and the 'Great Divergence' across Europe, 1300-1600. In: European Review of Economic History, Vol 11, No. 3, December 2007.
PARKER, Geoffrey (1987): The Military Revolution: Military Innovation and the Rise of the West, 1500–1800. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
PARRY, John H. (1966): Das Zeitalter der Entdeckungen. München (Kindler) 1978.
— (1971): Europäische Kolonialreiche im 18. Jahrhundert. München (Kindler) 1978.
PARTHASARATI, Prasannan (1998): Rethinking wages and competitiveness in the eighteenth century: Britain and South India. In: Past and Present, No. 158.
— (2002): The Great Divergence. Review Article. In: Past and Present, No. 176.
PAVORD, Anna (2005): The Naming of Names. The Search of Order in the World of Plants. London (Bloomsbury).
PEARSON, Michael N. (2003): The Indian Ocean. London / New York (Routledge).

PENN, Simon A.C. / DYER, Christopher (1990): Wages and earnings in late medieval England: evidence from the enforcement of the labour laws. In : The Economic History Review, Vol. 43, No. 3.
PERDUE, Peter C. (2005): China Marches West. The Qing Conquest of Central Eurasia. Cambridge, Mass. (Harvard University Press).
PERKIN, Harold J. (1969): The Social Causes of the British Industrial Revolution. In: Transactions of the Royal Historical Society, 5th Series, Vol. 18.
PERROY, Edouard (1949): A l'origine d'une économie contractée: les crises du XIVe siècle. In: Annales: E.S.C., 1949, No. 4.
POLANYI, Karl (1947): Unser obsoletes marktwirtschaftliches Denken. In ders. Ökonomie und Gesellschaft. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1979.
POMERANZ, Kenneth (2000a): The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy. Princeton (Princeton University Press).
— (2000b): Re-thinking the Late Imperial Chinese Economy: Develeopment, Disaggregation, and Decline, circa 1730–1930. In: Itinerario 24: 3/4.
— (2002): Beyond the East-West Binary. Resituating Development Paths in the Eighteenth-Century World. In: The Journal of Asian Studies 61, No. 2 (May 2002).
— (2003): Nachdenken über vergleichende Wirtschaftsgeschichte: "Der fernöstliche Entwicklungsweg" als Konzeption, Geschichte und Politik. In: Zeitschrift für Weltgeschichte 4:2 (2003)
— (2007): Social History and World History: From Daily Life to Patterns of Change. In: Journal of World History, Vol. 18, No. 1.
POMERANZ, Kenneth / TOPIK, Steven (2006): The World that Trade Created. Society, Culture and the World Economy. 2nd Edition. Armonk, N.Y. (M.E. Sharpe).
PONTING, Clive (1991): A Green History of the World. The Environment and the Collapse of Great Civilizations. London (Penguin) 1993.
PORTER, Roy (1991): English Society in the 18th Century. Revised Edition. London (Penguin).
— (1994): London. A Social History. London (Penguin) 2000.
— (2000): Enlightenment. Britain and the Creation of the Modern World. London (Penguin) 2001.
POSTAN, M. M. [Ed.] (1966): The agrarian life of the Middle Ages. The Cambridge economic history of Europe, Vol. 1. Cambridge / New York (Cambridge University Press) 1973.
— (1967): Investment in Medieval Agriculture. In: The Journal of Economic History, Vol. 27, No. 3.
POSTAN, M. M. / HATCHER, John (1978): Population and Class Relations in Feudal Society. In: Past and Present, No. 78.
PRICE, Richard (1999): British Society 1680-1880. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
PRAKASH, Om (1999): The Portuguese and the Dutch in Asian maritime trade: a comparative analysis. In: CHAUDHURI / MORINEAU 1999.
PRITCHARD, James (2004): In Search of Empire: The French in the Americas, 1670-1730. Cambridge / New York (Cambridge University Press) 2007.
PTAK, Roderich (2007): Die maritime Seidenstraße. Küstenräume, Seefahrt und Handel in vorkolonialer Zeit. München (Beck).

RAPP, Richard T. (1975): The Unmaking of the Mediterranean Trade Hegemony: International trade Rivalry and the Commercial Revolution. In: The Journal of Economic History, Vol. 35, No. 3.
RAY, Rajat Kanta (1998): Indian Society and the Establishment of British Supremacy, 1765–1818. In: Marshall, P.J.: The Oxford History of the British Empire. Vol. 2: The Eighteenth Century. Oxford/New York (Oxford University Press) 2001.
REID, Anthony (1990): An "Age of Commerce" in Southeast Asian History. In: Modern Asian Studies, Vol. 24.
ROBINSON, James A. / WIEGANDT, Klaus [Hg.] (2008): Die Ursprünge der modernen Welt. Geschichte im wissenschaftlichen Vergleich. Frankfurt/Main (Fischer).
RODGER, N.A.M. (1997): The Safeguard of the Sea: A Naval History of Britain: 660-1649. New York (W. W. Norton) 1999.
— (2004): The Command of the Ocean. A Naval History of Britain, 1649–1815. London (Penguin) 2005.
ROESDAHL, Else (19982): The Vikings. London (Penguin) 2001.
RUBIN, Miri (2005): The Hollow Crown. A History of Britain in the Late Middle Ages. London (Penguin) 2006.
RUSSEL, Peter (2000): Prince Henry 'the Navigator'. A Life. London (Yale University Press).
SAHLINS, Marshall (1972): Stone-Age Economics. Hawthorne, NewYork (Aldine de Gruyter).
SCHAMA, Simon (1987): The Embarrassment of Riches. An Interpretation of Dutch Culture in the Golden Age. New York (Vintage Books) 1997.
SEWELL, William H. Jr. (2010): The Empire of Fashion and the Rise of Capitalism in Eighteenth Century France. In: Past and Present No. 206.
SIMMS, Brendan (2007): Three Victories and a Defeat. The Rise and Fall of the First British Empire. London (Pengiun) 2008.
SKEMPTON, W.A. (1971): Samuel Wyatt and the Albion Mill. In: Architectural History Vol. 14.
SLAVIN, Philip (2014): Market Failure During the Great Famine in England and Wales, 1315–1317. In: Past and Present, No. 222.
SLOAN, Kim [Ed.] (2003): Enlightenment. Discovering the World in the Eighteenth Century. London (British Museum Press) 2005.
SMITH, Adam (1776): An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations. Oxford/New York (Oxford University Press) 1976.
SMITH, Woodruff D. (1984): The Function of Commercial Centers in the Modernization of European Capitalism: Amsterdam as an Information Exchange in the Seventeenth Century. In: The Journal of Economic History, Vol. 44, No. 4.
— (2002): Consumption and the Making of Respectability 1600–1800. New York / London (Routledge).
SÖDER-MAHLMANN, Joachim (2005): Soziale Tatsachen und kollektive Vorstellungen. Ein Beitrag zur Soziologie des Tauschs und der Erkenntnis. Universität Hannover (Habilitationsschrift).
— (2015): Bedürfnis und Verlangen. Anmerkungen zur Emergenz der Konsumgesellschaft. In: Dierksmeier/Hemel/Manemann [Hg.]: Wirtschaftsanthropologie. Baden-Baden (Nomos).
SOMBART, Werner (1913): Luxus und Kapitalismus. München (Duncker & Humblot) 1922.

SONENSCHER, Michael (2012): Debate: The Empire of Fashion and the Rise of Capitalism in Eighteenth Century France. In: Past and Present, No. 216.
SPUFFORD, Peter (2002): Handel, Macht und Reichtum. Kaufleute im Mittelalter. Darmstadt (Wiss. Buchgesellschaft) 2004.
STEARNS, Peter N. (1997): Stages of Consumerism: Recent Work on the Issues of Periodization. In: The Journal of Modern History, Vol. 69, No. 2.
— (2001): Consumerism in World History. The Global Transformation of Desire. London (Routledge).
STYLES, John (1993): Manufacturing, Consumption and Design in Eighteenth-Century England. In: Brewer / Porter 1993.
— (2000): Product innovation in early modern London. In: Past and Present, No. 168.
SUBRAHMANYAM, Sanjay (1993): The Portuguese Empire in Asia, 1500-1700: A Political and Economic History. London (Longman).
— (1997): The career and legend of Vasco da Gama. Cambridge / New York (Cambridge University Press).
SUGIHARA, Kaoru (2003): The East Asian Path of Economic Development: A Long-term Perspective. In: Arrighi, Giovanni / Hamashita, Takeshi / Seldon, Mark [Eds.]: The Resurgence of East Asia: 500, 150 and 50 year Perspectives. London (Routledge).
SUMPTION, Jonathan (1990): Trial by Battle. The Hunderd Years War I. London (Faber and Faber) 1999.
— (1999): Trial by Fire. The Hunderd Years War II. London (Faber and Faber) 2001.
— (2009): Divided Houses. The Hunderd Years War III. London (Faber and Faber) 2012.
— (2015): Cursed Kings. The Hunderd Years War IV. London (Faber and Faber) 2016.
TEMIN, Peter und VOTH, Hans-Joachim (2004): Riding the South Sea Bubble. In: The American Economic Review, Vol. 94, No. 5.
THIRSK, Joan (1964): The Common Fields. In: Past and Present, No. 29.
— (1997): Alternative Agriculture. A History from the Black Death to the Present Day. Oxford (Oxford University Press).
THOMAS, Hugh (1997): The Slave Trade. The History of the Atlantic Slave Trade 1440–1870. London (Picador).
— (2003): Rivers of Gold. The Rise of the Spanish Empire. London (Penguin) 2010.
— (2010): The Golden Empire. Spain, Charles V, and the Creation of America. New York (Random House).
— (2014): World wirthout End. The Global Empire of Philipp II. London (Penguin) 2015.
THOMAS, Nicholas (2010): Islanders. The Pacific in the Age of Empire. New Haven and London (Yale University Press).
THOMPSON, E. P. (1967): Time, Work-Discipline, and Industrial Capitalism. In: Past and Present, No. 38.
THOMPSON, William R. (1999): The Military Superiority Thesis and the Ascendancy of Western Eurasia in the World System. In: Journal of World History, Vol. 10, Number 1.
THORNTON, John K. (2012): A Cultural History of the Atlantic World, 1250–1820. Cambridge, New York (Cambridge University Press).
TIERSTEN, Lisa (2004): Review: Woodruff D. Smith, "Consumption and the Making of Respectability 1600–1800". In: Journal of Social History, Vol. 38, Issue 2.
TRACY, James D. (1993): Herring Wars: The Habsburg Netherlands and the Struggle for Control of the North Sea, ca. 1520-1560. In: The Sixteenth Century Journal, XXIV/2.

TRENTMANN, Frank (2004): Beyond Consumerism: New Historical Perspectives on Consumption. In: Journal of Contemporary History Vol. 39, No. 3.
— (2016): Empire of Things. How We Became a World of Consumers, from the 15th Century the 21st. London (Allan Lane).
TYERMAN, Christopher (2006): God's War. A New History of the Crusades. London (Penguin) 2007.
VAN ZANDEN, Jan L. (2002): 'The revolt of the early modernists' and the 'first modern economy': an assessment. In: The Economic History Review, Vol. 55, No. 4.
— (2008): Die mittelalterlichen Ursprünge des "europäischen Wunders". In: Robinson / Wiegandt (2008).
— (2009): The skill premium and the 'Great Divergence'. In: European Review of Economic History, Vol. 13, No. 1.
VEBLEN, Thorstein (1899): Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt/Main (Fischer) 1986.
VINER, Jacob (1948): Power and Plenty as Objectives of Foreign Policy in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. In: World Politics, Vol. 1, No. 1.
VINK, Markus P. M. (2007): Indian Ocean Studies and the 'new thalassology'. In: Journal of Global History, No. 2.
VOTH, Hans-Joachim (1998): Time and Work in Eighteenth-Century London. In: The Journal of Economic History, Vol. 58, No. 1.
VRIES, Peer H. (2001): Are Coal and Colonies Really Crucial? Kenneth Pomeranz and the Great Divergence. In: Journal of World History Vol. 12, No. 2.
— (2002): Governing Growth: A Comparative Analysis of the Role of the State in the Rise of the West. In: Journal of World History Vol. 13, No. 1.
— (2003): Via Peking back to Manchester. Britain, the Industrial Revolution, and China. Leiden (CNWS Publications).
WALLERSTEIN, Immanuel (1974): Das moderne Weltsystem. Die Anfänge kapitalistischer Landwirtschaft und die europäische Weltökonomie im 16. Jahrhundert. Frankfurt/Main (Syndikat) 1986.
— (1980): Das moderne Weltsystem II. Der Merkantilismus. Europa zwischen 1600 und 1750. Wien (Promedia) 1998.
— (1983): European Economic Development: A Comment on O'Brien. In: Economic History Review, 36:4 (1983).
— (1989): Die große Expansion. Das moderne Weltsystem III. Die Konsolidierung der Weltwirtschaft im langen 18. Jahrhundert. Wien (Promedia) 2004.
— (2004): World-Systems Analysis. An Introduction. Durham, N.C. und London (Duke University Press).
WARDE, Paul (2018): Trees, Trade and Textiles: Potash Imports and Ecological Dpendecy in British Industry, c. 1550-1770. In: Past and Present, No. 240.
WASHBROOK, David (1997): From Comparative Sociology to Global History: Britain and India in the Pre-History of Modernity. In: Journal of the Economic and Social History of the Orient, Vol. 40, No. 4.
— (2007): India in the early modern world economy: modes of production, reproduction and exchange. In: Journal of Global History, No. 2.
WEATHERHILL, Lorna (1988): Consumer behaviour and material culture in Britain, 1660–1760. London (Routledge).

WEBER, Eugen (1976): Peasants into Frenchmen. The Modernization of Rural France, 1870–1914. Stanford (Stanford University Press).
WEBER, Max (1904/05): Die protestantische Ethik und der Geist der Kapitalismus. In ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen (Mohr und Siebeck) 1980.
— (1915/19): Wirtschaftsethik der Weltreligionen. In ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen (Mohr und Siebeck) 1980.
— (1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß einer verstehenden Soziologie. Tübingen (Mohr und Siebeck) 1976.
WHEATCROFT, Andrew (2008): The Enemy at the Gate. Habsburgs, Ottomans and the Battle for Europe. London (Pimlico) 2009.
WHITE, Jerry (2012): London in the Eighteenth Century. London (The Bodley Head).
WILKINSON, David (2004): The Power Configuration Sequence of the Central World System, 1500–700 BC. In: Journal of World-Systems Research, X, 3, Fall 2004.
WILLIAMS, Eric (1944): Capitalism and Slavery. Chapel Hill, N.C. (University of North Carolina Press).
WILLIAMS, J. E. (1966): The British Standard of Living, 1750–1850. In: The Economic History Review, Vol. 19, No. 2.
WILLIAMSON, Edwin (1992): The Penguin History of Latin America. London (Penguin).
WILLS, John E. jr. (1993): European consumption and Asian production in the seventeenth and eighteenth centuries. In: Brewer / Porter 1993.
— (2001): 1688: A Global History. London (Granta Books) 2002.
— (2009): The World from 1450 to 1700. Oxford / New York (Oxford University Press).
WILSON, Charles (1960): Cloth Production and International Competition in the Seventeenth Century. In: The Economic History Review, Vol. 13, No. 2.
WILSON, Peter H. (2009): Europe's Tragedy. A History of the Thirty Years War. London (Allen Lane).
WINCHESTER, Simon (2001): Eine Karte verändert die Welt. William Smith und die Geburt der modernen Geologie. München (btb) 2003.
WINK, André (1988): Al-Hind. India and Indonesia in the Islamic world-economy, c. 700–1800 AD. In: Itinerario 12: 1.
WOLF, Eric R. (1997[2]): Europe and the People Without History. Berkeley (University of California Press).
WOLMAR, Christian (2007): Fire and Steam: A New History of the Railways in Britain. London (Atlantic Books).
WONG, R. Bin (2000): China Transformed. Historical Change and the Limits of European Experience. Ithaca, N.Y. (Cornell University Press).
WRIGLEY, Edward Anthony (1967): A Simple Model of London's Importance in Changing English Society and Economy 1650-1750. In: Past and Present No. 37.
— (2004): Poverty, Progress, and Population. Cambridge, New York (Cambridge University Press).
— (2010): Energy and the English Industrial Revolution. Cambridge, New York (Cambridge University Press).
WRIGHTSON, Keith (2000): Earthly Necessities. Economic Lives in Early Modern Britain, 1470–1750. London (Penguin) 2002.
ZIEGLER, Philip (1969): The Black Death. Brimscombe Port Stroud, Gloucestershire (The History Press) 2010.
ZYLBERBERG, David (2015): Fuel Prices, Regional Diets and Cooking Habits in the English Industrial Revolution (1750–1830). In: Past and Present, No. 240.